DAVID GRAEBER

VOM AUTOR DES BESTSELLERS
SCHULDEN. DIE ERSTEN 5000 JAHRE

BULLSHIT JOBS

VOM WAHREN SINN DER ARBEIT



»Nach der Lektüre ist man regelrecht berauscht von den originellen wie provokanten Gedanken.«
Tobias Wenzel, Deutschlandfunk Kultur

DAVID GRAEBER

VOM AUTOR DES BESTSELLERS
SCHULDEN. DIE ERSTEN 5000 JAHRE

BULL SHIT JOBS

VOM WAHREN SINN

DER ARBEIT



»Nach der Lektüre ist man regelrecht berauscht von den originellen wie provokanten Gedanken.«
Tobias Wenzel, Deutschlandfunk Kultur

David Graeber

BULLSHIT-JOBS

Vom wahren Sinn der Arbeit

Aus dem Englischen von
Sebastian Vogel

Klett-Cotta

Impressum

Klett-Cotta
www.klett-cotta.de
Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Bullshit Jobs. A Theory«

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg
unter Verwendung eines Fotos von © Simon & Schuster, New York
Datenkonvertierung: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Printausgabe: ISBN 978-3-608-98245-7
E-Book: ISBN 978-3-608-11506-2

Dieses E-Book basiert auf der aktuellen Auflage der Printausgabe.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Inhalt

sinnloser Beschäftigung?

Die Unmöglichkeit, einen absoluten Wertmaßstab zu entwickeln

Die allgemeine Anerkennung eines gesellschaftlichen Wertes, der sich vom wirtschaftlichen Wert unterscheiden lässt, im Einzelnen aber nur sehr schwer zu definieren ist

Die umgekehrte Beziehung zwischen dem gesellschaftlichen Wert der Arbeit und dem Geldbetrag, der meist dafür bezahlt wird

Die theologischen Wurzeln unserer Einstellung zur Arbeit

Der Ursprung der nordeuropäischen Vorstellung, bezahlte Arbeit sei für das Werden eines erwachsenen Menschen unentbehrlich

Wie Arbeit mit dem Aufkommen des Kapitalismus vielerorts entweder als Mittel für gesellschaftliche Reformen oder letztlich als eigenständige Tugend betrachtet wurde und wie Arbeiter dem die Arbeitswerttheorie entgegensetzten

Die entscheidende Schwäche der Arbeitswerttheorie, wie sie im 19. Jahrhundert populär wurde, und die Ausnutzung dieser Schwäche durch das Kapital

Wie Arbeit im Laufe des 20. Jahrhunderts zunehmend vor allem als Form von Disziplin und Selbstaufopferung geschätzt wurde

Kapitel 7
Welche politischen Auswirkungen haben die Bullshit-Jobs? Lässt sich an der Situation etwas ändern?

VORWORT

Das Phänomen der Bullshit-Jobs

Im Frühjahr 2013 sorgte ich unabsichtlich für eine kleine internationale Sensation.

Es begann damit, dass ich einen Artikel für eine neue radikale Zeitschrift namens *Strike!* schreiben sollte. Der Redakteur fragte, ob ich etwas Provokatives hätte, das sonst keiner veröffentlichen wollte. Meist habe ich eine oder zwei Ideen für solche Essays in petto, also schrieb ich einen Entwurf und gab ihm den kurzen Titel »Über das Phänomen der Bullshit-Jobs«.

Ausgangspunkt für den Artikel war eine Vermutung. Jeder von uns kennt berufstätige Menschen, die nach dem Eindruck von Außenstehenden eigentlich nicht viel tun: Personalberater, Kommunikationskoordinatoren, PR-Wissenschaftler, Finanzstrategen, Anwälte für Gesellschaftsrecht oder die (im akademischen Umfeld allgemein bekannten) Leute, die ihre Zeit in Gremiensitzungen zubringen und über das Problem überflüssiger Gremien diskutieren. Die Liste schien endlos zu sein. Wäre es nicht möglich, so fragte ich mich, dass diese Jobs tatsächlich nutzlos sind und dass diejenigen, die sie ausführen, sich dessen auch genau bewusst sind? Jeder trifft doch von Zeit zu Zeit auf Menschen, die den Eindruck haben, dass sie eine witzlose, unnötige Tätigkeit ausführen.

Kann irgendetwas stärker demoralisieren, als während seines ganzen Erwachsenenlebens an fünf von sieben Tagen morgens aufzuwachen und dann eine Arbeit zu verrichten, von der man insgeheim glaubt, dass sie nicht verrichtet werden muss – dass sie einfach nur Zeit- und Geldverschwendung ist oder die Welt sogar schlechter macht? Wäre das nicht eine schreckliche seelische Wunde, die sich quer durch unsere Gesellschaft zieht? Wenn ja, dann war es eine Wunde, über die anscheinend niemand sprach. Ob die Menschen in ihrem Beruf glücklich sind, wurde in einer Vielzahl von Umfragen untersucht. Aber soweit ich weiß, gab es keine Untersuchung zu der Frage, ob Menschen den Eindruck haben, dass ihr Beruf eine Daseinsberechtigung hat.

Der Gedanke, unsere Gesellschaft könne von unnützen Tätigkeiten durchsetzt sein, ohne dass jemand darüber reden mag, erscheint nicht von vornherein unplausibel. Das Thema Arbeit ist mit Tabus besetzt. Schon die Tatsache, dass die meisten Menschen ihren Job nicht gern tun und jede Ausrede, nicht zur Arbeit zu gehen, reizvoll finden, kann man im Fernsehen nicht ohne Weiteres ansprechen – jedenfalls nicht in den Fernsehnachrichten; nur in Dokumentarfilmen und Stand-up-Comedys wird gelegentlich darauf angespielt. Solche Tabus habe ich selbst erlebt: Ich war einmal als Medienbeauftragter für eine Aktivistengruppe tätig, die Gerüchten zufolge im Rahmen der Proteste gegen einen Weltwirtschaftsgipfel mit einer Kampagne des zivilen Ungehorsams den Nahverkehr von Washington lahmlegen wollte. In den Tagen davor konnte man, wenn man wie ein Anarchist aussah, fast

nirgendwo hingehen, ohne dass man von fröhlichen Staatsdienern angesprochen wurde. Sie erkundigten sich, ob es wirklich stimmte, dass sie am Montag nicht zur Arbeit fahren müssten. Dennoch gelang es Fernsehteams zur gleichen Zeit, städtische Angestellte zu interviewen – und es würde mich nicht wundern, wenn es in manchen Fällen *dieselben* Angestellten waren –, die sich pflichtschuldig dazu äußerten, wie entsetzlich tragisch es doch wäre, wenn sie nicht zur Arbeit gehen könnten. Schließlich wussten sie, dass sie damit ins Fernsehen kommen würden. Offensichtlich sind die Menschen nicht bereit, freimütig zu sagen, was sie über solche Fragen wirklich denken – jedenfalls nicht in der Öffentlichkeit.

Es war plausibel, aber eigentlich wusste ich es nicht. Den Artikel zu schreiben, war für mich so etwas wie ein Experiment. Ich war gespannt, welche Reaktionen ich damit auslösen würde.

Für das Augustheft 2013 schrieb ich:

Über das Phänomen der Bullshit-Jobs

Im Jahr 1930 prophezeite John Maynard Keynes, die Technologie werde bis zum Ende des Jahrhunderts so weit fortgeschritten sein, dass Länder wie Großbritannien und die Vereinigten Staaten bei einer 15-Stunden-Arbeitswoche angekommen wären. Wir haben allen Grund zu glauben, dass er recht hatte. Aus technischer Sicht wären wir dazu durchaus in der Lage. Und doch kam es nicht so. Wenn überhaupt, wurden mithilfe der Technologie neue Wege erschlossen, damit

wir alle mehr arbeiten. Um das zu bewerkstelligen, musste man Jobs schaffen, die letztlich nutzlos sind. Insbesondere in Europa und Nordamerika führen Heerscharen von Menschen während ihres ganzen Berufslebens Tätigkeiten aus, von denen sie insgeheim glauben, dass sie nicht ausgeführt werden müssten. Aus dieser Situation erwächst ein weitreichender moralischer und geistiger Schaden. Er ist eine Narbe, die sich quer über unsere kollektive Seele zieht. Und doch spricht praktisch niemand darüber.
Warum wurde das von Keynes versprochene Utopia – das noch in den 1960er Jahren sehnlichst erwartete wurde – niemals Wirklichkeit? Heute lautet die Standardantwort: Er sah die starke Zunahme des Konsumdenkens nicht voraus. Wenn wir die Wahl zwischen weniger Arbeitsstunden und mehr Spielzeug oder Vergnügungen haben, entscheiden wir uns kollektiv für Letzteres. Das gibt ein hübsches moralisches Märchen ab, aber schon bei kurzem Nachdenken wird klar, dass es nicht stimmen kann. Ja, wir sind seit den 1920er Jahren Zeugen geworden, wie eine endlose Vielfalt neuer Berufe und Branchen entstanden ist, aber nur die wenigsten davon haben mit dem Vertrieb von Sushi, I-Phones oder schicken Sneakers zu tun.
Um was für neue Jobs handelt es sich eigentlich im Einzelnen? Ein klares Bild liefert ein kürzlich erschienener Bericht, in dem die Beschäftigung in den Vereinigten Staaten in den Jahren 1910 und 2000 verglichen wurde (und der, so muss ich feststellen, in Großbritannien seinen genauen Widerhall findet). Im

Laufe des vergangenen Jahrhunderts ist die Zahl derer, die als Hausangestellte, in der Industrie und in der Landwirtschaft arbeiteten, drastisch gesunken. Gleichzeitig hat sich die Zahl der Arbeitskräfte in den Bereichen von »Gewerbe, Verwaltung, Behörden, Verkauf und Dienstleistungen« verdreifacht und ist »von einem Viertel auf drei Viertel der Gesamtzahl der Beschäftigten« gewachsen. Mit anderen Worten: Jobs in der Produktion wurden gemäß den Vorhersagen im Wesentlichen wegautomatisiert. (Selbst wenn man die Industriearbeiter auf der ganzen Welt einschließlich der schuftenden Massen in Indien und China zählt, machen solche Arbeiter bei Weitem nicht mehr einen so hohen Prozentsatz der Gesamtbevölkerung aus wie früher.) Aber statt zuzulassen, dass eine drastische Verkürzung der Arbeitszeiten der Weltbevölkerung die Freiheit verschaffte, ihren eigenen Vorhaben, Vergnügungen, Visionen und Ideen nachzugehen, wurden wir Zeugen einer Aufblähung, von der allerdings weniger der »Dienstleistungssektor« betroffen war als vielmehr der Verwaltungsbereich. Das ging bis hin zur Schaffung ganz neuer Branchen wie Finanzdienstleistungen oder Telefonwerbung und bis zur beispiellosen Ausweitung von Sektoren wie Unternehmensrecht, Hochschul- und Gesundheitsverwaltung, Personalwesen und Public Relations. Und in den Zahlen sind all diejenigen, deren Aufgabe es ist, die genannten Branchen administrativ, technisch oder im Hinblick auf die Sicherheit zu unterstützen, ebenso wenig enthalten wie die vielen ergänzenden Branchen (Hundepfleger, Rund-um-die-Uhr-

Pizzaboten), die nur deshalb existieren, weil alle anderen einen so großen Teil ihrer Zeit für die Arbeit in den übrigen Branchen aufwenden.

Das sind die »Bullshit-Jobs«, wie ich sie gern nennen möchte.

Es ist, als würde sich irgendjemand sinnlose Tätigkeiten ausdenken, nur damit wir alle ständig arbeiten. Und genau da liegt das Rätsel. Im Kapitalismus sollte genau das eigentlich *nicht* eintreten. Natürlich, in den alten, ineffizienten sozialistischen Staaten wie der Sowjetunion, wo Beschäftigung sowohl ein Recht als auch eine heilige Pflicht war, schuf das System so viele Jobs, wie es schaffen musste. (Deshalb waren in den sowjetischen Kaufhäusern drei Verkäufer nötig, um ein Stück Fleisch zu verkaufen.) Aber solche Probleme sollte der marktwirtschaftliche Wettbewerb eigentlich beseitigen. Zumindest in der wirtschaftswissenschaftlichen Theorie wäre es das Letzte, was ein gewinnorientiertes Unternehmen tun würde, Geld an Mitarbeiter auszuzahlen, die eigentlich nicht gebraucht werden. Und doch geschieht genau das.

Konzerne nehmen zwar ständig erbarmungslose Kürzungen vor, aber von Entlassungen und Mehrarbeit sind regelmäßig diejenigen Menschengruppen betroffen, die tatsächlich Dinge herstellen, transportieren, reparieren und instand halten. Durch eine seltsame Alchemie, die niemand erklären kann, wird die Zahl der bezahlten Aktenschieber am Ende immer größer, und immer mehr Angestellte arbeiten – sowjetischen Arbeitern eigentlich nicht unähnlich – auf dem Papier 40

oder sogar 50 Stunden in der Woche, aber effizient arbeiten sie, wie Keynes es vorhergesagt hatte, nur 15 Stunden. Die übrige Zeit dient dazu, zu organisieren, an Motivationsseminaren teilzunehmen, Facebook-Profile zu aktualisieren oder Fernsehserien herunterzuladen.
Die Antwort ist eindeutig nicht wirtschaftlicher, sondern moralischer und politischer Natur: Die herrschende Klasse hat gemerkt, dass eine glückliche, produktive Bevölkerung, der viel Freizeit zur Verfügung steht, eine tödliche Gefahr ist. (Denken wir nur daran, was in den 1960er Jahren geschah, als man dem nur ein wenig näher kam.) Und andererseits ist es für sie ein außerordentlich bequemes Gefühl, Arbeit als solche sei ein moralischer Wert und jeder, der sich nicht während des größten Teils seiner wachen Stunden einer strengen Arbeitsdisziplin unterwirft, habe nichts verdient.
Als ich einmal über das scheinbar endlose Wachstum der administrativen Zuständigkeiten an britischen Hochschulinstituten nachdachte, überfiel mich eine mögliche Vision der Hölle. Die Hölle ist eine Ansammlung von Personen, die den größten Teil ihrer Zeit mit einer Tätigkeit beschäftigt sind, die sie nicht mögen und nicht besonders gut beherrschen. Angenommen, sie wurden eingestellt, weil sie ausgezeichnete Möbeltischler sind, und dann merken sie, dass sie während eines Großteils ihrer Zeit Fische braten sollen. Die Tätigkeit muss auch eigentlich nicht ausgeführt werden – schließlich gibt es nur eine sehr begrenzte Zahl von Fischen, die gebraten werden müssen. Aber irgendwie sind alle besessen von Widerwillen bei dem Gedanken, einige ihrer Kollegen

könnten vielleicht mehr Zeit mit dem Bau von Möbeln zubringen und nicht ihren gerechten Anteil an der Zuständigkeit für das Fischebraten übernehmen; dann dauert es nicht lange, bis überall in der Werkstatt riesige Haufen unnützer, schlecht gebratener Fische herumliegen und das Fischebraten das Einzige ist, was alle tatsächlich tun.

Das ist nach meiner Überzeugung eine ziemlich zutreffende Beschreibung für die moralische Dynamik in unserer Wirtschaft.

Nun ist mir klar, dass eine solche Argumentation sofort auf Widerspruch stoßen wird: »Wer sind Sie, dass Sie beurteilen können, welche Tätigkeiten wirklich ›notwendig‹ sind? ›Notwendig‹ – was bedeutet das überhaupt? Sie sind Professor für Anthropologie – welche ›Notwendigkeit‹ gibt es dafür?« (Und tatsächlich würden viele Leser der Boulevardpresse meine Tätigkeit für den Inbegriff der Vergeudung öffentlicher Mittel halten.) Auf einer gewissen Ebene stimmt das natürlich. Ein objektives Maß für gesellschaftlichen Wert kann es nicht geben.

Wenn jemand nach eigener Überzeugung eine sinnvolle Tätigkeit ausübt, würde ich mir nicht anmaßen, ihm zu sagen, dass es nicht stimmt. Aber wie steht es mit denen, die selbst überzeugt sind, dass ihre Arbeit sinnlos ist? Vor nicht allzu langer Zeit nahm ich wieder Kontakt mit einem Schulfreund auf, den ich nicht mehr gesehen hatte, seit ich 15 war. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich, dass er zuerst Dichter und dann Frontmann einer Indie-Band geworden war. Ich hatte einige seiner Lieder im

Radio gehört, aber ich hatte keine Ahnung gehabt, dass ich den Sänger kannte. Er war offensichtlich geistreich und fantasievoll, und mit seiner Arbeit hatte er zweifellos das Leben vieler Menschen auf der ganzen Welt aufgeheitert und verbessert. Dennoch hatte man ihm nach einigen erfolglosen Alben seinen Vertrag gekündigt, und da er nun mit Schulden und einer neugeborenen Tochter belastet war, traf er am Ende, wie er selbst es formulierte, »die Wahl so vieler orientierungsloser Menschen: ein Jurastudium«. Heute arbeitet er als Firmenanwalt in einer bekannten New Yorker Kanzlei. Er räumte als Erster ein, dass seine Tätigkeit vollkommen sinnlos sei, keinen Beitrag zur Welt leiste und nach seiner eigenen Einschätzung überhaupt nicht existieren sollte.
An dieser Stelle kann man eine Menge Fragen stellen. Die erste lautet: Was sagt es über unsere Gesellschaft aus, dass sie offensichtlich nur einen äußerst begrenzten Bedarf an Dichtern und Musikern hat, während anscheinend eine unbegrenzte Nachfrage nach Spezialisten für Gesellschaftsrecht besteht? (Die Antwort: Wenn ein Prozent der Bevölkerung den größten Teil des gesamten Reichtums kontrolliert, spiegelt der sogenannte Markt wider, was *sie* – und nicht alle anderen – für nützlich oder wichtig halten.) Vor allem aber zeigt es, dass die meisten Menschen in sinnlosen Berufen sich der Sinnlosigkeit letztlich bewusst sind. Ich bin mir nicht sicher, ob ich jemals einen Firmenanwalt kennengelernt habe, der seinen Job nicht für Bullshit hielt. Das Gleiche gilt für nahezu alle anderen zuvor genannten Branchen. Es gibt eine ganze Klasse hoch

bezahlter Spezialisten, die auf einer Party jedes Gespräch über ihre Arbeitsrichtung vermeiden werden, wenn der andere erklärt, er tue etwas, das als interessant gelten könnte (beispielsweise weil er Anthropologe ist). Gibt man ihnen ein paar Drinks, brechen sie in Schimpftiraden über ihren eigentlich sinnlosen, dummen Job aus.
Hier liegt eine tief greifende psychische Gewalt. Wie kann man auch nur ansatzweise von der Würde der Arbeit sprechen, wenn man insgeheim den Eindruck hat, dass es den eigenen Job eigentlich gar nicht geben sollte? Wie soll da nicht ein Gefühl des tiefen Zorns und Widerwillens aufkommen? Und doch ist es die eigenartige Genialität unserer Gesellschaft, dass die Herrschenden wie im Beispiel der Fischbrater einen Weg gefunden haben, um den Zorn genau gegen diejenigen zu richten, die tatsächlich sinnvolle Arbeit tun. Ein Beispiel: Offensichtlich gilt in unserer Gesellschaft die Regel, dass eine Arbeit umso schlechter bezahlt wird, je offensichtlicher sie anderen Menschen nützt. Auch hier ist es schwierig, ein objektives Maß zu finden, aber einen Eindruck kann man sich mit einer einfachen Frage verschaffen: Was würde geschehen, wenn diese ganze Berufsgruppe einfach verschwinden würde? Man kann über Krankenschwestern, die Mitarbeiter der Müllabfuhr oder Automechaniker sagen, was man will, aber eines liegt auf der Hand: Würden sie sich plötzlich in Luft auflösen, die Folgen wären sofort spürbar und katastrophal. Auch eine Welt ohne Lehrer oder Hafenarbeiter würde schnell in Schwierigkeiten geraten, und selbst ohne Science-Fiction-Autoren oder Ska-

Musiker wäre sie sicher weniger schön. Dagegen ist nicht ganz klar, wie die Welt leiden würde, wenn alle Private-Equity-Manager, Lobbyisten, Public-Relations-Forscher, Versicherungsfachleute, Telefonverkäufer oder Rechtsberater auf ähnliche Weise verschwinden würden. [1] (Vielfach herrscht der Verdacht, dass sie sich merklich verbessern würde.) Aber abgesehen von einer Handvoll vielfach gepriesener Ausnahmen (Ärzte!) gilt die Regel überraschend gut.

Was noch perverser ist: Anscheinend herrscht allgemein der Eindruck, dass es so sein muss. Das ist eine der geheimen Stärken des Rechtspopulismus. Man erkennt sie, wenn die Boulevardpresse den Zorn gegen die U-Bahn-Mitarbeiter schürt, weil sie London während der Tarifverhandlungen lahmlegen: Schon die Tatsache, dass die U-Bahn-Angestellten London lahmlegen können, ist der Beweis, dass ihre Arbeit tatsächlich notwendig ist, aber genau das, so scheint es, ärgert die Menschen. Noch deutlicher wird das Prinzip in den Vereinigten Staaten: Dort ist es den Republikanern bemerkenswert gut gelungen, Ressentiments gegen Lehrer und die Arbeiter der Autofirmen zu wecken (aber interessanterweise nicht gegen die Schulverwaltungsbeamten oder Automanager, die eigentlich die Probleme verursachen), weil sie angeblich überhöhte Gehälter beziehen und Vorteile genießen. Es ist, als würde man zu ihnen sagen: »Aber ihr unterrichtet ja Kinder! Ihr baut Autos! Ihr habt ja richtige Arbeit! Und obendrein habt ihr noch die Stirn, Mittelklassepensionen und Krankenversicherung zu erwarten?«

> Hätte jemand für die Arbeitswelt ein System entwerfen sollen, das sich ideal dazu eignet, die Macht des Finanzkapitals aufrechtzuerhalten, so ist kaum zu erkennen, wie man es hätte besser machen können. Echte, produktive Arbeiter werden erbarmungslos unter Druck gesetzt und ausgebeutet. Der Rest gliedert sich in die terrorisierte Schicht der allgemein geschmähten Arbeitslosen und eine größere Schicht derer, die im Wesentlichen fürs Nichtstun bezahlt werden; ihre Positionen sind so gestaltet, dass sie sich mit den Sichtweisen und Empfindlichkeiten der herrschenden Klasse (Manager, Beamte und so weiter) – und insbesondere ihren finanziellen Inkarnationen – identifizieren können, aber gleichzeitig nähren sie auch einen unterschwelligen Widerwillen gegen alle, deren Arbeit einen eindeutigen, unbezweifelbaren gesellschaftlichen Wert hat. Natürlich wurde dieses System nie bewusst so gestaltet, sondern es erwuchs aus einem Jahrhundert des Ausprobierens. Aber es ist die einzige Erklärung dafür, dass wir trotz unserer technischen Möglichkeiten nicht alle einen Arbeitstag von drei bis vier Stunden haben.

Wenn jemals eine in einem Essay vertretene Hypothese durch das Echo bestätigt wurde, das sie auslöste, dann diese. »Über das Phänomen der Bullshit-Jobs« führte zu einer Explosion.

Ironie des Schicksals: Für die beiden Wochen nach Erscheinen des Artikels hatten meine Partnerin und ich uns vorgenommen, uns mit einer Kiste voller Bücher und miteinander in eine Hütte im ländlichen Québec

zurückzuziehen. Wir hatten ausdrücklich darauf geachtet, dass es dort kein WLAN gab. Damit geriet ich in die seltsame Lage, dass ich die Folgen nur auf meinem Handy beobachten konnte. Der Artikel verbreitete sich mit rasender Geschwindigkeit. Schon nach wenigen Wochen war er in mindestens ein Dutzend Sprachen übersetzt worden, darunter Deutsch, Norwegisch, Schwedisch, Französisch, Tschechisch, Rumänisch, Russisch, Lettisch, Polnisch, Griechisch, Estnisch, Katalanisch und Koreanisch. Zeitungen von der Schweiz bis nach Australien druckten ihn nach. Die Website von *Strike!* erzielte mehr als eine Million Klicks und brach unter der hohen Belastung immer wieder zusammen. Die Blogs schossen aus dem Boden. Leserbriefspalten füllten sich mit Bekenntnissen von Krawattenträgern. Menschen schrieben mir und fragten um Rat oder teilten mir mit, ich sei für sie zum Anlass geworden, ihre Stellungen aufzugeben und sich nach etwas Sinnvollerem umzusehen. Die folgende begeisterte Zuschrift (ich habe Hunderte gesammelt) stammt von der Leserbriefseite der australischen *Canberra Times*:

> Wow! Nagel auf den Kopf! Ich bin Firmenanwalt (Steueranwalt, um genau zu sein). Ich trage nichts zu dieser Welt bei und fühle mich ständig vollkommen elend. Ich mag es nicht, wenn Leute den Nerv haben, mich zu fragen: »Was machst du eigentlich beruflich?«, denn das ist eindeutig nicht so einfach. So kommt es, dass es für mich nur diesen einen Weg gibt, um zu dem einen Prozent auf so bedeutsame Weise beizutragen, dass ich mit einem Haus in Sydney belohnt werde und meine zukünftigen Kinder großziehen kann … Dank der Technik

> sind wir heute wahrscheinlich in zwei Tagen so produktiv wie früher in fünf. Aber durch Habgier und eine Art Fleißige-Bienen-Produktivitätssyndrom lassen wir uns immer noch bitten, aufgrund unseres eigenen, nicht belohnten Ehrgeizes für den Profit anderer zu schuften. Ob man nun an Intelligent Design oder Evolution glaubt: Der Mensch wurde nicht zum Arbeiten gemacht. Für mich ist das alles nur Habgier, unterstützt durch aufgeblasene Preise für Notwendiges.[2]

Irgendwann erklärte mir ein anonymer Fan in einer Nachricht, er gehöre zu einer spontan entstandenen Gruppe, die den Artikel in der Gemeinde der Finanzdienstleister in Umlauf gebracht hätte. Er habe allein an diesem Tag fünf E-Mails mit dem Artikel erhalten (sicher ein Zeichen, dass viele Mitarbeitende in der Finanzbranche nicht viel zu tun haben). Aber das alles war keine Antwort auf die Frage, wie groß die Zahl derer ist, die wirklich eine solche Einstellung zu ihrem Job haben – im Gegensatz zu denen, die den Aufsatz vielleicht verbreiteten, weil sie anderen einen Wink mit dem Zaunpfahl geben wollten. Aber es dauerte nicht mehr lange, bis auch statistische Indizien ans Licht kamen.

Am 5. Januar 2015, etwas mehr als ein Jahr, nachdem der Artikel erschienen war, und damit am ersten Montag des neuen Jahres – dem Tag, an dem die meisten Londoner aus dem Winterurlaub zurückkehren und wieder zur Arbeit gehen – nahm jemand in der Londoner U-Bahn mehrere Hundert Werbeplakate ab und ersetzte sie durch eine Reihe von Guerilla-Postern, auf denen Zitate aus dem

ursprünglichen Artikel standen. Man hatte folgende Sätze ausgewählt:

- Heerscharen von Menschen üben während ihres ganzen Berufslebens Tätigkeiten aus, von denen sie insgeheim glauben, dass sie nicht ausgeführt werden müssten.
- Es ist, als würde sich irgendjemand sinnlose Tätigkeiten ausdenken, nur damit wir alle ständig arbeiten.
- Aus dieser Situation erwächst ein weitreichender moralischer und geistiger Schaden. Er ist eine Narbe, die sich quer über unsere kollektive Seele zieht. Und doch spricht praktisch niemand darüber.
- Wie kann man auch nur ansatzweise von der Würde der Arbeit sprechen, wenn man insgeheim den Eindruck hat, dass es den eigenen Job eigentlich gar nicht geben sollte?

Die Reaktion auf die Posterkampagne bestand in einer neuen Welle der Diskussionen in den Medien (ich selbst trat kurz bei Russia Today auf), und in der Folge machte sich das Meinungsforschungsinstitut YouGov daran, die Hypothese zu überprüfen. Es führte unter Briten eine Umfrage durch und bediente sich dazu einiger Formulierungen, die unmittelbar aus dem Aufsatz stammten. Eine Frage lautete beispielsweise: »Leistet Ihre Arbeit einen sinnvollen Beitrag zur Welt?« Erstaunlicherweise antwortete mehr als ein Drittel der Befragten – 37 Prozent –, dies sei nicht der Fall. (50 Prozent hielten ihre Tätigkeit für sinnvoll, und 13 Prozent waren sich nicht sicher.)

Das war fast das Doppelte dessen, was ich erwartet hatte – ich hatte mir vorgestellt, dass der Anteil der Bullshit-Jobs bei rund 20 Prozent liegt. Aber das ist noch nicht alles: Eine spätere Studie gelangte in den Niederlanden beinahe zu dem gleichen Ergebnis. Der Anteil lag hier sogar noch ein wenig höher: 40 Prozent der berufstätigen Niederländer gaben an, es gebe eigentlich keinen stichhaltigen Grund dafür, dass ihr Beruf existierte.

Die Hypothese wurde also nicht nur durch die Reaktion der Öffentlichkeit bestätigt, sondern auch durch handfeste statistische Erhebungen.

Wir haben es hier demnach eindeutig mit einem wichtigen gesellschaftlichen Phänomen zu tun, dem bisher kaum systematische Aufmerksamkeit zuteilgeworden ist.[3] Schon einen Weg zu eröffnen, um darüber zu reden, wurde vielfach zu einer erlösenden Erfahrung. Dass eine umfassendere Untersuchung geboten war, lag auf der Hand.

Was ich hier vorhabe, ist ein wenig systematischer angelegt als der ursprüngliche Essay. Den Artikel von 2013 schrieb ich für ein Magazin über revolutionäre Politik, und dabei lag der Schwerpunkt auf den politischen Folgerungen aus dem Problem. Eigentlich war der Aufsatz nur eine Aneinanderreihung von Argumenten, die ich zu jener Zeit im Zusammenhang mit der neoliberalen Ideologie der »freien Märkte« entwickelte, einer Ideologie, die in der Welt seit der Zeit von Thatcher und Reagan eine beherrschende Rolle spielte und in Wirklichkeit genau das Gegenteil dessen war, was sie zu sein behauptete.

Eigentlich war sie ein politisches Projekt in wirtschaftlichem Gewand.

Zu dieser Schlussfolgerung war ich gelangt, weil man das tatsächliche Verhalten der Machthaber anscheinend nur so erklären konnte. Während es in der neoliberalen Rhetorik stets darum ging, die Magie der Märkte zu entfesseln und wirtschaftliche Effizienz über alle anderen Werte zu stellen, hatte die Politik der freien Märkte in Wirklichkeit den Effekt, dass das Wirtschaftswachstum sich praktisch überall mit Ausnahme von Indien und China verlangsamte; der technische und wissenschaftliche Fortschritt stagnierte, und in den meisten wohlhabenden Ländern mussten die jüngeren Generationen zum ersten Mal seit Jahrhunderten damit rechnen, ein weniger begütertes Leben zu führen als ihre Eltern. Aber wenn die Vertreter der Marktideologie solche Effekte beobachten, antworten sie stets mit Forderungen nach noch stärkeren Dosen der gleichen Arznei, und die Politiker setzen sie pflichtschuldig in die Tat um. Das erschien mir seltsam. Wenn ein Privatunternehmen einen Berater engagiert, der einen Geschäftsplan erstellen soll, und wenn dieser Geschäftsplan dann zu einem starken Rückgang der Gewinne führt, wird der Berater entlassen. Oder zumindest fordert man ihn auf, einen anderen Plan vorzulegen. Im Zusammenhang mit den Reformen der freien Märkte geschah so etwas anscheinend nie. Je stärker sie versagten, desto stärker wurden sie gefördert. Daraus konnte man nur eine logische Schlussfolgerung ziehen: Wirtschaftliche Erfordernisse waren nicht die eigentliche Triebkraft des Projekts.

Aber was war es dann? Die Antwort schien mir in der Geisteshaltung der politischen Klasse zu liegen. Fast alle, die wichtige Entscheidungen trafen, waren in den 1960er Jahren aufs College gegangen, als die Hochschulen im Mittelpunkt des politischen Gärens standen, und alle waren überzeugt, dass sich so etwas nie wiederholen durfte. Deshalb machten sie sich zwar vielleicht Sorgen um die sinkenden wirtschaftlichen Indikatoren, gleichzeitig stellten sie aber auch mit Vergnügen fest, welche Folgen die Kombination aus Globalisierung, Beschneidung der Gewerkschaftsmacht und der Schaffung einer verunsicherten, überbelasteten Arbeiterschaft in Verbindung mit aggressiven Lippenbekenntnissen für die Forderung der 1960er Jahre nach hedonistischer persönlicher Befreiung (später sprach man von »liberalem Lebensstil und finanziellem Konservativismus«) hatte: Immer mehr Reichtum und Macht wurden in Richtung der Reichen verschoben, und gleichzeitig wurden die Grundlagen für einen organisierten Widerstand gegen ihre Macht nahezu vollständig zerstört. Wirtschaftlich mochte das nicht besonders gut funktionieren, aber politisch funktionierte es hervorragend. Zumindest bestanden kaum Anreize, eine solche Politik aufzugeben. In meinem Essay ging ich schlicht dieser Erkenntnis weiter nach: Immer, wenn man feststellt, dass jemand im Namen der wirtschaftlichen Effizienz etwas tut, was wirtschaftlich vollkommen irrational zu sein scheint (beispielsweise indem man Menschen gutes Geld dafür bezahlt, dass sie den lieben langen Tag nichts tun), fragt man am besten wie

die alten Römer: *Cui bono?* – Wem nützt es? – Und wie nützt es ihm?

Das ist kein verschwörungstheoretischer Ansatz, sondern er richtet sich eher *gegen* Verschwörungstheorien. Ich fragte, welche Handlungen *nicht* ausgeführt wurden. Wirtschaftliche Trends stellen sich aus allen möglichen Gründen ein, aber wenn sie Probleme für die Reichen und Mächtigen schaffen, werden diese Reichen und Mächtigen die Institutionen unter Druck setzen, damit sie eingreifen und etwas unternehmen. Das ist der Grund, warum große Investmentbanken nach der Finanzkrise von 2008/2009 freigekauft wurden, gewöhnliche Hypothekenschuldner aber nicht. Zur Vermehrung der Bullshit-Jobs kam es, wie wir noch genauer erfahren werden, aus verschiedenen Gründen. Eigentlich stellte ich aber die Frage, warum niemand eingegriffen (oder, wenn man so will, »sich verschworen«) hat, um etwas dagegen zu tun.

Mit diesem Buch habe ich beträchtlich mehr vor.

Nach meiner Überzeugung gestattet uns das Phänomen der Bullshit-Beschäftigung einen Blick auf viel tiefer liegende gesellschaftliche Probleme. Wir müssen uns nicht nur fragen, warum ein so großer Anteil unserer Arbeitskräfte sich mit Tätigkeiten herumschlägt, die sie selbst für sinnlos halten, sondern wir müssen auch der Frage nachgehen, warum so viele Menschen diesen Zustand für normal, unvermeidlich oder sogar wünschenswert halten. Und was noch seltsamer ist: Einerseits sind diejenigen, die ihre eigenen Tätigkeiten für sinnlos halten, abstrakt dieser Meinung und glauben sogar, es sei vollkommen angemessen, dass sie besser bezahlt

werden und mehr Ehre und Anerkennung erfahren als diejenigen, deren Tätigkeiten sie selbst für nützlich halten, und andererseits fühlen sie sich deprimiert und elend, wenn sie sich am Ende in Stellungen wiederfinden, in denen sie dafür bezahlt werden, nichts zu tun oder zumindest nichts, was anderen in irgendeiner Weise nützt. Hier ist offensichtlich ein Gewirr widersprüchlicher Gedanken und Impulse im Spiel. In diesem Buch möchte ich unter anderem damit beginnen, Klarheit zu schaffen. Dazu werde ich praktische Fragen stellen wie beispielsweise diese: Wie laufen Bullshit-Jobs eigentlich ab? Ich muss dazu aber auch historischen Fragen nachgehen, darunter der, wann und wie wir zu dem Glauben gelangt sind, Kreativität sei etwas Schmerzliches, oder wie sich bei uns die Vorstellung entwickelt hat, dass es möglich ist, die eigene Zeit zu verkaufen. Und schließlich muss ich grundlegende Fragen nach dem Wesen des Menschen stellen.

Indem ich dieses Buch schreibe, verfolge ich auch einen politischen Zweck.

Es wäre mir lieb, wenn mein Buch zu einem Pfeil wird, der ins Herz unserer Zivilisation zielt. An dem, was wir aus uns gemacht haben, ist irgendetwas vollkommen falsch. Wir sind zu einer Zivilisation geworden, die auf Arbeit basiert – und zwar nicht einmal auf »produktiver Arbeit«, sondern auf Arbeit als Selbstzweck und Sinnträger. Männer und Frauen, die in Stellungen, an denen sie keinen besonderen Spaß haben, nicht fleißiger sind, als sie wollen, halten wir mittlerweile für schlechte Menschen, die der Liebe, der Fürsorge oder der Hilfe ihres Umfelds nicht wert

sind. Es ist, als hätten wir kollektiv unserer eigenen Versklavung zugestimmt. Die häufigste politische Reaktion auf unser Bewusstsein, dass wir uns während der Hälfte unserer Zeit mit vollkommen sinnlosen oder sogar kontraproduktiven Tätigkeiten beschäftigen – und zwar gewöhnlich unter dem Befehl einer Person, die wir nicht mögen –, besteht darin, Ressentiments gegenüber der Tatsache zu schüren, dass es möglicherweise irgendwo auch andere gibt, die nicht in die gleiche Falle getappt sind. Deshalb sind Hass, Vorbehalte und Misstrauen zu dem Leim geworden, der die Gesellschaft zusammenhält. Das ist ein katastrophaler Zustand. Ich möchte ihn beenden.

Wenn das vorliegende Buch irgendwie zu einem solchen Ziel beitragen kann, hat sich das Schreiben gelohnt.

KAPITEL 1

Was ist ein Bullshit-Job?

Beginnen wir mit einem Fall, den man vielleicht als Musterbeispiel für einen Bullshit-Job bezeichnen kann.

Kurt arbeitet für einen Subunternehmer der deutschen Bundeswehr. Das heißt – eigentlich ist er bei einem Subunternehmer eines Subunternehmers eines Subunternehmers der Bundeswehr angestellt. Seine Tätigkeit beschreibt er so:

> Die Bundeswehr hat einen Subunternehmer, der für die IT zuständig ist. Die IT-Firma hat einen Subunternehmer, der sich um ihre Logistik kümmert.
> Die Logistikfirma hat einen Subunternehmer für die Personalverwaltung, und für dieses Unternehmen arbeite ich.
> Angenommen, der Soldat A zieht in ein Büro um, das auf dem Korridor zwei Türen weiter liegt. Statt einfach seinen Computer dorthin zu tragen, muss er ein Formular ausfüllen.
> Der IT-Subunternehmer erhält das Formular, Leute lesen und genehmigen es, und es wird an das Logistikunternehmen weitergeleitet.
> Anschließend muss das Logistikunternehmen den Umzug entlang des Korridors genehmigen und fordert bei uns Personal an.

> Nun tun die Leute im Büro meines Unternehmens irgendetwas, und hier komme ich ins Spiel. Ich erhalte eine E-Mail: »Finden Sie sich zum Zeitpunkt C in der Kaserne B ein.« Die Kaserne ist in der Regel 100 bis 500 Kilometer von meinem Wohnort entfernt, also erhalte ich einen Mietwagen. Ich hole den Mietwagen ab, fahre zur Kaserne, teile der Verwaltung mit, dass ich angekommen bin, fülle ein Formular aus, ziehe die Stecker des Computers heraus, verpacke den Computer in einer Kiste, verschließe die Kiste, lasse einen Mitarbeiter der Logistikfirma die Kiste in das nächste Zimmer tragen, öffne dort die Kiste wieder, fülle erneut ein Formular aus, schließe den Computer an, rufe bei der Verwaltung an und teile ihnen mit, wie lange ich gebraucht habe, sammle eine Reihe von Unterschriften ein, fahre mit dem Mietwagen wieder nach Hause, schicke der Verwaltung einen Brief mit dem ganzen Papierkram und werde anschließend bezahlt.
> Anstatt dass der Soldat also seinen Computer fünf Meter weit trägt, fahren zwei Personen insgesamt sechs bis zehn Stunden lang Auto, füllen ungefähr 15 Blatt Papier aus und vergeuden Steuergelder in Höhe von gut 400 Euro.[1]

Das alles hört sich vielleicht nach einem klassischen Beispiel für den lächerlichen militärischen Amtsschimmel an, wie ihn Joseph Heller im Jahr 1961 mit seinem Roman *Catch-22* berühmt machte, aber ein Schlüsselelement ist anders: Fast niemand arbeitet in dieser Geschichte wirklich bei der Bundeswehr. Formal betrachtet, gehören sie alle zur Privatwirtschaft. Natürlich gab es einmal eine Zeit, als

jede nationale Armee ihre eigenen Abteilungen für Kommunikation, Logistik und Personalverwaltung hatte, aber heute muss alles über ein mehrstufiges privates Outsourcing erledigt werden.

Dass man Kurts Tätigkeit als Musterbeispiel für einen Bullshit-Job betrachten kann, hat einen einfachen Grund: Würde man seine Stellung beseitigen, hätte es keine erkennbaren Auswirkungen auf die Welt. Höchstwahrscheinlich würden sich die Verhältnisse sogar verbessern, denn dann müssten deutsche Militärstützpunkte vermutlich einen vernünftigeren Weg finden, um ihre Ausrüstung von einer Stelle zur anderen zu bewegen. Und was dabei entscheidend ist: Kurts Tätigkeit ist nicht nur absurd, sondern Kurt selbst ist sich dessen auch vollkommen bewusst. (In dem Blog, in dem er seine Geschichte veröffentlichte, musste er die Behauptung, die Tätigkeit diene keinerlei Zweck, sogar gegen eine Reihe von Fans der freien Märkte verteidigen, die sich sofort zu Wort meldeten – was Fans der freien Märkte in Internetforen immer zu tun pflegen – und behaupteten, da seine Tätigkeit vom privaten Sektor geschaffen worden sei, müsse sie definitionsgemäß einem legitimen Zweck dienen.)

Dies halte ich für das definierende Merkmal eines Bullshit-Jobs: Er ist so vollkommen sinnlos, dass selbst die Person, die ihn tagtäglich ausführen muss, sich nicht einreden kann, es gebe dafür einen stichhaltigen Grund. Den Kollegen gegenüber kann man es unter Umständen nicht zugeben – oft gibt es sehr gute Gründe dafür, dies nicht zu tun. Man selbst ist aber dennoch überzeugt, dass

die Tätigkeit sinnlos ist. Formulieren wir also für den Anfang folgende vorläufige Definition:

> **Vorläufige Definition:** Ein Bullshit-Job ist eine Form der Beschäftigung, die so vollkommen sinnlos, unnötig oder schädlich ist, dass selbst der Beschäftigte ihre Existenz nicht rechtfertigen kann.

Manche Tätigkeiten sind so sinnlos, dass es nicht einmal auffällt, wenn die Person, die den Job ausführt, verschwindet. So etwas geschieht meist im öffentlichen Dienst:

> Spanischer Beamter lässt die Arbeit sechs Jahre lang liegen, um Spinoza zu studieren
> *– Jewish Times, 26. Februar 2016*

> Ein spanischer Beamter, der mindestens sechs Jahre lang Gehalt bezog, ohne zu arbeiten, nutzte spanischen Medienberichten zufolge die Zeit, um zum Experten für die Schriften des jüdischen Philosophen Baruch Spinoza zu werden.
> Ein Gericht im südspanischen Cádiz verurteilte den 69-jährigen Joaquín García in jüngster Vergangenheit zu einer Geldstrafe von umgerechnet rund 30 000 Dollar, weil er bei dem Wasserversorger Agua de Cádiz, wo man ihn 1996 als Ingenieur eingestellt hatte, nicht zur Arbeit erschienen war; dies berichtete die Nachrichtenseite euronews.com.
> Sein Fehlen fiel erstmals 2010 auf, als García einen Orden für langjährige Dienste erhalten sollte. Der

> stellvertretende Bürgermeister Jorge Blas Fernández stellte Erkundigungen an und fand heraus, dass man García seit sechs Jahren nicht mehr in seinem Büro gesehen hatte.
> Auf Nachfragen der Zeitung *El Mundo* erklärten nicht genannte, García nahestehende Quellen, er habe sich in den Jahren vor 2010 dem Studium der Schriften von Spinoza gewidmet, eines ketzerischen Juden aus Amsterdam, der im 17. Jahrhundert gelebt hatte. Eine von *El Mundo* befragte Quelle behauptete, García sei zu einem Spinoza-Experten geworden, stritt aber ab, dass der Beamte nie zur Arbeit erschienen sei; vielmehr habe er zu unregelmäßigen Zeiten gearbeitet.[2]

Der Vorgang machte in Spanien Schlagzeilen. Zu einer Zeit, in der das Land unter strengen Sparmaßnahmen und hoher Arbeitslosigkeit litt, schien es empörend, dass manche Beamte ihre Arbeit jahrelang liegen lassen konnten, ohne dass es irgendjemandem auffiel. Aber auch Garcías Verteidigung hatte durchaus etwas für sich. Er erklärte, er habe jahrelang pflichtschuldig die Wasseraufbereitungsanlagen der Stadt überwacht, aber irgendwann habe es bei den Wasserwerken neue Vorgesetzte gegeben; die hätten ihn wegen seiner sozialistischen politischen Einstellungen nicht leiden können und seien nicht bereit gewesen, ihm irgendwelche Aufgaben zu übertragen. Diese Situation habe ihn so stark demoralisiert, dass er gezwungen gewesen sei, wegen seiner Depressionen medizinische Hilfe in Anspruch zu nehmen. Schließlich sei er mit Zustimmung seines Therapeuten zu der Entscheidung gelangt, er brauche nicht

mehr den ganzen Tag nur herumzusitzen und so zu tun, als sei er beschäftigt, sondern er könne genauso gut auch die Wasserwerke davon überzeugen, dass er bei der Gemeindeverwaltung arbeitete, und die Gemeindeverwaltung davon überzeugen, dass er bei den Wasserwerken arbeitete; dann müsse er nur noch auftauchen, wenn es ein Problem gab, ansonsten aber könne er genauso gut nach Hause gehen und mit seinem Leben etwas Nützliches anfangen.[3]

Ähnliche Geschichten über den öffentlichen Dienst liest man in regelmäßigen Abständen. Besonders beliebt ist die von Briefträgern, die sich entschließen, die Post nicht abzuliefern, sondern in Schränken, Schuppen oder Müllcontainern zu entsorgen – mit der Folge, dass Briefe und Päckchen sich jahrelang anhäufen, ohne dass irgendjemand es herausfindet.[4] Noch einen Schritt weiter geht David Foster Wallace in seinem Roman *Der bleiche König*, der vom Leben in einem Finanzamt in Peoria (Illinois) handelt: Er gipfelt darin, dass ein Steuerprüfer an seinem Schreibtisch stirbt und tagelang auf seinem Stuhl sitzen bleibt, bevor es irgendjemandem auffällt. Das hört sich nach einer vollkommen absurden Karikatur an, aber 2002 spielte sich nahezu genau das Gleiche tatsächlich in Helsinki ab. Ein finnischer Steuerbeamter, der in einem abgeschlossenen Büro arbeitete, saß mehr als 48 Stunden tot an seinem Schreibtisch, während 30 Kollegen rund um ihn herum ganz normal weiterarbeiteten. »Die Leute haben gedacht, er wolle einfach in Ruhe arbeiten, und deshalb hat ihn niemand gestört«, bemerkte sein Vorgesetzter – was bei

genauerem Nachdenken eigentlich recht rücksichtsvoll wirkt.[5]

Solche Geschichten dienen natürlich den Politikern auf der ganzen Welt als Anregung, um eine größere Beteiligung der Privatwirtschaft zu fordern – denn dort, so wird stets behauptet, komme solcher Missbrauch nicht vor. Und bisher haben wir zwar tatsächlich nicht davon gehört, dass Mitarbeiter von FedEx oder UPS ihre Pakete in Gartenhäusern stapeln. Aber die Privatisierung schafft ihre eigenen, oftmals viel weniger dezenten Formen der Verrücktheit – das zeigt die Geschichte von Kurt. Ich muss sicher nicht ausdrücklich darauf hinweisen, welche Ironie in der Tatsache liegt, dass Kurt letztlich für die deutsche Bundeswehr arbeitete. Der Bundeswehr wurde im Laufe der Jahre vieles vorgeworfen, aber Ineffizienz war kaum einmal darunter. Dennoch schwappt eine steigende Welle von Bullshit in alle Boote. Im 21. Jahrhundert sind sogar Panzerdivisionen von einem riesigen Halbschatten aus Sub-, Sub-Sub- und Sub-Sub-Subunternehmen umgeben. Panzerkommandanten müssen komplizierte, eigenartige bürokratische Rituale vollziehen, um Ausrüstungsgegenstände von einem Zimmer ins andere zu transportieren, und gleichzeitig veröffentlichen diejenigen, die für den Papierkrieg sorgen, heimlich auf Blogs ausgefeilte Klagen darüber, wie idiotisch das Ganze ist.

Wenn solche Fälle überhaupt etwas aussagen, besteht der Hauptunterschied zwischen öffentlichem Dienst und Privatwirtschaft nicht darin, dass einer von beiden mehr oder weniger sinnlose Tätigkeiten schafft. Und er liegt auch nicht zwangsläufig in der Art sinnloser Tätigkeiten, die

jeweils produziert werden. Vielmehr besteht der wichtigste Unterschied darin, dass sinnlose Arbeit in der Privatwirtschaft meist wesentlich genauer überwacht wird. Das ist allerdings nicht immer so. Wie wir noch genauer erfahren werden, verwendet in Banken, Pharmakonzernen und Ingenieurunternehmen eine erstaunlich hohe Zahl von Mitarbeitenden einen großen Teil ihrer Zeit darauf, ihre Facebook-Profile zu aktualisieren. Dennoch gibt es in der Privatwirtschaft gewisse Grenzen. Würde Kurt einfach seinen Arbeitsplatz verlassen, um sich eingehend mit seinem jüdischen Lieblingsphilosophen aus dem 17. Jahrhundert zu befassen, er würde schnell aus seiner Stellung entlassen. Wären die Wasserwerke von Cádiz privatisiert worden, hätten vielleicht ebenfalls Manager, die Joaquín García nicht mochten, ihn seiner Zuständigkeiten beraubt, aber man hätte dennoch erwartet, dass er jeden Tag an seinem Schreibtisch saß und so tat, als ob er arbeitete, oder man hätte ihm eine andere Beschäftigung gegeben.

Zu entscheiden, ob ein solcher Zustand eine Verbesserung darstellt, überlasse ich dem Leser.

Warum ein Auftragsmörder der Mafia kein gutes Beispiel für einen Bullshit-Job ist

Um es noch einmal zu wiederholen: Bei den »Bullshit-Jobs«, wie ich sie nenne, handelt es sich um Tätigkeiten, die in den Augen der Personen, die sie ausführen, zum größten Teil oder vollständig sinnlos, unnötig oder sogar gefährlich sind. Es sind Tätigkeiten, die verschwinden

könnten, ohne dass es irgendwelche Folgen hätte. Vor allem aber sind es auch Tätigkeiten, die nach Ansicht derer, die sie ausführen, nicht existieren sollten.

Der zeitgenössische Kapitalismus scheint mit solchen Tätigkeiten durchsetzt zu sein. Wie ich im Vorwort erwähnt habe, stellte sich in einer YouGov-Umfrage heraus, dass in Großbritannien nur 50 Prozent derer, die in Vollzeit arbeiteten, völlig davon überzeugt waren, dass ihre Tätigkeit irgendeinen sinnvollen Beitrag zur Welt leistet; 37 Prozent waren sicher, dass dies nicht der Fall war. Eine Umfrage der Firma Schouten & Nelissen ermittelte in den Niederlanden für die zweite Zahl sogar einen Wert von 40 Prozent.[6] Wenn man genau darüber nachdenkt, sind das verblüffende statistische Werte. Immerhin handelt es sich bei einem sehr großen Prozentsatz aller beruflichen Tätigkeiten um Dinge, die wohl niemand für sinnlos halten würde. Man muss davon ausgehen, dass der Anteil der Krankenschwestern, Busfahrer, Zahnärzte, Straßenreiniger, Bauern, Musiklehrer, Handwerker, Gärtner, Feuerwehrleute, Bühnenbildner, Klempner, Journalisten, Sicherheitsbeauftragten, Musiker, Schneider und Schülerlotsen, die bei der Frage »Leistet Ihre Tätigkeit einen sinnvollen Beitrag zur Welt?« das »Nein«-Kästchen ankreuzten, nahezu bei null lag. Meine eigenen Recherchen legen die Vermutung nahe, dass auch Verkäufer, Restaurantangestellte und andere Dienstleister niedrigen Ranges ihre Tätigkeiten nur selten für Bullshit-Jobs halten. Viele Dienstleister hassen ihre Arbeit; aber selbst sie sind sich bewusst, dass das, was sie tun, irgendeinen sinnvollen Beitrag zur Welt leistet.[7]

Wenn also 37 bis 40 Prozent der Arbeitskräfte in einem Land behaupten, ihre Arbeit habe keinerlei Bedeutung, und ein weiterer beträchtlicher Teil das Gleiche vermutet, kann man nur zu dem Schluss gelangen, dass die meisten Büroangestellten ihre Arbeit für sinnlos halten.

In diesem ersten Kapitel möchte ich vor allem definieren, was ich mit Bullshit-Jobs meine; im nächsten werde ich eine Typeneinteilung der nach meiner Ansicht wichtigsten Formen von Bullshit-Jobs vornehmen. Damit eröffnet sich die Möglichkeit, in späteren Kapiteln der Frage nachzugehen, wie Bullshit-Jobs entstehen, warum sie so häufig geworden sind und welche psychologischen, gesellschaftlichen und politischen Auswirkungen sie haben. Nach meiner Überzeugung handelt es sich dabei um zutiefst heimtückische Effekte. Wir haben Gesellschaften geschaffen, in denen ein großer Teil der Bevölkerung in der Falle nutzloser Beschäftigungen steckt und gleichermaßen Widerwillen oder Verachtung gegenüber denjenigen empfindet, die in der Gesellschaft die nützlichste Arbeit tun oder überhaupt keiner bezahlten Arbeit nachgehen. Aber bevor wir diese Situation analysieren können, müssen wir auf einige potenzielle Einwände eingehen.

Vielleicht ist schon aufgefallen, dass meine ursprüngliche Definition eine gewisse Zweideutigkeit beinhaltet. Nach meiner Beschreibung bestehen Bullshit-Jobs aus Tätigkeiten, die derjenige, der sie ausführt, für »sinnlos, unnötig oder sogar gefährlich« hält. Aber natürlich sind Tätigkeiten, die auf die Welt überhaupt keine nennenswerten Auswirkungen haben, und solche, die gefährliche Auswirkungen auf die Welt haben, wohl kaum

das Gleiche. Die meisten von uns wären sicher der Ansicht, dass ein Mafia-Auftragsmörder in der Welt insgesamt mehr Schaden als Nutzen verursacht; aber können wir die Tätigkeit des Mafia-Auftragsmörders wirklich als Bullshit-Job bezeichnen? Irgendwie scheint das nicht richtig zu sein.

Wenn so etwas geschieht, das hat uns schon Sokrates gelehrt – wenn also unsere eigenen Definitionen zu Ergebnissen führen, die uns intuitiv falsch erscheinen –, dann liegt das daran, dass uns nicht bewusst ist, was wir wirklich denken. (Deshalb bestand die wahre Funktion der Philosophen nach seiner Überzeugung darin, den Menschen etwas zu sagen, was sie bereits wissen, ohne dass ihnen aber klar ist, dass sie es wissen. Man könnte die Ansicht vertreten, dass Anthropologen wie ich etwas Ähnliches tun.) Der Ausdruck »Bullshit-Jobs« lässt bei vielen Menschen eindeutig eine Saite anklingen. Er erscheint ihnen irgendwie sinnvoll. Das heißt, sie haben zumindest auf einer unausgesprochenen, intuitiven Ebene bestimmte Kriterien im Kopf, mit deren Hilfe sie sagen können: »das war ein Bullshit-Job« oder »das war schlecht, aber ich würde eigentlich nicht sagen, dass es Bullshit war«. Viele Menschen mit gefährlichen Tätigkeiten haben den Eindruck, dass der Ausdruck zu ihnen passt; andere finden das eindeutig nicht. Am besten legt man die jeweiligen Kriterien offen, indem man Grenzfälle untersucht.

Warum also scheint es falsch zu sein, die Tätigkeit eines Auftragsmörders als Bullshit-Job zu bezeichnen?[8]

Nach meiner Vermutung gibt es dafür mehrere Gründe. Vor allem wird der Mafia-Auftragsmörder (im Gegensatz beispielsweise zu einem Devisenspekulanten oder einem Marken-Marktforscher) wahrscheinlich keine falschen Behauptungen aufstellen. Der Mafioso wird zwar in der Regel behaupten, er sei nur ein »Geschäftsmann«. Aber wenn er überhaupt bereit ist, sich zum Wesen seiner tatsächlichen Beschäftigung zu äußern, wird er im Hinblick auf das, was er tut, recht offen sein. Er wird wahrscheinlich nicht so tun, als sei seine Arbeit in irgendeiner Form nützlich für die Gesellschaft, selbst wenn er darauf besteht, sie trage zum Erfolg einer Mannschaft bei, die irgendein nützliches Produkt oder eine Dienstleistung liefert (Drogen, Prostitution und so weiter). Und wenn er es doch tut, ist der Vorwand in der Regel hauchdünn.

Damit sind wir in der Lage, unsere Definition zu verfeinern. Bullshit-Jobs sind nicht einfach nur nutzlose oder gefährliche Tätigkeiten; in der Regel beinhalten sie auch ein gewisses Maß an Vorwand und Täuschung. Wenn man sie ausführt, muss man sich verpflichtet fühlen, so zu tun, als gebe es in Wirklichkeit einen guten Grund, warum die Tätigkeit existiert, selbst wenn man solche Behauptungen insgeheim lächerlich findet. Es muss eine gewisse Kluft zwischen Vorwand und Realität bestehen. (Das ist auch etymologisch sinnvoll[9]: Das englische Wort »bullshitting« bezeichnet eine Form der Unehrlichkeit.[10]) Also unternehmen wir einen zweiten Versuch:

> **Vorläufige Definition 2:** Ein Bullshit-Job ist eine Beschäftigung, die so vollkommen sinnlos, unnötig oder gefährlich ist, dass selbst die Beschäftigten ihre Existenz

nicht rechtfertigen können, wobei sie sich aber gleichzeitig verpflichtet fühlen, so zu tun, als sei dies nicht der Fall.

Natürlich gibt es noch einen anderen Grund, warum man die Tätigkeit des Auftragsmörders nicht als Bullshit-Job bezeichnen sollte. Der Auftragsmörder ist persönlich nicht davon überzeugt, dass es seine Tätigkeit eigentlich nicht geben sollte. Die meisten Mafiosi stehen nach ihrer eigenen Einschätzung in einer alten, ehrbaren Tradition, die schon für sich einen Wert hat, ganz gleich, ob sie insgesamt zum gesellschaftlichen Guten beiträgt. Das ist übrigens auch der Grund, warum »Feudalherr« kein Bullshit-Job ist. Könige, Grafen, Kaiser, Paschas, Emire, Gutsherren, Steuerpächter, Großgrundbesitzer und ihresgleichen können sich durchaus als nützliche Menschen bezeichnen; viele von uns würden zwar behaupten (und ich wäre geneigt, der Behauptung zuzustimmen), dass sie für die Angelegenheiten der Menschen eine gefährliche Rolle spielen. Aber sie selbst glauben das nicht. Solange der König also nicht insgeheim Marxist oder Republikaner ist, kann man mit Fug und Recht sagen, dass »König« kein Bullshit-Job ist.

Diese Überlegung im Kopf zu behalten, ist nützlich, denn die meisten Menschen, die in der Welt viel Schaden anrichten, sind vor dem Wissen, dass sie dies tun, geschützt. Oder sie gestatten es sich selbst, den endlosen Ansammlungen bezahlter Lakaien und Jasager zu glauben, die sie zwangsläufig umgeben und alle möglichen Gründe dafür nennen, warum sie in Wirklichkeit Gutes tun. (Heutzutage werden solche Gruppen manchmal als

»Thinktanks« bezeichnet.) Das Prinzip gilt für finanzspekulierende Investmentbank-CEOs ebenso wie für die militärisch starken Männer in Ländern wie Nordkorea oder Aserbaidschan. Mafia-Familien sind in dieser Hinsicht vielleicht ungewöhnlich, weil sie sich kaum solcher Vorwände bedienen – aber letztlich sind sie nur kleine, illegale Formen der gleichen feudalen Tradition: Ursprünglich waren sie in Sizilien die Helfer der örtlichen Großgrundbesitzer, und erst im Laufe der Zeit arbeiteten sie immer stärker auf eigene Rechnung.[11]

Und es gibt noch einen letzten Grund, warum man die Tätigkeit des Auftragsmörders nicht als Bullshit-Job bezeichnen kann: Es ist nicht ganz klar, ob es sich dabei überhaupt um einen »Job« handelt. Der Auftragsmörder mag zwar in dieser oder jener Eigenschaft bei dem örtlichen Verbrecherboss angestellt sein. Vielleicht schafft der Verbrecherboss für ihn in seinem Casino irgendeine vorgeschobene Aufgabe beim Sicherheitsdienst. Dann können wir eindeutig sagen, dass es sich bei *dieser* Tätigkeit tatsächlich um einen Bullshit-Job handelt. Aber sein Gehalt bezieht er dann nicht in seiner Eigenschaft als Auftragsmörder.

Damit sind wir in der Lage, unsere Definition noch weiter zu verfeinern. Wenn Menschen von Bullshit-Jobs sprechen, meinen sie damit in der Regel eine Beschäftigung, bei der sie entweder in einer Festanstellung oder auf Honorarbasis dafür bezahlt werden, für jemand anderes zu arbeiten (hierzu würde man meist auch bezahlte Beratertätigkeiten zählen). Natürlich gibt es viele Selbstständige, denen es gelingt, Geld von anderen zu beziehen, indem sie fälschlich

so tun, als würden sie diese mit einem Nutzen oder einer Dienstleistung versorgen (solche Menschen bezeichnen wir normalerweise als Trickbetrüger, unseriöse Anbieter, Scharlatane oder Fälscher), und ebenso bringen manche Selbstständige andere um ihr Geld, indem sie ihnen Schaden zufügen oder damit drohen (dann sprechen wir meist von Straßenräubern, Einbrechern, Erpressern oder Dieben). Zumindest im ersten Fall können wir eindeutig von Bullshit sprechen, aber nicht unbedingt von Bullshit-Jobs, denn »Jobs« im eigentlichen Sinne sind es nicht. Betrug ist eine Tat, aber kein Beruf. Das Gleiche gilt für den Überfall auf einen Geldtransporter. Manchmal ist von Berufseinbrechern die Rede, aber damit ist eigentlich nur gesagt, dass Diebstahl die wichtigste Einkommensquelle des Einbrechers ist.[12] Niemand bezahlt dem Einbrecher einen regelmäßigen Lohn oder ein Honorar dafür, dass er in die Wohnungen anderer Menschen einsteigt. Aus diesem Grund kann man nicht behaupten, »Einbrecher« sei im eigentlichen Sinne ein Job.[13]

Aufgrund solcher Überlegungen können wir eine nach meiner Überzeugung funktionierende endgültige Arbeitsdefinition formulieren:

> **Endgültige Arbeitsdefinition:** Ein Bullshit-Job ist eine Form der bezahlten Anstellung, die so vollkommen sinnlos, unnötig oder gefährlich ist, dass selbst derjenige, der sie ausführt, ihre Existenz nicht rechtfertigen kann, obwohl er sich im Rahmen der Beschäftigungsbedingungen verpflichtet fühlt, so zu tun, als sei dies nicht der Fall.

Von der Bedeutung des subjektiven Elements und warum man davon ausgehen kann, dass diejenigen, die ihre Tätigkeit selbst für einen Bullshit-Job halten, im Allgemeinen recht haben

Das ist in meinen Augen eine nützliche Definition; in jedem Fall ist sie für die Zwecke des vorliegenden Buches gut genug.

Dem aufmerksamen Leser ist vielleicht eine noch verbliebene Zweideutigkeit aufgefallen. Die Definition ist vorwiegend subjektiv: Ich definiere einen Bullshit-Job als Tätigkeit, die der Beschäftigte selbst für sinnlos, unnötig oder gefährlich hält, gleichzeitig behaupte ich aber auch, dass der Beschäftigte recht hat.[14] Ich gehe also davon aus, dass dahinter eine Realität steckt. Diese Annahme muss man machen, denn sonst müssten wir uns damit zufriedengeben, dass genau die gleiche Tätigkeit am einen Tag Bullshit ist und am anderen nicht, je nachdem, in welcher unberechenbaren Stimmung sich ein launischer Angestellter gerade befindet. Damit will ich nur sagen, dass es neben dem reinen Marktwert so etwas wie einen gesellschaftlichen Wert gibt, aber da bisher niemand einen angemessenen Weg gefunden hat, um diesen Wert zu messen, ist das Urteil des Beschäftigten selbst einer zutreffenden Einschätzung der Situation so nahe, wie man ihr überhaupt kommen kann.[15]

Warum das so ist, liegt häufig auf der Hand: Wenn eine Büroangestellte tatsächlich 80 Prozent ihrer Zeit darauf verwendet, Katzenbilder zu zeichnen, wissen ihre

Kolleginnen im angrenzenden Büro, was da abläuft, oder sie wissen es auch nicht, aber sie selbst kann sich über das, was sie tut, keine Illusionen machen. Und selbst in komplizierteren Fällen, in denen es fraglich ist, wie viel der Angestellte tatsächlich für seine Firma leistet, kann man nach meiner Überzeugung davon ausgehen, dass der Angestellte es selbst am besten weiß. Mir ist bewusst, dass diese Haltung in manchen Kreisen infrage gestellt werden wird. Manager und andere hohe Tiere behaupten häufig steif und fest, die meisten Mitarbeitenden in einem Großunternehmen würden ihren eigenen Beitrag nicht in vollem Umfang verstehen, weil man das große Bild nur von der Spitze aus erkennen könne. Ich behaupte nicht, dies sei völlig falsch. Häufig gibt es im größeren Zusammenhang einige Teile, mit denen Mitarbeitende auf den unteren Ebenen nicht vertraut sind oder von denen man ihnen einfach nichts sagt. Das gilt insbesondere, wenn das Unternehmen illegale Geschäfte betreibt.[16] Aber nach meiner Erfahrung wird man normalerweise jeden Untergebenen, der eine gewisse Zeit lang – vielleicht ein oder zwei Jahre – in dem selben Unternehmen arbeitet, beiseitenehmen und in die Firmengeheimnisse einweihen.

Ausnahmen gibt es allerdings, das stimmt. Manchmal teilen Manager bestimmte Aufgaben absichtlich so auf, dass die Beschäftigten eigentlich nicht verstehen, wie ihre Tätigkeit zum Gesamtunternehmen beiträgt. Banken tun so etwas sehr häufig. Ich habe sogar von Fabriken in Amerika gehört, in denen viele Fließbandarbeiter nicht wussten, was in dem Werk eigentlich hergestellt wird; in solchen Fällen stellte sich allerdings fast immer heraus, dass die

Eigentümer absichtlich Menschen eingestellt hatten, die kein Englisch sprachen. Aber selbst dann nehmen die Arbeiter in der Regel an, dass ihre Tätigkeit nützlich ist, sie wissen nur nicht, warum. Im Allgemeinen kann man nach meiner Überzeugung davon ausgehen, dass die Mitarbeitenden wissen, was in einem Büro oder in einer Werkstattetage abläuft, und dass sie genau begreifen, wie ihre Arbeit zum Unternehmen beiträgt oder auch nicht – jedenfalls begreifen sie es besser als jeder andere.[17] In den höheren Rängen ist das nicht immer so klar. Häufig traf ich während meiner Recherchen auf Untergebene, die sich letztlich fragten: »Weiß mein Vorgesetzter eigentlich, dass ich 80 Prozent meiner Zeit mit dem Zeichnen von Katzen verbringe? Tun sie nur so, als würden sie es nicht bemerken, oder bemerken sie es tatsächlich nicht?« Und je mehr Gründe die Mitarbeitenden haben, vor denen auf den höheren Ebenen der Befehlskette etwas zu verbergen, desto schlimmer wird die Situation.

Das eigentlich heikle Problem stellt sich erst, wenn es darum geht, ob bestimmte Formen der Arbeit (beispielsweise Telefonwerbung, Marktforschung oder Beratung) Bullshit sind – das heißt, ob man von ihnen behaupten kann, dass sie irgendeinen positiven gesellschaftlichen Wert produzieren. Hier sage ich nur: Am besten überlässt man das Urteil denjenigen, die solche Tätigkeiten ausüben. Schließlich ist gesellschaftlicher Wert vor allem das, was die Menschen dafür halten. Und wer wäre dann besser in der Lage, ein Urteil zu fällen? In diesem Fall würde ich sagen: Wenn die Mehrzahl derer, die einen bestimmten Beruf ausüben, insgeheim der Ansicht

sind, dass ihre Arbeit keinen gesellschaftlichen Wert hat, sollte man im weiteren Verlauf davon ausgehen, dass sie recht haben.[18]

Pedanten werden zweifellos auch an dieser Stelle Einwände erheben. Sie fragen vielleicht: Wie kann jemand eine sichere Aussage darüber machen, was die Mehrzahl derer, die in einer Branche arbeiten, insgeheim denkt? Darauf lautet die Antwort: Das kann niemand. Selbst wenn es möglich wäre, eine Umfrage unter Lobbyisten oder Finanzberatern durchzuführen, ist nicht klar, wie viele von ihnen ehrliche Antworten geben würden. Als ich in dem ursprünglichen Artikel in groben Zügen auf unnütze Branchen zu sprechen kam, ging ich von der Annahme aus, dass Lobbyisten und Finanzberater sich ihrer Nutzlosigkeit im Wesentlichen bewusst sind – und dass sogar viele oder die meisten von ihnen unter dem Wissen leiden, dass der Welt nichts Wertvolles verloren gehen würde, wenn es ihre Tätigkeiten nicht mehr gäbe.

Damit könnte ich unrecht haben. Möglicherweise sind Unternehmenslobbyisten oder Finanzberater tatsächlich Anhänger einer Theorie der gesellschaftlichen Werte, nach der ihre Arbeit für die Gesundheit und das Wohlergehen der Nation unentbehrlich sind. Möglicherweise schlafen sie deshalb nachts gut – sie sind fest überzeugt, dass ihre Tätigkeit für alle in ihrer Umgebung ein Segen ist. Ich weiß es nicht, aber ich habe die Vermutung, dass dies umso stärker gilt, je weiter man in der Nahrungskette nach oben steigt, denn eines scheint eine allgemeine Wahrheit zu sein: Je mehr Schaden eine Gruppe mächtiger Menschen in der Welt anrichtet, desto mehr Jasager und Propagandisten

sammeln sich in ihrem Umfeld und bringen immer neue Gründe vor, warum sie in Wirklichkeit etwas Gutes tun – und entsprechend wahrscheinlicher ist es, dass zumindest einige der Mächtigen ihnen Glauben schenken.[19] Unternehmenslobbyisten und Finanzberater sind anscheinend tatsächlich für einen unverhältnismäßig großen Anteil des in der Welt angerichteten Schadens verantwortlich (zumindest des Schadens, der im Rahmen beruflicher Tätigkeiten angerichtet wird). Vielleicht müssen sie sich wirklich zwingen, an ihre eigene Tätigkeit zu glauben.

Wenn es so ist, sind Finanzwesen und Lobbyarbeit eigentlich keine Bullshit-Jobs, sondern sie ähneln eher der Tätigkeit des Auftragsmörders. Am allerobersten Ende der Nahrungskette scheint es tatsächlich so zu sein. In dem ursprünglichen, 2013 erschienenen Artikel wies ich beispielsweise darauf hin, dass ich nie einen Anwalt für Unternehmensrecht getroffen habe, der seine Arbeit nicht für Bullshit hielt. Aber natürlich spiegelt sich darin nur wider, welchen Typ von Unternehmensanwälten ich in der Regel kennenlerne: Es sind diejenigen, die auch Dichter und Musiker waren. Was aber von noch größerer Bedeutung ist: Sie bekleiden keinen besonders hohen Rang. Nach meinem Eindruck halten wirklich mächtige Unternehmensanwälte ihre Funktion für vollkommen legitim. Oder vielleicht kümmern sie sich auch einfach nicht darum, ob sie Gutes tun oder Schaden anrichten.

Am obersten Ende der Nahrungskette im Finanzwesen ist es sicher so. Im April 2013 war ich durch einen seltsamen Zufall zugegen, als in der Federal Reserve in Philadelphia

eine Tagung zum Thema »Festigung des Bankensystems zum guten Zweck« abgehalten wurde. Dort trat der Wirtschaftswissenschaftler Jeffrey Sachs, der vor allem durch die Planung der »Schocktherapie«-Reformen in der früheren Sowjetunion berühmt wurde, in einer Video-Liveschaltung auf und verblüffte alle Anwesenden, indem er eine »ungewöhnlich freimütige«, wie vorsichtige Journalisten es vielleicht nennen würden, Beurteilung der Verantwortlichen in den amerikanischen Finanzinstitutionen präsentierte. Wertvoll ist Sachs' Urteil insbesondere deshalb, weil viele dieser Personen ihm gegenüber, wie er immer wieder betonte, in der (nicht ganz unbegründeten) Annahme, er stehe auf ihrer Seite, sehr offenherzig waren:

> Sehen Sie, ich habe viele von diesen Leuten an der Wall Street regelmäßig getroffen – ich kenne sie. Es sind die Leute, mit denen ich zum Mittagessen gehe. Und ich möchte es sehr unverblümt formulieren: Ich halte das moralische Umfeld für pathologisch. Diese Menschen empfinden keine Verantwortung, Steuern zu bezahlen; sie empfinden keine Verantwortung gegenüber ihren Kunden; sie empfinden keine Verantwortung gegenüber der Gegenseite bei ihren Transaktionen. Sie sind hart, habgierig und aggressiv, sie haben das Gefühl, im ganz buchstäblichen Sinne außer Kontrolle zu sein, und sie haben das System in bemerkenswertem Umfang zu ihrem Spielball gemacht. Sie glauben ehrlich, sie hätten das von Gott gegebene Recht, sich so viel Geld zu holen, wie es in irgendeiner Weise möglich ist, sei es legal oder auch anders.

> Wenn Sie sich die Wahlkampfspenden ansehen, was ich gestern zufällig aus einem anderen Grund getan habe, so sind die Finanzmärkte heute im US-System die größten Spender. Wir haben eine bis ins Innerste korrupte Politik … Beide Parteien stecken bis zum Hals darin. Das alles hat zu diesem wirklich erstaunlichen Gefühl der Schamlosigkeit geführt, und das spürt man heute auch auf individueller Ebene. Und es ist sehr, sehr ungesund. Ich warte seit vier oder fünf Jahren darauf, dass auch nur eine Persönlichkeit an der Wall Street eine moralische Sprache spricht. Aber ich habe es kein einziges Mal erlebt.[20]

Da haben wir es. Wenn Sachs recht hatte – und ganz ehrlich: Wer wäre besser in der Lage, es zu wissen? –, reden wir auf den obersten Kommandoebenen des Finanzsystems tatsächlich nicht über Bullshit-Jobs. Wir reden nicht einmal über Menschen, die mittlerweile ihren eigenen Einschmeichlern glauben. Sondern wir reden schlicht und einfach über eine Verbrecherbande.

Wichtig ist auch, dass man eine andere Unterscheidung zwischen sinnlosen und einfach nur schlechten Tätigkeiten im Kopf behält. Die zweite Gruppe werde ich als »Scheißjobs« bezeichnen, denn so werden sie häufig genannt. Das Thema spreche ich nur aus einem Grund an: Beide Kategorien werden häufig verwechselt, was eigentlich seltsam ist, denn sie sind sich keineswegs ähnlich. Man könnte sie sogar fast als Gegensätze betrachten. Bullshit-Jobs werden oft recht gut bezahlt und bieten meist ausgezeichnete Arbeitsbedingungen. Sie sind nur sinnlos. Scheißjobs dagegen sind in der Regel kein

Bullshit; sie beinhalten meist Arbeiten, die getan werden müssen, und sind für die Gesellschaft eindeutig von Nutzen; nur werden diejenigen, die sie ausführen, schlecht bezahlt und schlecht behandelt. Natürlich sind manche Tätigkeiten von ihrem Wesen her unangenehm, in anderer Hinsicht aber auch erfüllend. (Ein alter Witz erzählt von dem Mann, der nach dem Zirkus den Elefantendung beseitigen musste. Was er auch unternahm, er wurde den Geruch an seinem Körper nicht los. Er wechselte die Kleidung, wusch sich die Haare und schrubbte sich endlos ab, aber er stank immer noch, und die Frauen machten einen Bogen um ihn. Schließlich fragte ihn ein alter Freund: »Warum tust du dir das an? Du könntest so viele andere Berufe haben.« Darauf antwortete der Mann: »Was? Ich soll das Showbusiness aufgeben!?«) Solche Tätigkeiten kann man weder als Scheißjobs noch als Bullshit-Jobs bezeichnen, ganz gleich, worin die Arbeit besteht. Andere Tätigkeiten hingegen – beispielsweise ganz gewöhnliche Reinigungsarbeiten – sind von ihrem Wesen her in keinerlei Weise herabwürdigend, können aber leicht dazu gemacht werden.

An meiner derzeitigen Universität zum Beispiel werden die Reinigungskräfte sehr schlecht behandelt. Wie heutzutage an den meisten Hochschulen, so wurde auch hier ihre Arbeit outgesourct. Sie sind nicht unmittelbar bei der Universität angestellt, sondern bei einem Unternehmen, dessen Name auf ihren dunkelroten Uniformen prangt. Sie werden schlecht bezahlt, müssen mit gefährlichen Chemikalien umgehen, die vielfach ihre Hände schädigen oder sie aus anderen Gründen zwingen,

zur Erholung freizunehmen (Zeit, für die sie keinen Lohn erhalten), und sind allgemein Opfer von Willkür und Respektlosigkeit. Dass Reinigungskräfte so demütigend behandelt werden, hat keinen besonderen Grund. Aber zumindest können sie einen gewissen Stolz aus dem Wissen beziehen – und ich kann sogar bestätigen, dass sie es tatsächlich wissen –, dass Gebäude gereinigt werden müssen und dass deshalb der Universitätsbetrieb ohne sie nicht weiterlaufen könnte.[21]

Scheißjobs werden meist von Arbeitern ausgeführt und stundenweise bezahlt, Bullshit-Jobs dagegen von Angestellten mit Monatsgehältern. Diejenigen, die Scheißjobs ausführen, werden häufig zum Gegenstand von Demütigungen; sie arbeiten nicht nur hart, sondern werden gerade aus diesem Grund auch noch gering geschätzt. Aber zumindest wissen sie, dass sie etwas Nützliches tun. Die Inhaber von Bullshit-Jobs sind häufig von einer Aura der Ehre und des Prestiges umgeben; sie werden als Profis respektiert, gut bezahlt und als Leistungsträger behandelt – als Menschen, die auf das, was sie tun, zu Recht stolz sein können. Insgeheim sind sie sich jedoch bewusst, dass sie nichts geleistet haben; sie spüren, dass sie nichts getan haben, um sich die Konsumspielzeuge zu verdienen, mit denen sie ihr Leben ausfüllen; sie spüren, dass alles auf einer Lüge aufgebaut ist – und so ist es ja auch.

Es sind zwei zutiefst unterschiedliche Formen der Unterdrückung. Ich möchte sie sicher nicht gleichsetzen; die wenigsten Menschen, die ich kenne, würden eine sinnlose Stellung im mittleren Management gegen eine

Stellung als Müllarbeiter eintauschen, und das, obwohl sie wissen, dass der Müll tatsächlich abgeholt werden muss. (Allerdings kenne ich Menschen, die Managerstellungen kündigen, Reinigungskräfte werden und glücklich darüber sind, dass sie es getan haben.) Ich möchte hier nur darauf hinweisen, dass beide auf ihre eigene Weise unterdrückerisch sind.[22]

Theoretisch gibt es auch Tätigkeiten, die Scheißjob und Bullshit-Job zugleich sind. Nach meiner Überzeugung kann man durchaus sagen: Wenn man sich die schlimmste Tätigkeit vorstellt, die jemand ausüben kann, muss es eine Kombination aus beiden sein. Als Fjodor Dostojewski einmal in einem sibirischen Gefangenenlager saß, entwickelte er die Theorie, die schlimmste denkbare Form der Folter müsse darin bestehen, jemanden zu einer endlosen und offensichtlich sinnlosen Tätigkeit zu zwingen. Auch wenn die Häftlinge, die man nach Sibirien schickte, theoretisch zu »harter Arbeit« verurteilt waren, war die Arbeit nach seinen Beobachtungen in Wirklichkeit nicht allzu hart. Die meisten Bauern arbeiteten wesentlich härter. Aber die Bauern arbeiteten zumindest auch teilweise für sich selbst. In den Gefangenenlagern bestand die »Härte« der Arbeit in der Tatsache, dass die Arbeiter nichts davon hatten:

> Mir kam einmal dieser Gedanke: Wenn man einen Menschen vollkommen erdrücken und vernichten, einer so entsetzlichen Strafe unterziehen will, dass vor ihr selbst der grausamste Mörder erbebte und sie schon im Voraus fürchtete, so braucht man nur seiner Arbeit den Charakter vollkommener Zweck- und Sinnlosigkeit zu

> verleihen. Wenn die jetzige Zwangsarbeit für den Zuchthäusler auch uninteressant und langweilig ist, so ist sie doch an sich, als Arbeit vernünftig: Der Arrestant stellt Ziegelsteine her, gräbt Erde um, baut und mauert; in dieser Arbeit liegt ein Sinn und ein Zweck. Aber wenn man ihn zum Beispiel zwingen wollte, Wasser aus einem Kübel in einen anderen zu gießen und dann wieder in den ersten zurückzugießen, oder Sand zu stoßen, oder einen Haufen Erde von einem Ort an den anderen zu schleppen und dann wieder zurückzuschleppen, so würde sich der Arrestant, glaube ich, schon nach einigen Tagen erhängen oder tausend Verbrechen begehen, um sich wenigstens durch den Tod von dieser Erniedrigung, Schmach und Qual zu befreien.[23]

Zu der verbreiteten falschen Vorstellung, Bullshit-Jobs seien im Wesentlichen auf den öffentlichen Dienst beschränkt

Bisher haben wir drei große Kategorien von Tätigkeiten abgegrenzt: nützliche Tätigkeiten (bei denen es sich um Scheißjobs handeln kann oder auch nicht), Bullshit-Jobs und eine kleine, aber hässliche Grauzone mit Gangstern, Miethaien, Spitzenanwälten in Unternehmen, Hedgefonds-CEOs und anderen Menschen, die im Wesentlichen egoistische Dreckskerle sind und auch nicht so tun, als wären sie irgendetwas anderes.[24] In allen Fällen kann man nach meiner Ansicht durchaus darauf vertrauen, dass diejenigen, die solche Tätigkeiten ausüben, am besten wissen, zu welcher Kategorie sie gehören. Bevor ich mich

nun der Typologie zuwende, möchte ich zunächst einmal einige verbreitete falsche Vorstellungen ausräumen. Wenn man den Begriff der Bullshit-Jobs jemandem an den Kopf wirft, der noch nie davon gehört hat, nimmt diese Person vielleicht an, wir würden in Wirklichkeit über Scheißjobs reden. Erklärt man es aber genauer, verfällt der andere meist in eines von zwei verbreiteten Klischees: Entweder nimmt er an, wir würden über staatliche Bürokraten reden, oder er ist ein Fan der Romanserie *Per Anhalter durch die Galaxis* von Douglas Adams und glaubt, es gehe um Friseure.

Zuerst möchte ich mich mit den Bürokraten beschäftigen, denn sie sind das einfachere Thema. Wohl kaum jemand würde abstreiten, dass es auf der Welt eine Menge nutzlose Bürokraten gibt. Für mich ist aber vor allem von Bedeutung, dass nutzlose Bürokraten heutzutage offenbar in der Privatwirtschaft ebenso häufig anzutreffen sind wie im öffentlichen Dienst. Einen kleinen Mann im Anzug, der einen mit dem Vorlesen unverständlicher Regeln und Vorschriften zur Verzweiflung bringt, wird man in einer Bank oder einem Handyladen mit der gleichen Wahrscheinlichkeit antreffen wie bei der Passbehörde oder im Bauamt. Außerdem sind öffentliche und private Bürokratie mittlerweile so eng verflochten, dass es oft schwerfällt, zwischen ihnen zu unterscheiden. Das ist der Grund, warum ich zu Beginn dieses Kapitels die Geschichte eines Mannes erzählt habe, der bei einem Privatunternehmen arbeitet, das vertraglich an die deutsche Bundeswehr gebunden ist. Sie macht nicht nur deutlich, dass es eine falsche Annahme ist, es gebe

Bullshit-Jobs vorwiegend in der staatlichen Bürokratie, sondern sie zeigt auch, wie »marktwirtschaftliche Reformen« fast immer nicht weniger, sondern mehr Bürokratie schaffen.[25] Das Prinzip habe ich schon in meinem früheren Buch *Bürokratie. Die Utopie der Regeln* erläutert: Wenn man sich bei seiner Bank darüber beschwert, dass man bürokratische Umwege gehen muss, werden die Bankmitarbeiter in aller Regel behaupten, es sei die Schuld staatlicher Vorschriften; forscht man aber nach, woher diese Vorschriften wirklich kommen, wird man höchstwahrscheinlich feststellen, dass sie in ihrer Mehrzahl von der Bank festgeschrieben wurden.

Dennoch ist die Vorstellung, Behörden seien zwangsläufig kopflastige Versorgungseinrichtungen mit unnötigen administrativen Hierarchieebenen, während die Privatwirtschaft schlank und sparsam ist, so fest in den Köpfen der Menschen verwurzelt, dass man sie mit Belegen allein kaum wird ausrotten können.

Teilweise gehen solche falschen Vorstellungen sicher auf Erinnerungen an Staaten wie die Sowjetunion zurück, die eine Politik der Vollbeschäftigung betrieben und deshalb gezwungen waren, für jeden eine Stellung zu schaffen, ganz gleich, ob ein Bedarf existierte oder nicht. So kam es dazu, dass Kunden in der UDSSR am Ende im Laden zu drei verschiedenen Verkäufern gehen mussten, um einen Laib Brot zu kaufen, und in Straßenbautrupps waren zu jedem Zeitpunkt zwei Drittel der Arbeitskräfte damit beschäftigt, zu trinken, Karten zu spielen oder ein Nickerchen zu halten. Das alles wird stets so dargestellt, als könne es im Kapitalismus nie geschehen. Ein

Privatunternehmen, das im Wettbewerb mit anderen Privatunternehmen steht, würde demnach niemals Menschen einstellen, die es nicht wirklich braucht. Wenn überhaupt, lautet die gewöhnliche Klage über den Kapitalismus, er sei zu effizient, und an Arbeitsplätzen in der Privatwirtschaft würden die Mitarbeitenden ständig mit höheren Anforderungen, Quoten und Überwachung gequält.

Natürlich möchte ich nicht leugnen, dass Letzteres häufig stimmt. Tatsächlich hat sich der Druck auf die Unternehmen, Personal abzubauen und die Effizienz zu steigern, seit der Fusions- und Übernahmehektik der 1980er Jahre verdoppelt. Aber von diesem Druck waren nahezu ausschließlich die Menschen am unteren Ende der Pyramide betroffen, die tatsächlich Dinge produzieren, instand halten, reparieren oder transportieren. Wer beispielsweise gezwungen ist, während der Ausübung seiner täglichen Arbeit eine Uniform zu tragen, steht wahrscheinlich unter großem Druck.[26] Die Zusteller bei FedEx, UPS und anderen Paketdiensten leisten harte Knochenarbeit nach Zeitplänen, die mit »wissenschaftlicher« Effizienz aufgestellt wurden. In den oberen Etagen derselben Unternehmen sieht es anders aus. Wenn wir wollen, können wir dies auf die wichtigste Schwäche im Effizienzkult der Manager zurückführen – auf ihre Achillesferse, wie man sie nennen könnte. Als sie damit begannen, wissenschaftliche Studien zum zeit- und energieeffizientesten Einsatz menschlicher Arbeitskraft zu entwickeln, wendeten sie die gleichen Methoden nie auf sich selbst an – oder wenn sie es taten, war der Effekt

anscheinend das genaue Gegenteil dessen, was sie beabsichtigt hatten. Deshalb brachte der gleiche Zeitraum, in dem es im Bereich der Arbeiter zur erbarmungslosesten Anwendung von Beschleunigung und Personalabbau kam, in nahezu allen Großunternehmen eine schnelle Vervielfachung sinnloser Manager- und Verwaltungsaufgaben mit sich. Es ist, als würden die Konzerne endlos das Fett von der untersten Ebene der Werkstätten abschneiden und die so erzielten Einsparungen dazu verwenden, einige Etagen höher immer mehr unnötige Arbeitskräfte einzustellen. (Wie wir noch genauer erfahren werden, lief es in manchen Konzernen ganz buchstäblich so ab.) Das Endergebnis war ähnlich wie unter den sozialistischen Regimen, die Millionen Pseudo-Proletarierstellen geschaffen hatten: Die kapitalistischen Regime wurden irgendwann zu Vorreitern bei der Schaffung von Millionen Pseudo-Verwaltungsstellen.

Wie das alles im Einzelnen ablief, werden wir im weiteren Verlauf des Buches noch genauer untersuchen. Vorerst möchte ich nur darauf hinweisen, dass nahezu die gesamte Dynamik, die hier beschrieben wird, im staatlichen wie im privaten Bereich gleichermaßen abläuft, was eigentlich angesichts der Tatsache, dass beide Sektoren heute nahezu nicht mehr zu unterscheiden sind, auch nicht verwunderlich ist.

Warum Friseure ein schlechtes Beispiel für einen Bullshit-Job sind

Wenn eine verbreitete Reaktion darin besteht, den Staat verantwortlich zu machen, so ist eine zweite seltsamerweise der Vorwurf an die Frauen. Wenn man von der Vorstellung abrückt, es gehe ausschließlich um Bürokraten in den Behörden, so nimmt man vielfach an, man müsse vor allem über Sekretärinnen, Rezeptionistinnen und verschiedene Arten von (in der Regel weiblichen) Verwaltungsangestellten sprechen. Nun sind viele solche Verwaltungstätigkeiten nach der hier entwickelten Definition tatsächlich Bullshit, aber die Annahme, vorwiegend seien Frauen mit Bullshit-Jobs beschäftigt, ist nicht nur sexistisch, sondern in ihr spiegelt sich für mich auch ein tief greifendes Unwissen über die Tätigkeit in den meisten Büros wider. Mit sehr viel größerer Wahrscheinlichkeit ist die Verwaltungsassistentin eines (männlichen) Vizevorstands oder eines »strategischen Netzwerkmanagers« die Einzige, die im Büro tatsächlich Arbeit leistet, und ihr Chef ist derjenige, der ebenso gut in seinem Büro herumtrödeln und World of Warcraft spielen könnte oder es sogar tatsächlich tut.

Auf diese Dynamik werde ich im nächsten Kapitel zurückkommen, wenn wir uns mit der Rolle der Lakaien beschäftigen; hier möchte ich nur betonen, dass es einschlägige statistische Belege gibt. In der YouGov-Umfrage wurden die Ergebnisse zwar nicht nach Berufen aufgeschlüsselt, was eine Schande ist, aber sie unterschied nach Geschlechtern. Dabei zeigte sich, dass Männer ihre Tätigkeit mit 42 Prozent sehr viel häufiger für sinnlos halten als Frauen (32 Prozent). Auch hier scheint die Annahme, dass sie recht haben, vernünftig zu sein.[27]

Und schließlich die Friseure. Ich fürchte, hier bleibt uns Douglas Adams viele Antworten schuldig. Manchmal schien es mir, als würde jedes Mal, wenn ich die Vorstellung äußerte, dass ein großer Teil der in unserer Gesellschaft geleisteten Arbeit überflüssig ist, irgendein Mann (es war immer ein Mann) sich melden und sagen: »Ach ja, Sie meinen, beispielsweise, die Friseure?« Anschließend erklärte er meist, er beziehe sich damit auf den komischen Science-Fiction-Roman *Das Restaurant am Ende des Universums* von Douglas Adams: Darin entschließen sich die Anführer eines Planeten namens Golgafrincham, ihre nutzloseren Bewohner loszuwerden, indem sie fälschlich behaupten, der Planet werde demnächst zerstört werden. Zur Bewältigung der Krise bauen sie angeblich eine »Archenflotte« mit den Raumschiffen A, B und C. Das erste soll das kreative Drittel der Bevölkerung befördern, das dritte die Arbeiter, und in das mittlere steigt der nutzlose Rest ein. Alle sollen in einen Zustand des Scheintods versetzt und in eine neue Welt geschickt werden; in Wirklichkeit wird aber nur das Schiff B gebaut und auf Kollisionskurs zur Sonne gebracht. Die Romanhelden befinden sich zufällig ebenfalls in Schiff B und untersuchen einen Saal mit Millionen von Weltraum-Sarkophagen; darin liegen solche nutzlosen Menschen, und anfangs nehmen sie an, diese seien tot. Einer fängt an, die Schilder neben den einzelnen Sarkophagen vorzulesen.

> »Da steht: ›Archeflotte Golgafrincham, Schiff B, Index 7, Telefondesinfizierer zweiter Klasse‹ – und eine Seriennummer.«

»Ein Telefondesinfizierer?«, sagte Arthur. »Ein toter Telefondesinfizierer?«

»Bestenfalls.«

»Aber was macht der hier?«

Ford spähte durch den Deckel auf die Gestalt darin.

»Nicht viel«, sagte er und ließ plötzlich sein spezielles Grinsen los, das die Leute stets annehmen ließ, er hätte die Dinge in der letzten Zeit wohl etwas übertrieben und sollte vielleicht versuchen, ein bisschen zur Ruhe zu kommen.

Er sauste weiter zu einem anderen Sarkophag. Ein Augenblick lebhaftes Arbeiten mit dem Handtuch, dann verkündete er: »Das hier ist ein Friseur. Hoopy!«

Der nächste Sarkophag erwies sich als die letzte Ruhestätte eines Werbefachmanns; der daneben enthielt einen Gebrauchtwagenhändler dritter Klasse.[28]

Warum diese Geschichte denen, die zum ersten Mal von Bullshit-Jobs hören, bedeutsam zu sein scheint, liegt auf der Hand, aber eigentlich ist die Liste recht seltsam. Zum einen gibt es professionelle Telefondesinfizierer in Wirklichkeit nicht,[29] während Werbefachleute und Gebrauchtwagenhändler tatsächlich existieren – und tatsächlich sind beides Berufe, ohne die es der Gesellschaft besser gehen würde –, aber wenn Douglas-Adams-Fans sich an die Geschichte erinnern, nennen sie aus irgendeinem Grund stets die Friseure.

Ich möchte ehrlich sein. Ich habe mit Douglas Adams kein besonderes Hühnchen zu rupfen, sondern ich habe sogar eine Vorliebe für alle Ausdrucksformen humorvoller britischer Science-Fiction aus den 1970er Jahren; dennoch

finde ich diese spezielle Fantasie auf beunruhigende Weise herablassend. Erstens handelt es sich eigentlich nicht um eine Liste nutzloser Berufe. Es ist vielmehr eine Liste von Menschen, die ein Mittelschicht-Lebenskünstler, der ungefähr zu jener Zeit in Islington lebte, ein wenig peinlich gefunden hätte. Heißt das, dass sie es verdient haben zu sterben?[30] In meinen eigenen Fantasien geht es um die Beseitigung der *Tätigkeiten*, aber nicht der Menschen, die sie ausführen müssen. Um die Vernichtung zu rechtfertigen, hat Adams sich anscheinend absichtlich Menschen ausgesucht, die er nicht nur für nutzlos hielt, sondern von denen er sich auch vorstellen konnte, dass sie ihre Tätigkeit mochten oder sich mit ihr identifizierten.

Bevor wir also unsere Überlegungen fortsetzen, wollen wir uns Gedanken über die Stellung der Friseure machen. Warum ist Friseur kein Bullshit-Job? Nun, der Grund liegt auf der Hand: *weil* die meisten Friseure ihre Tätigkeit nicht für einen halten. Haare zu schneiden und zu stylen, ist für die Welt nachweislich von Bedeutung, und die Vorstellung, dies sei unnötige Eitelkeit, ist vollkommen subjektiv. Wer wollte entscheiden, welches Urteil über den inneren Wert des Frisierens richtig ist? *Per Anhalter durch die Galaxis*, der erste Roman von Adams, der zu einer Art Kulturphänomen wurde, erschien 1979. Ich weiß noch, wie ich in jenem Jahr als Teenager in New York beobachten konnte, dass sich vor dem Friseursalon am Astor Place häufig eine kleine Menschenmenge versammelte, die zusehen wollte, wie Punks ihre raffinierten roten Irokesenfrisuren bekamen. Wollte Douglas Adams sagen, dass auch diejenigen, die diese Irokesenschnitte

anfertigten, den Tod verdient hatten, oder meinte er nur jene Friseure, deren Stilgefühl er nicht schätzte? In einem Arbeiterumfeld dienen Friseursalons häufig als Treffpunkte; Frauen eines bestimmten Alters und einer bestimmten Herkunft verbringen bekanntermaßen Stunden im Friseursalon in ihrer Nachbarschaft, der damit zu einem Ort für den Austausch lokaler Neuigkeiten und zum Tratschen wird.[31] Man kann sich deshalb kaum des Eindrucks erwehren, dass gerade dies in den Köpfen derer, die Friseure als Musterbeispiel für eine nutzlose Tätigkeit anführen, ein Problem darstellt. Offensichtlich stellen sie sich eine Horde von Frauen mittleren Alters vor, die unter ihren Frisierhauben nutzlos tratschen, während andere damit beschäftigt sind, geringfügige Versuche zur Verschönerung von Menschen vorzunehmen, die (so die Annahme) zu fett, zu alt und zu sehr der Arbeiterklasse zugehörig sind, als dass sie jemals attraktiv sein könnten, ganz gleich, was man mit ihnen anstellt. Eigentlich ist es nur Snobismus, angereichert mit einer beträchtlichen Dosis von Sexismus.

Aus solchen Gründen Einwände gegen Friseure zu erheben, ist aus logischer Sicht ebenso sinnvoll wie die Behauptung, der Betrieb einer Bowlingbahn oder das Spielen eines Dudelsacks seien Bullshit-Jobs, nur weil man selbst an Bowling oder Dudelsackmusik keine Freude hat und deshalb die Leute, die es tun, nicht mag.

Manch einer hat jetzt vielleicht den Eindruck, dass ich unfair bin. Woher wissen Sie, so könnte man fragen, dass Douglas Adams nicht an diejenigen dachte, die Armen die Haare schneiden, sondern an jene, die sehr reiche

Menschen frisieren? Wie steht es mit den Nobelfriseuren, die wahnsinnige Geldbeträge kassieren, damit die Töchter von Finanzhaien oder Filmmanagern so aussehen, wie irgendeine momentane Mode es verlangt? Haben sie nicht vielleicht insgeheim den Verdacht, dass ihre Arbeit wertlos oder sogar gefährlich ist? Würden sie dann nicht in die Kategorie derer fallen, die einen Bullshit-Job haben?

Theoretisch müssen wir natürlich eingestehen, dass so etwas stimmen könnte. Aber untersuchen wir die Möglichkeit einmal etwas genauer. Offensichtlich gibt es keinen objektiven Qualitätsmaßstab, nach dem man sagen könnte, die Frisur X sei 15 Dollar wert, die Frisur Y 150 Dollar und die Frisur Z 1500 Dollar. In dem zuletzt genannten Fall zahlt die Kundin ohnehin hauptsächlich dafür, dass sie sagen kann, sie habe 1500 Dollar für eine Frisur ausgegeben oder sich die Frisur von denselben Stylisten gestalten lassen wie Kim Kardashian oder Tom Cruise. Wir sprechen hier also von der offenen Zurschaustellung von Verschwendung und Überspanntheit. Nun könnte man sicher die Ansicht vertreten, dass es eine tief greifende strukturelle Nähe zwischen verschwenderischer Überspanntheit und Bullshit gibt, und Theoretiker der Wirtschaftspsychologie von Thorstein Veblen über Sigmund Freud bis zu Georges Bataille haben darauf hingewiesen, dass es auf dem obersten Gipfel der Reichtumspyramide – hier fallen einem Donald Trumps vergoldete Aufzüge ein – einen sehr schmalen Grat zwischen extremem Luxus und völligem Unsinn gibt. (Das ist der Grund, warum Gold in Träumen häufig durch Exkremente symbolisiert wird und umgekehrt.)

Und das ist noch nicht alles: Tatsächlich feiert eine lange literarische Tradition – sie beginnt mit dem 1883 erschienenen Roman *Au Bonheur des Dames* (*Das Paradies der Damen*) des französischen Schriftstellers Émile Zola und setzt sich mit unzähligen britischen Comedyauftritten fort – die tiefen Gefühle von Verachtung und Ekel, die Kaufleute und Verkäufer in Einzelhandelsgeschäften häufig gegenüber ihren Kunden wie auch gegenüber den verkauften Produkten empfinden. Angenommen, der Einzelhandelsverkäufer glaubt wirklich, dass er seinen Kunden nichts liefert, was einen Wert hat: Können wir dann sagen, der Einzelhandelsverkäufer hat einen Bullshit-Job? Nach unserer Arbeitsdefinition, würde ich sagen, müsste die Antwort eigentlich Ja lauten, aber zumindest nach den Ergebnissen meiner eigenen Recherchen ist die Zahl der Einzelhandelsmitarbeiter, die so empfinden, in Wirklichkeit sehr klein. Lieferanten teurer Parfüms halten ihre eigenen Produkte vielleicht für überteuert und ihre Kunden in den meisten Fällen für ungehobelte Idioten, aber nur selten sind sie der Ansicht, man solle die Parfümindustrie insgesamt abschaffen.

Nach meinen eigenen Recherchen gibt es in der Dienstleistungsbranche nur drei nennenswerte Ausnahmen von dieser Regel: Informationstechnologie(IT)-Provider, Telefonverkäufer und Sexarbeiterinnen. Die meisten Mitarbeitenden aus der ersten Kategorie und mehr oder weniger alle in der zweiten waren überzeugt, dass sie sich im Wesentlichen mit Unsinn beschäftigen. Das dritte Beispiel ist komplizierter und führt uns möglicherweise auf ein Gebiet, das sich über die eigentlichen Grenzen eines

Bullshit-Job hinaus in gefährlichere Gefilde erstreckt, aber ich halte es für lohnend, dennoch Notiz davon zu nehmen. Während meiner Recherchen erhielt ich Zuschriften einer ganzen Reihe von Frauen, die mir von ihrer Arbeit als Stangentänzerinnen, Playboy-Club-Bunnies, Nutzerinnen von »Sugardaddy«-Websites und Ähnlichem berichteten und vorschlugen, in meinem Buch auch solche Berufe zu erwähnen. Das überzeugendste Argument dafür kam von einer früheren Schönheitstänzerin, die heute Professorin ist. Sie vertrat die Ansicht, man solle den größten Teil der Sexarbeit als Bullshit-Jobs einstufen; dabei räumte sie zwar ein, die Sexarbeit sei eindeutig die Antwort auf eine echte Verbrauchernachfrage, gleichzeitig sei aber auch etwas ganz schrecklich falsch an einer Gesellschaft, die letztlich der großen Mehrheit ihrer weiblichen Bevölkerung sagt, sie sei im Alter zwischen 14 und 25, wenn sie in Privatlogen tanzen, unabhängig von allen Begabungen oder Leistungen mehr wert als in jeder späteren Phase ihres Lebens. Wenn dieselbe Frau mit Striptease fünfmal mehr verdienen kann, als wenn sie als weltweit angesehene Wissenschaftlerin lehrt, stellt sich die Frage: Kann man den Job als Stripperin nicht schon allein deshalb als Bullshit bezeichnen?[32]

Dass dieses Argument berechtigt ist, lässt sich kaum leugnen. (Man könnte noch hinzufügen: Die gegenseitige Verachtung zwischen Anbieter und Nutzer der Dienstleistung ist im Sexgewerbe häufig viel größer als alles, womit man auch in der schrägsten Boutique rechnen würde.) Ich kann hier eigentlich nur einen Einwand erheben: Das Argument geht nicht weit genug. Stripperin mag ein Bullshit-Job sein, aber es geht vielleicht um etwas

anderes: Ihre Situation zeigt uns, dass wir in einer Bullshit-Gesellschaft leben.[33]

Der Unterschied zwischen Teilweise-Bullshit-Jobs, Vorwiegend-Bullshit-Jobs und reinen, ausschließlichen Bullshit-Jobs

Und schließlich muss ich kurz auf die unvermeidliche Frage eingehen: Wie steht es mit Tätigkeiten, die nur teilweise Bullshit sind?

Das ist nicht einfach zu beantworten, denn es gibt nur sehr wenige Tätigkeiten, die nicht zumindest einige sinnlose oder idiotische Elemente beinhalten. Bis zu einem gewissen Grade ist dies vermutlich eine unausweichliche Nebenwirkung der Funktion jeder komplizierten Organisation. Klar ist aber auch, dass hier ein Problem liegt und dass dieses Problem sich verschlimmert. Ich glaube, ich kenne niemanden, der seit mindestens 30 Jahren die gleiche Tätigkeit ausführt und nicht den Eindruck hat, dass der Bullshit-Quotient während dieser Zeit zugenommen hat. Ich könnte noch hinzufügen: Für meine eigene Tätigkeit als Professor gilt das mit Sicherheit. Hochschullehrer verbringen immer mehr Zeit damit, administrativen Papierkrieg zu erledigen. Das lässt sich sogar dokumentieren. Zu den sinnlosen Tätigkeiten, die von uns verlangt werden (und früher nie verlangt wurden), gehört das Ausfüllen vierteljährlicher Zeitnachweise, in denen wir genau festhalten, wie viel Zeit wir jede Woche für administrativen Papierkrieg aufwenden. Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass dieser Trend weiterhin Fahrt

aufnimmt. Wie die französische Ausgabe des Magazins *Slate* 2013 feststellte, »hat die Bullshitisierung der Wirtschaft gerade erst begonnen« (la bullshitisation de l'économie n'en est qu'à ses débuts).[34]

Aber so unausweichlich der Prozess der Bullshitisierung auch sein mag, er ist auch höchst uneinheitlich. So hat er die Beschäftigten der Mittelschicht aus naheliegenden Gründen stärker getroffen als die Arbeiter, und dort wiederum waren die traditionell weiblichen Pflegeberufe sein Hauptziel. Viele Krankenschwestern beklagten sich beispielsweise bei mir, bis zu 80 Prozent ihrer Arbeitszeit würden von Papierkrieg, Besprechungen und Ähnlichem in Anspruch genommen, Lastwagenfahrer und Maurer dagegen sind bisher kaum betroffen. In diesem Bereich verfügen wir sogar über einige Statistiken. Die folgende stammt aus der US-Ausgabe des *State of Enterprise Work Report 2016–2017* (siehe Abbildung 1).

Nach dieser Umfrage ist die Zeit, die amerikanische Büroangestellte eigenen Angaben zufolge für ihre eigentlichen Aufgaben aufwendeten, zwischen 2015 und 2016 von 46 auf 39 Prozent zurückgegangen, und entsprechend stieg der Anteil der Zeit für E-Mails (von 12 auf 16 Prozent), »unnötige« Besprechungen (von 8 auf 10 Prozent) und administrative Aufgaben (von 9 auf 11 Prozent). Derart dramatische Zahlen müssen zum Teil eine Folge zufälliger statistischer Schwankungen sein – denn wenn sich solche Trends wirklich fortsetzen würden, wäre in noch nicht einmal zehn Jahren keine Büroangestellte in den Vereinigten Staaten noch in der Lage, überhaupt echte Arbeit zu leisten –, aber wenn die

Umfrage sonst nichts aussagt, so macht sie zumindest deutlich, dass erstens mehr als die Hälfte aller Arbeitsstunden in amerikanischen Büros mit Bullshit ausgefüllt sind und dass das Problem sich zweitens rasch verschlimmert.

Deshalb kann man tatsächlich sagen, dass es Teilweise-Bullshit-Jobs, Vorwiegend-Bullshit-Jobs und reine, ausschließliche Bullshit-Jobs gibt. Dieses Buch handelt von der letzten Gruppe (oder, um genauer zu sein, von ausschließlichen oder weit überwiegenden Bullshit-Jobs, aber nicht von den Vorwiegend-Bullshit-Jobs, bei denen die Messlatte in der Nähe von 50 Prozent liegt).

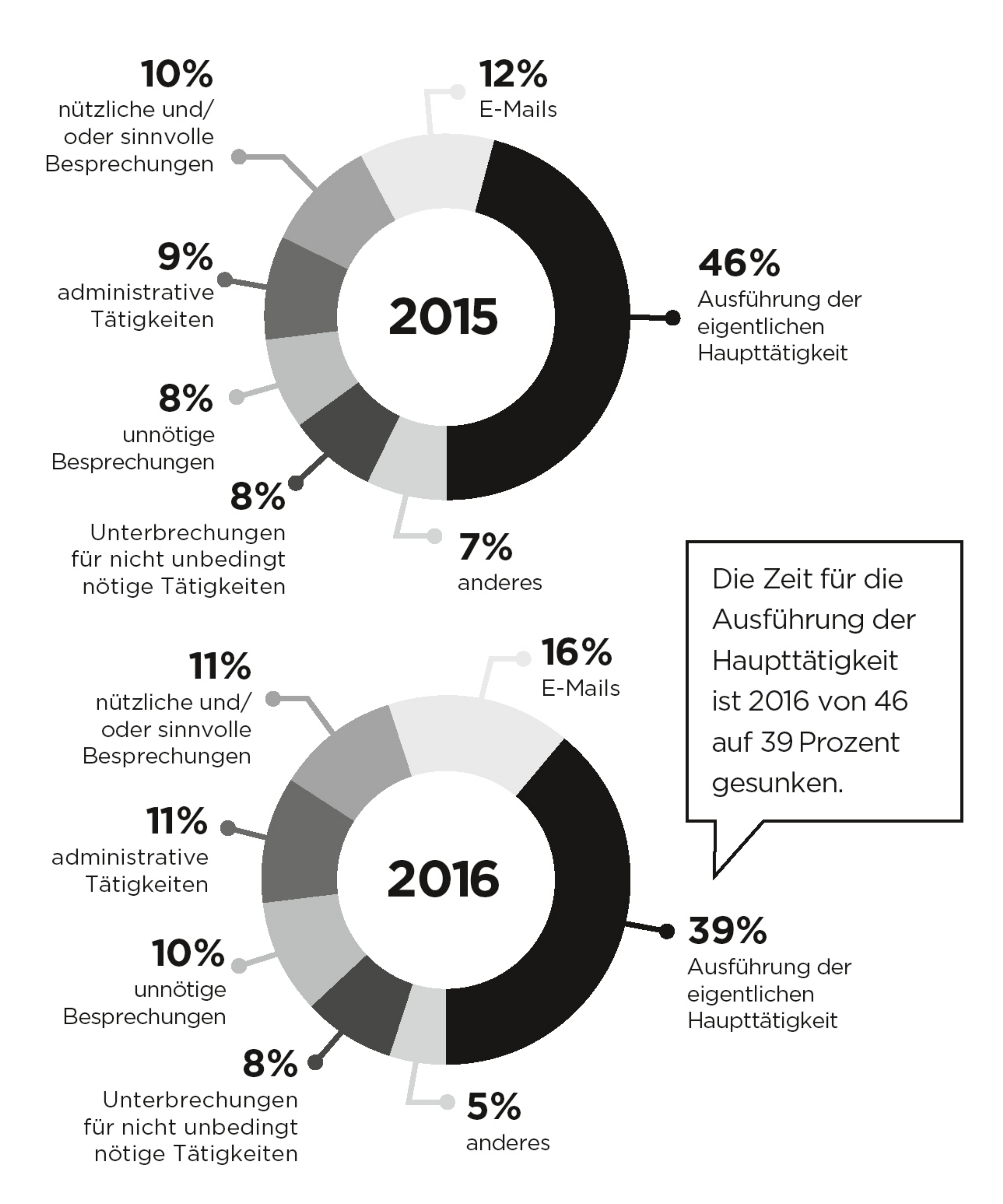


Abbildung 1

Ich möchte keineswegs abstreiten, dass die Bullshitisierung aller Aspekte der Wirtschaft ein gesellschaftliches Thema

von allergrößter Bedeutung ist. Man braucht nur die zuvor genannten Zahlen zu betrachten. Wenn 37 bis 40 Prozent aller Tätigkeiten vollkommen sinnlos sind und mindestens 50 Prozent der Arbeit in nicht sinnlosen Bürotätigkeiten ebenfalls sinnlos sind, können wir vermutlich den Schluss ziehen, dass mindestens die Hälfte aller Arbeit, die in unserer Gesellschaft geleistet wird, ausgemerzt werden könnte, ohne dass es echte Folgen hätte. In Wirklichkeit ist die Zahl mit ziemlicher Sicherheit noch höher, denn hierbei berücksichtigt man noch nicht Bullshit-Jobs zweiter Ordnung, das heißt solche, die der Unterstützung von Bullshit-Tätigkeiten dienen (ein Thema, mit dem ich mich in Kapitel 2 befassen werde). Wir könnten ohne Weiteres zu einer Freizeitgesellschaft werden und eine 24-Stunden-Arbeitswoche einführen. Vielleicht sogar eine 15-Stunden-Woche. Stattdessen sind wir als Gesellschaft dazu verdammt, den größten Teil unserer Zeit bei der Arbeit zu verbringen und Tätigkeiten zu verrichten, von denen wir den Eindruck haben, dass sie für die Welt keinerlei Nutzen bringen.

Am Ende des Buches werde ich mich der Frage widmen, wie es zu diesem beunruhigenden Zustand gekommen ist.

KAPITEL 2

Was für Typen von Bullshit-Jobs gibt es?

In meinen Recherchen bin ich auf fünf Grundtypen von Bullshit-Jobs gestoßen. Sie möchte ich in diesem Kapitel beschreiben und ihre wichtigsten Merkmale skizzieren.

Zunächst ein paar Worte über die Recherchen. Ich greife auf zwei große Datenbestände zurück. Im Gefolge meines ursprünglichen, 2013 erschienenen Aufsatzes »Über das Phänomen der Bullshit-Jobs« druckten mehrere Zeitungen in verschiedenen Ländern den Artikel als Meinungsbeitrag nach, und er wurde auch in einer Reihe von Blogs wiedergegeben. Die Folge waren umfangreiche Online-Diskussionen, in deren Verlauf viele Teilnehmer über persönliche Erfahrungen mit Tätigkeiten berichteten, die sie für besonders absurd oder sinnlos hielten. Ich lud mir 124 solche Berichte herunter und nahm mir eine gewisse Zeit dafür, sie zu ordnen.

Der zweite Datenbestand war das Ergebnis aktiver Anforderung. In der zweiten Jahreshälfte 2016 richtete ich ein E-Mail-Konto ein, das ausschließlich meinen Recherchen dienen sollte, und über meinen Twitter-Account bat ich Menschen, die nach eigenem Eindruck einen Bullshit-Job ausübten oder früher ausgeübt hatten,

aus erster Hand darüber zu berichten.[1] Die Reaktionen waren beeindruckend. Am Ende hatte ich über 250 solche Berichte gesammelt; das Spektrum reichte von einzelnen Absätzen bis zu elfseitigen Aufsätzen, in denen ganze Serien von Bullshit-Jobs geschildert wurden, einschließlich Spekulationen über die Organisations- oder Gesellschaftsdynamik, durch die sie entstanden waren, und Beschreibungen ihrer sozialen und psychologischen Effekte. Die meisten derartigen Zuschriften stammten von Bewohnern englischsprachiger Länder, ich erhielt aber auch Antworten vom gesamten europäischen Kontinent sowie aus Mexiko, Brasilien, Ägypten, Indien, Südafrika und Japan. Die Lektüre war in manchen Fällen zutiefst bewegend und sogar schmerzlich. Viele waren auch nur komisch. Dass nahezu alle Informanten mich dringend baten, ihre Namen nicht zu nennen, brauche ich nicht besonders zu betonen.[2]

Nachdem ich die Antworten sortiert und von Unwichtigem befreit hatte, war ich im Besitz einer Datenbank mit mehr als 110 000 Wörtern, die ich pflichtschuldig mit Farben codierte. Die Ergebnisse reichen vielleicht für die meisten Formen einer statistischen Analyse nicht aus, aber nach meinen Feststellungen waren sie eine außerordentlich reichhaltige Quelle für qualitative Analysen; das gilt insbesondere für die vielen Fälle, in denen ich weitere Fragen stellen konnte und manchmal sogar lange Gespräche mit den Informanten führte. Manche Schlüsselkonzepte, die ich im weiteren Verlauf des Buches entwickeln werde, drängten sich ursprünglich durch solche Unterhaltungen auf oder erhielten durch sie

ihre Anregung – in gewisser Weise kann man in dem Buch also eine Art Gemeinschaftsprojekt sehen. Das gilt insbesondere für die folgende Typeneinteilung, die unmittelbar aus derartigen Gesprächen erwuchs; ich halte sie deshalb weniger für meine eigene Schöpfung als vielmehr für das Produkt eines immer noch nicht abgeschlossenen Dialogs.[3]

Die fünf Haupttypen von Bullshit-Jobs

Keine Typeneinteilung ist vollkommen, und mit Sicherheit könnte man die Grenzen auf vielerlei Arten ziehen, die jeweils auf ihre eigene Weise aufschlussreich sind,[4] aber im Laufe meiner Recherchen erschien es mir am nützlichsten, die Bullshit-Jobs in fünf Kategorien zu unterteilen. Ich nenne sie Lakaien, Schläger, Flickschuster, Kästchenankreuzer und Aufgabenverteiler. Wir wollen sie nacheinander betrachten.

1. Die Tätigkeit der Lakaien

Lakaientätigkeiten existieren ausschließlich oder vorwiegend zu dem Zweck, dass jemand anderes wichtig zu sein scheint oder sich wichtig vorkommt.

Ein anderer Begriff für diese Kategorie ist vielleicht »Speichellecker«. Während der gesamten Menschheitsgeschichte neigten reiche, mächtige Männer und Frauen dazu, sich mit Dienern, Anhängern, Schmeichlern und Günstlingen dieser oder jener Art zu umgeben. Nicht alle von ihnen sind tatsächlich im Haushalt

des Granden angestellt, und wenn es der Fall ist, wird von ihnen meist zumindest ein gewisses Maß an echter Arbeit erwartet; insbesondere am oberen Ende der Pyramide gibt es aber gewöhnlich einen bestimmten Anteil von Personen, die eigentlich nur die Aufgabe haben, herumzustehen und beeindruckend auszusehen.[5] Ohne Gefolge wirkt niemand prunkvoll. Und wer wirklich prunkvoll ist, für den ist gerade die Nutzlosigkeit der herumschwirrenden, uniformierten Lakaien der beste Beweis für die eigene Größe. In England beschäftigten wohlhabende Familien beispielsweise bis weit in die viktorianische Ära hinein sogenannte *footmen*: livrierte Diener, deren Aufgabe ausschließlich darin bestand, neben der Kutsche herzulaufen und die Straße nach Unebenheiten abzusuchen.[6]

Normalerweise überträgt man solchen Bediensteten kleinere Aufgaben, um ihre Existenz zu rechtfertigen, aber das ist eigentlich nur ein Vorwand. In Wirklichkeit geht es ausschließlich darum, gut aussehende junge Männer in schicke Uniformen zu stecken, damit sie an der Tür stehen und königlich aussehen, während man selbst Hof hält, oder damit sie gewichtig vor einem herschreiten, wenn man das Zimmer betritt. Solche Lakaien erhalten häufig militärisch wirkende Kostüme und entsprechende Ausstattungsgegenstände; auf diese Weise schafft man den Eindruck, ihr reicher Arbeitgeber habe so etwas Ähnliches wie eine Palastwache. Die Zahl solcher Funktionen nimmt meist in Wirtschaftsordnungen zu, die auf dem Kassieren von Pachtzins und der nachfolgenden Umverteilung der Beute basieren.

Machen wir nur einmal ein Gedankenexperiment: Stellen wir uns vor, wir seien ein Feudalherr und würden jedem Bauern 50 Prozent seiner Produkte entziehen. Dann sind wir im Besitz einer Riesenmenge von Lebensmitteln. Sie ist so groß, dass man mit ihr eine Bevölkerung versorgen kann, die ebenso groß ist wie die Zahl der bäuerlichen Lebensmittelproduzenten.[7] Damit muss man etwas anfangen – und jeder Feudalherr kann nur eine begrenzte Zahl von Menschen als Köche, Sommeliers, Küchenmädchen, Haremseunuchen, Musiker, Juweliere und so weiter beschäftigen. Selbst wenn man dafür gesorgt hat, dass eine ausreichende Zahl von Männern im Umgang mit Waffen ausgebildet ist und jeden potenziellen Aufstand unterdrücken kann, bleibt wahrscheinlich noch eine Menge übrig. Deshalb werden sich Bedürftige, Ausreißer, Waisen, Verbrecher, Frauen in verzweifelten Situationen und andere entwurzelte Menschen zwangsläufig um das Haus des Herrschers herum sammeln – denn dort befinden sich schließlich die vielen Lebensmittel. Man kann sie zwar vertreiben, aber dann bilden sie wahrscheinlich eine gefährliche Klasse von Vagabunden, die zu einer politischen Bedrohung werden kann. Da ist es naheliegend, ihnen eine Uniform anzuziehen und eine untergeordnete oder unnötige Aufgabe zuzuweisen. Auf diese Weise sieht man selbst gut aus, und man kann sie zumindest im Auge behalten.

Später werde ich darlegen, dass eine Dynamik, die dieser nicht ganz unähnlich ist, auch in der derzeitigen Form des Kapitalismus abläuft, aber vorerst möchte ich nur auf eines hinweisen: Die Strategie, Menschen untergeordnete

Aufgaben zuzuweisen und so einen Vorwand zu schaffen, damit sie herumlungern und ihren Arbeitgeber beeindruckend aussehen lassen, hat eine lange, ehrbare Geschichte.[8]

Wie könnte die moderne Entsprechung aussehen?

Manche altmodischen Lakaientätigkeiten im Feudalstil gibt es noch heute.[9] Das naheliegendste Beispiel sind die Pförtner. Sie spielen in den Häusern sehr reicher Menschen die gleiche Rolle, die elektronische Sprechanlagen spätestens seit den 1950er Jahren für alle anderen erfüllen. Ein früherer Concierge klagt:

> **Bill:** Noch ein Bullshit-Job: Concierge in einem solchen Gebäude. Die Hälfte meiner Zeit verbrachte ich damit, auf einen Knopf zu drücken, um die Haustür für Bewohner zu öffnen, und dann »Hallo« zu sagen, wenn sie durch die Eingangshalle gingen. Wenn ich den Knopf nicht rechtzeitig erreichte und ein Bewohner die Tür von Hand öffnen musste, wurde ich von meinem Vorgesetzten darauf angesprochen.

In manchen Ländern, beispielsweise in Brasilien, gibt es in solchen Gebäuden noch heute uniformierte Fahrstuhlführer, deren einzige Aufgabe darin besteht, für andere auf einen Knopf zu drücken. Ein ununterbrochenes Spektrum reicht von solchen offenkundigen Überbleibseln aus der Feudalzeit bis zu Rezeptionistinnen und Empfangspersonal an Orten, an denen sie eigentlich nicht gebraucht werden.

Gerte: Im Jahr 2010 arbeitete ich als Rezeptionistin bei einem niederländischen Verlag. Das Telefon klingelte vielleicht einmal am Tag, also gab man mir eine Reihe anderer Aufgaben:

- Ich musste dafür sorgen, dass die Bonbonschale immer mit Pfefferminzbonbons gefüllt war. (Geliefert wurden die Bonbons von jemand anderem in der Firma; ich musste nur eine Handvoll davon aus einer Schublade neben der Schale nehmen und sie in die Schale legen.)
- Einmal in der Woche ging ich in einen Konferenzraum und zog eine Großvateruhr auf. (Diese Tätigkeit fand ich eigentlich anstrengend, denn man hatte mir gesagt, wenn ich es vergessen oder zu lange warten würde, würden alle Gewichte herunterfallen, und dann bliebe mir die beschwerliche Aufgabe, die Großvateruhr zu reparieren.)
- Die meiste Zeit beanspruchte die Aufgabe, die Avon-Verkäufe einer anderen Rezeptionistin zu verwalten.

Einen Telefonanruf am Tag könnte natürlich auch jemand anderes in dem Verlag genauso entgegennehmen, wie es bei den meisten Menschen zu Hause geschieht. Wer dem Telefon am nächsten ist und nicht gerade mitten in einer anderen Beschäftigung steckt, nimmt ab und meldet sich. Warum zahlt man ein Vollzeitgehalt und Sozialbeiträge an eine Frau – eigentlich, so scheint es, waren es in diesem Fall sogar zwei Frauen – nur dafür, dass sie den ganzen Tag am Empfangstresen sitzt und nichts tut? Die Antwort: Weil es erschreckend und bizarr wäre, es nicht zu tun. Niemand

würde ein Unternehmen ernst nehmen, wenn nicht jemand am Empfangstresen sitzt. Jeder Verlag, der Konventionen so krass verletzt, würde potenzielle Autoren, Lieferanten oder Vertragspartner zu der Frage veranlassen: »Wenn Sie meinen, Sie bräuchten keine Rezeptionistin, welche anderen Erwartungen, die man an Verlage in der Regel hat, gelten dann für Sie nach ihrer eigenen Einschätzung nicht? Zum Beispiel die, mich zu bezahlen?«[10]

Rezeptionistinnen sind als Ausweis der Seriosität selbst dann erforderlich, wenn es für sie ansonsten nichts zu tun gibt. Andere Lakaien sind ein Ausweis der Wichtigkeit. Der nachfolgende Bericht stammt von Jack, der als Werbeanrufer bei einer zweitklassigen Wertpapierhandelsfirma eingestellt wurde. Solche Firmen, so erklärt er, »arbeiten mit gestohlenen Firmenverzeichnissen, internen Telefonbüchern von Unternehmen, von denen irgendeine geschäftstüchtige Person ein physisches Exemplar gestohlen und an verschiedene andere Firmen verkauft hat.« Die Erwerber rufen dann höhergestellte Mitarbeiter der Unternehmen an und versuchen, ihnen Wertpapiere anzudrehen.

> **Jack:** Als Telefonwerber hatte ich die Aufgabe, diese Leute anzurufen. Ich sollte ihnen keine Aktien verkaufen, sondern »kostenloses Research-Material über eine viel versprechende Firma, die demnächst an die Börse geht«, anbieten. Dabei musste ich darauf hinweisen, dass ich im Auftrag eines Brokers anrufe. Dieser letzte Punkt wurde mir während meiner Schulung besonders eingetrichtert. Dahinter stand die Überlegung, dass die Broker selbst auf den potenziellen Kunden qualifizierter und

> professioneller wirken würden, wenn sie so damit beschäftigt waren, Geld zu verdienen, dass sie einen Assistenten brauchten, der die Anrufe für sie erledigte. Die Tätigkeit hatte buchstäblich keinen anderen Zweck, als meinen Nachbarn, den Broker, erfolgreicher wirken zu lassen, als er in Wirklichkeit war. Der Broker zahlte mir jede Woche 200 Dollar in bar buchstäblich aus seiner eigenen Börse, damit ich ihn wie einen ganz Großen aussehen ließ. Aber das schuf für den Broker nicht nur im Hinblick auf seine Klienten gesellschaftliches Kapital; auch in der Firma selbst war es ein Statussymbol, wenn ein Broker seinen eigenen Telefonwerber hatte, und das war in einem solchen höchst männlichen, hyperkonkurrenzbetonten Berufsumfeld äußerst wichtig. Ich war für ihn eine Art Wappenfigur. Dass er mich besaß, konnte darüber entscheiden, ob er einen Termin bei einem Regionalleiter bekam, wenn dieser das Unternehmen besuchte. Vor allem aber hievte es ihn auf der sozialen Leiter des Arbeitsplatzes eine kleine Sprosse weiter nach oben.

Letztlich haben solche Broker das Ziel, ihren Chef so zu beeindrucken, dass sie von der einfachen »Maklernische« in ein eigenes Büro eine Etage höher befördert werden. Jack gelangte zu der Schlussfolgerung: »Meine Stellung in diesem Unternehmen war vollkommen unnötig und diente keinem anderen Zweck als dem, meinen unmittelbaren Vorgesetzten wie eine große Nummer aussehen zu lassen.«

Genau das ist die Definition einer Lakaientätigkeit.

Die Kleinlichkeit des ganzen Spiels – selbst in den 1990er Jahren waren 200 Dollar nicht gerade viel Geld – offenbart

eine Dynamik, die ihren Ausdruck in weniger offensichtlicher Weise auch in größeren, komplexeren Unternehmensumfeldern findet. Dort beobachten wir häufig, dass niemand genau weiß, wie oder warum bestimmte Stellungen erfunden oder beibehalten wurden. Ophelia arbeitet beispielsweise in einem Unternehmen, das soziale Werbefeldzüge organisiert:

> **Ophelia:** Meine derzeitige Stellenbezeichnung lautet Portfoliokoordinatorin, und jeder fragt mich ständig, was das bedeutet oder was ich eigentlich tue. Ich habe keine Ahnung. Ich versuche immer noch, es herauszufinden. Meine Stellenbeschreibung führt alles Mögliche auf, zum Beispiel die Erleichterung der Beziehungen zwischen Partnern und so weiter, aber was mich betrifft, bedeutet es einfach, dass ich hin und wieder Anfragen beantworte. Mir ist der Gedanke gekommen, dass mein Titel tatsächlich einen Bullshit-Job bezeichnet. In der Realität meines Arbeitslebens bin ich aber als Personalassistentin des Direktors tätig. Und in dieser Funktion habe ich tatsächlich echte Aufgaben, die erfüllt werden müssen, einfach weil die Leute, denen ich assistiere, entweder zu »beschäftigt« oder zu wichtig sind, als dass sie es selbst tun könnten. Eigentlich bin ich die meiste Zeit anscheinend die Einzige an meinem Arbeitsplatz, die etwas zu tun hat. An manchen Tagen laufe ich hektisch herum, während die meisten mittleren Manager nur dasitzen, die Wand anstarren, sich offensichtlich zu Tode langweilen und einfach versuchen, die Zeit mit sinnlosen Dingen totzuschlagen (wie der Typ, der jeden Tag eine halbe Stunde lang seinen Rucksack umräumt).

> Offensichtlich ist nicht genug Arbeit da, um die meisten von uns zu beschäftigen, aber nach einer seltsamen Logik, mit der vermutlich alle sich in ihren Stellungen noch wichtiger fühlen, stellen wir jetzt einen weiteren Manager ein. Vielleicht geschieht das, um die Illusion aufrechtzuerhalten, dass es so viel zu tun gibt?

Ophelia hat den Verdacht, dass ihre Stelle ursprünglich ein Lückenfüller war, der nur geschaffen wurde, damit jemand mit der Zahl der Mitarbeitenden, die unter ihm beschäftigt waren, prahlen konnte. Nachdem sie aber einmal vorhanden war, setzte eine perverse Dynamik ein: Manager luden immer mehr Aufgaben auf der weiblichen Untergebenen ab, die den niedrigsten Rang bekleidete (also auf ihr) und vermittelten so den Eindruck, auch sie seien so beschäftigt, dass sie solche Dinge nicht selbst erledigen konnten; das führte natürlich dazu, dass sie noch weniger zu tun hatten als zuvor – eine Spirale, die ihren Höhepunkt in der scheinbar abstrusen Entscheidung fand, einen weiteren Manager einzustellen, der die Wand anstarrte oder den ganzen Tag Pokémon spielte, nur weil seine Einstellung dann den Anschein erwecken würde, als täten nicht alle anderen bereits das Gleiche.

Ophelia muss am Ende hektisch arbeiten, was zum Teil daran liegt, dass die wenigen notwendigen Tätigkeiten (die man ihr übertragen hat) durch vollständig ausgedachte Aufgaben ergänzt werden, die nur dazu da sind, Angestellte der unteren Ebene auf Trab zu halten:

> **Ophelia:** Wir sind auf zwei Firmen und zwei Gebäude aufgeteilt. Wenn meine Chefin (eigentlich die Chefin des

> Ganzen) in das andere Gebäude geht, muss ich ein Formular ausfüllen und einen Raum für sie buchen. Jedes Mal. Es ist absolut irre, aber es beschäftigt drüben sicher die Rezeptionistin, und deshalb ist es unbedingt notwendig. Außerdem erscheint sie auf diese Weise sehr organisiert, weil sie mit dem ganzen Papierkrieg jongliert und alles ablegt. Mir kommt es so vor, als würden sie genau das meinen, wenn sie in Stellenanzeigen sagen, man solle die Abläufe in der Firma effizienter gestalten: Man soll mehr Bürokratie schaffen, um die Zeit zu füllen.

An Ophelias Beispiel wird eine häufige Zweideutigkeit deutlich: Wessen Tätigkeit ist eigentlich Bullshit – die des Lakaien? Oder die der Chefin? Wie wir am Beispiel von Jack erfahren haben, ist es manchmal eindeutig die erste – der Lakai existiert eigentlich nur, damit der unmittelbare Vorgesetzte wichtiger wirkt oder sich wichtiger fühlt. In solchen Fällen macht es niemandem etwas aus, wenn der Lakai absolut nichts tut.

> **Steve:** Ich habe gerade meinen Studienabschluss gemacht und meine neue »Arbeit« besteht im Wesentlichen darin, dass mein Chef mir E-Mails mit der Bemerkung »Steve, berichte über Untenstehendes« schickt, und ich antworte darauf, die E-Mail sei unwichtig oder regelrechter Spam.

In anderen Fällen läuft es wie bei Ophelia darauf hinaus, dass die Lakaien den Chefs die eigentliche Arbeit abnehmen. Das war natürlich die traditionelle Funktion von Sekretärinnen (heute »Verwaltungsassistentinnen«), die während eines großen Teils des 20. Jahrhunderts für

männliche Manager tätig waren. Während Sekretärinnen theoretisch nur das Telefon bedienen, Diktate aufnehmen und einfache Ablageaufgaben erfüllen sollten, erledigten sie in Wirklichkeit häufig 80 bis 90 Prozent der Arbeit ihres Vorgesetzten und manchmal sogar 100 Prozent jener Aspekte, die kein Bullshit waren. Es wäre faszinierend – wahrscheinlich aber unmöglich –, eine Geschichte der Bücher, Designs, Pläne und Dokumente zu schreiben, die berühmten Männern zugeschrieben werden, in Wirklichkeit aber von ihren Sekretärinnen erstellt wurden.[11]

Wer hat also in solchen Fällen den Bullshit-Job?

Auch hier sind wir nach meiner Ansicht gezwungen, auf die subjektive Sichtweise zurückzugreifen. Der mittlere Manager in Ophelias Firma, der jeden Tag eine halbe Stunde lang seinen Rucksack umräumt, ist vielleicht bereit zuzugeben, dass seine Tätigkeit sinnlos ist, vielleicht aber auch nicht; dagegen wissen diejenigen, die nur eingestellt wurden, damit jemand wie er wichtig wirkt, es fast immer und nehmen es ihm übel – selbst wenn dabei keine unproduktiven Beschäftigungen erdacht werden:

> **Judy:** Die einzige Vollzeitstelle, die ich jemals hatte – in der Personalabteilung einer privatwirtschaftlichen Ingenieurfirma – war überhaupt nicht nötig. Es gab sie nur, weil der Personalleiter faul war und nicht von seinem Schreibtisch aufstehen wollte. Ich war Personalassistentin. Für meine Arbeit brauchte ich am Tag eine oder höchstens eineinhalb Stunden – nein, ich mache keine Witze. Die anderen rund sieben Stunden spielten wir 2048 oder sahen YouTube. Das Telefon klingelte nie, Daten waren in höchstens fünf Minuten

eingegeben. Ich wurde dafür bezahlt, dass ich mich langweilte. Mein Chef hätte ohne Weiteres auch meine Arbeit erledigen können – der blöde faule Arsch.

Als ich mich einmal zu anthropologischer Feldforschung im Hochland von Madagaskar aufhielt, fiel mir etwas Interessantes auf: Wenn wir das Grab eines berühmten Adligen fanden, entdeckten wir stets auch zu seinen Füßen zwei oder drei bescheidene Gräber. Als ich fragte, wer in diesen bescheidenen Gräbern lag, sagte man mir jedes Mal, es seien seine »Soldaten« – was eigentlich ein beschönigender Ausdruck für »Sklaven« ist. Was das bedeutete, war klar. Wer Aristokrat war, hatte die Macht, andere herumzukommandieren. Und selbst im Tod war man nur dann ein richtiger Adliger, wenn man Untergebene hatte.

Eine analoge Logik gilt offenbar auch im Unternehmensumfeld. Warum brauchte der niederländische Verlag eine Rezeptionistin? Weil eine Firma drei Befehlsebenen haben muss, damit sie als »richtiges« Unternehmen gilt. Der Verlag muss mindestens einen Chef und Lektoren haben, und diese Lektoren müssen über irgendwelche Untergebenen oder Assistenten gebieten – zumindest über eine Rezeptionistin, die eine Art gemeinsame Untergebene aller ist. Ansonsten wäre man keine Firma, sondern nur eine Art Hippiekollektiv. Nachdem der unnötige Lakai eingestellt wurde, ist die Frage, ob man diesem Lakaien irgendetwas zu tun geben kann, vollkommen nebensächlich – denn das hängt von einer ganzen Reihe äußerer Faktoren ab: zum Beispiel davon, ob Arbeiten zu erledigen sind oder nicht, aber auch

von den Ansprüchen und Einstellungen der Vorgesetzten, von Geschlechterdynamik und institutionellen Beschränkungen. Wenn das Unternehmen wächst, wird die Bedeutung der Höhergestellten nahezu immer anhand der Gesamtzahl der Angestellten gemessen, die ihnen unterstellt sind, und das wiederum schafft für diejenigen, die auf der Organisationsleiter ganz oben stehen, einen noch wirksameren Anreiz, weitere Angestellte einzustellen und erst dann zu entscheiden, was man ihnen zu tun gibt – oder, vielleicht noch häufiger, sich allen Bemühungen zur Beseitigung von Stellen, die sich als überflüssig herausgestellt haben, zu widersetzen. Wie wir noch genauer erfahren werden, zeugen Aussagen von Beratern, die ein Großunternehmen (beispielsweise eine Bank oder eine Firma für Medizinprodukte) effizienter gestalten sollen, von dem seltsamen Schweigen und regelrechter Feindseligkeit, die sich einstellen, wenn den Managern die Folgen der Effizienzsteigerung klar werden. Ein beträchtlicher Anteil ihrer Untergebenen wird wegrationalisiert. Damit würden sie automatisch die Manager von nichts. Könige in Luftschlössern. Denn wem wären sie »vorgesetzt«, wenn es keine Lakaien gibt?

2. Die Tätigkeit der Schläger

Diesen Begriff verwende ich natürlich im übertragenen Sinn. Ich meine damit keine wirklichen Gangster oder andere angestellte Muskelprotze. Als Schläger bezeichne ich vielmehr Menschen, deren Tätigkeit ein aggressives

Element beinhaltet, die aber – und das ist entscheidend – nur deshalb existieren, weil andere Menschen sie anstellen.

Das naheliegendste Beispiel sind die staatlichen Streitkräfte. Staaten brauchen Armeen nur deshalb, weil andere Staaten Armeen haben.[12] Hätte niemand eine Armee, wären Armeen nicht notwendig. Das Gleiche kann man aber auch über die meisten Lobbyisten, PR-Spezialisten, Telefonwerber und Unternehmensanwälte sagen. Auch sie haben wie echte Schläger im Wesentlichen negative Auswirkungen auf die Gesellschaft. In einem, so glaube ich, würde mir fast jeder zustimmen: Wenn alle Telefonwerber verschwinden würden, wäre die Welt besser. Aber ebenso würden vermutlich die meisten zustimmen, dass die Welt wenigstens ein wenig erträglicher wäre, wenn alle Unternehmensanwälte, Banklobbyisten oder Marketing-Gurus sich auf ähnliche Weise in Luft auflösen würden.

Hier lautet die naheliegende Frage: Sind das überhaupt Bullshit-Jobs? Ähneln sie nicht eher den Mafia-Auftragsmördern aus dem vorangegangenen Kapitel? Immerhin tun Schläger eindeutig etwas, um den Interessen ihrer Arbeitgeber zu dienen, selbst wenn man die Existenz ihres Berufs für die Menschheit insgesamt als schädlich betrachten kann.

Auch hier müssen wir wieder auf die subjektive Sichtweise zurückgreifen. Manchmal liegt die Sinnlosigkeit einer Arbeitsrichtung so offen auf der Hand, dass nur die wenigsten Beteiligten sich überhaupt bemühen, sie zu leugnen. Die meisten Universitäten in Großbritannien haben heute Public-Relations-Abteilungen, deren

Personalbestand um ein Vielfaches größer ist, als es beispielsweise für eine Bank oder einen Autohersteller ähnlicher Größe typisch wäre. Muss die Universität Oxford wirklich mehr als ein Dutzend PR-Spezialisten beschäftigen, um die Öffentlichkeit davon zu überzeugen, dass sie eine erstklassige Hochschule ist? In meiner Vorstellung müsste man mindestens ebenso viele PR-Fachleute einige Jahre lang beschäftigen, wenn diese die Öffentlichkeit davon überzeugen sollten, dass Oxford *keine* erstklassige Universität ist. Und selbst dann würde sich die Aufgabe nach meiner Vermutung als undurchführbar erweisen. Natürlich bin ich hier ein wenig sarkastisch. Dies ist nicht das Einzige, was eine PR-Abteilung tut. Ihr Alltagsgeschäft umfasst mit ziemlicher Sicherheit viele eher praktische Aufgaben, beispielsweise wenn die Kinder von Ölmagnaten oder korrupten Politikern aus dem Ausland, die sonst nach Cambridge gegangen wären, an die Universität gelockt werden sollen. Aber trotz allem haben diejenigen, die an vielen Eliteuniversitäten in Großbritannien für Public Relations, »strategische Kommunikation« und Ähnliches zuständig sind, in ihren Briefen an mich klargemacht, dass ihre Tätigkeit nach ihrer eigenen Einschätzung zum größten Teil sinnlos ist.

Dass ich die Schläger als eigene Kategorie von Bullshit-Jobs aufgenommen habe, hat vor allem einen Grund. Viele von denen, die solche Tätigkeiten ausführen, sind der Ansicht, dass ihre Jobs keinen gesellschaftlichen Wert haben und eigentlich nicht existieren sollten. Erinnern wir uns noch einmal an die Worte des Steueranwalts aus dem Vorwort: »Ich bin Firmenanwalt. Ich trage nichts zu dieser

Welt bei und fühle mich ständig vollkommen elend.« Leider ist es nahezu unmöglich, mit Sicherheit festzustellen, wie viele Firmenanwälte insgeheim dieses Gefühl teilen. Die Ergebnisse der YouGov-Umfrage waren nicht nach Berufen aufgeschlüsselt, und meine eigenen Recherchen bestätigen zwar, dass solche Empfindungen keineswegs Einzelfälle sind, aber keiner von denen, die über derartige Einstellungen berichteten, bekleidete einen besonders hohen Rang. Das Gleiche gilt für die Beschäftigten in Marketing oder PR.

Dass ich das Wort »Schläger« für angemessen halte, liegt daran, dass die Schläger ihre Tätigkeit nicht nur deshalb anstößig empfinden, weil sie nach ihrer Ansicht keinen positiven Wert hat, sondern auch weil sie darin Manipulation und Aggression erkennen.

> **Tom:** Ich arbeite bei einem sehr großen, in amerikanischem Besitz befindlichen Postproduktionsunternehmen, das in London ansässig ist. Manche Teile meiner Tätigkeit waren immer sehr erfreulich und erfüllend: Im Auftrag von Filmstudios lasse ich Autos durch die Luft fliegen, Gebäude explodieren und Dinosaurier außerirdische Raumschiffe angreifen. Damit liefere ich Unterhaltung für ein weltweites Publikum.
>
> In jüngster Zeit jedoch handelt es sich bei einem wachsenden Anteil unserer Kunden um Werbeagenturen. Sie bringen uns die Werbung für bekannte Markenprodukte: Shampoos, Zahnpasta, Feuchtigkeitscremes, Waschpulver und so weiter; die

> lassen wir dann mit Trickeffekten so aussehen, als würden die Produkte tatsächlich funktionieren. Außerdem arbeiten wir an Fernsehshows und Musikvideos mit. Wir verkleinern die Tränensäcke von Frauen, lassen ihre Haare besser glänzen und die Zähne weißer aussehen, sorgen dafür, dass Pop- und Filmstars schlanker wirken und so weiter. Haut retuschieren wir so, dass Flecken verschwinden, wir stellen Zähne einzeln und geben ihnen die richtige Farbe, sodass sie weißer aussehen (das Gleiche wird auch mit der Kleidung in der Waschpulverwerbung gemacht), verstecken Spliss und fügen den Haaren in der Shampoowerbung einen Glanz hinzu. Mit besonderen Verformungswerkzeugen kann man Menschen im Film auch schlanker machen. Solche Methoden werden praktisch in jedem Fernsehwerbespot, in den meisten Fernsehshows und in vielen Filmen angewendet. Insbesondere bei Schauspielerinnen, aber auch bei Schauspielern. Wir vermitteln den Zuschauern letztlich das Gefühl, unvollkommen zu sein, wenn sie das Hauptprogramm ansehen, und dann übertreiben wir die Wirksamkeit der »Lösungen«, die in den Werbeunterbrechungen präsentiert werden.
> Dafür bekomme ich 100 000 Pfund im Jahr.

Als ich ihn fragte, ob er seine Tätigkeit für Bullshit (im Gegensatz beispielsweise zu nur böse) hielt, erwiderte Tom:

> Lohnend ist für mich eine Tätigkeit, wenn sie einem bereits vorhandenen Bedürfnis gerecht wird, oder wenn sie ein Produkt oder eine Dienstleistung schafft, an die

> die Menschen bisher nicht gedacht haben und die ihr Leben irgendwie verschönert oder verbessert. Ich glaube, den Punkt, an dem die meisten Jobs solche Tätigkeiten waren, haben wir schon lange hinter uns. Das Angebot ist in den meisten Branchen viel schneller gewachsen als die Nachfrage, und deshalb wird heute Nachfrage produziert. Meine Tätigkeit ist eine Mischung: Einerseits wird Nachfrage erzeugt, und andererseits wird die Nützlichkeit der Produkte, die zu ihrer Befriedigung verkauft werden, übertrieben. Eigentlich kann man die Ansicht vertreten, dass dies die Aufgabe jedes einzelnen Menschen ist, der in der Werbebranche arbeitet. Wenn wir so weit sind, dass wir Produkte nur dann verkaufen können, wenn wir den Menschen mit allen möglichen Tricks vormachen müssen, dass sie sie brauchen, könnte man wohl nur schwer die Ansicht vertreten, dass es sich bei solchen Tätigkeiten nicht um Bullshit handelt.[13]

In der Werbe- und Marketingbranche ist diese Unzufriedenheit so weitverbreitet, dass sogar ein eigenes Magazin mit dem Titel *Adbusters* ausschließlich von Beschäftigten aus der Branche produziert wird, die etwas gegen die Tätigkeit haben, mit der sie ihren Lebensunterhalt verdienen; sie wollen die Macht, die sie durch die Werbung erworben haben, nicht zum Bösen, sondern zum Guten einsetzen – so verzichten sie beispielsweise auf Werbeanzeigen jeder Art und gestalten stattdessen eine grelle »Antiwerbung«, mit der sie die Konsumkultur als Ganzes angreifen.

Tom für seinen Teil hielt seine Tätigkeit nicht für Bullshit, weil er Einwände gegen die Konsumkultur als solche hatte.

Er hatte etwas dagegen, weil er seine »Schönheitsarbeit«, wie er sie nennt, von ihrem Wesen her für Zwang und Manipulation hielt. Damit vollzog er eine Abgrenzung zwischen ehrlichen und unehrlichen Illusionen, wie man es nennen könnte. Wenn man Dinosaurier auf Raumschiffe hetzt, hält niemand so etwas für real. Ganz ähnlich wie bei einem Zauberkünstler auf der Bühne besteht der Spaß zur Hälfte darin, dass alle wissen, dass sie hinters Licht geführt werden – sie wissen nur nicht genau wie. Verbessert man dagegen unterschwellig das Aussehen von Prominenten, will man damit die unbewussten Annahmen des Zuschauers darüber verändern, wie die Alltagsrealität – in diesem Fall der Körper von Männern und Frauen – aussehen *sollte*, und damit schafft man das unangenehme Gefühl, dass die gelebte Wirklichkeit als solche ein unzureichender Ersatz für das eigentlich Richtige ist. Während ehrliche Illusionen mehr Freude in die Welt bringen, zielen unehrliche absichtlich darauf ab, die Menschen davon zu überzeugen, dass ihre Welt ein schäbiger, elender Ort ist.

Eine große Zahl von Zuschriften erhielt ich auch von Callcenter-Angestellten. Sie alle hielten ihre Tätigkeiten nicht wegen der Arbeitsbedingungen für Bullshit – diese sind offensichtlich sehr unterschiedlich, von albtraumhafter Überwachung bis zu einer vergleichsweise entspannten Arbeit –, sondern weil die Tätigkeit darin bestand, Menschen hinters Licht zu führen oder unter Druck zu setzen, damit sie Dinge taten, die eigentlich nicht in ihrem Interesse waren. Einige Beispiele:

- »Ich hatte eine ganze Reihe von Callcenter-Bullshit-Jobs. Ich musste Dinge verkaufen, die die Leute eigentlich nicht wollten oder brauchten, Versicherungsanträge entgegennehmen oder nutzlose Marktforschung durchführen.«
- »Es ist eine Ködertaktik: Zuerst bietet man eine ›kostenlose‹ Dienstleistung an, dann bittet man um 1,95 Dollar für ein zweiwöchiges Probeabonnement, um den Prozess abzuschließen und den Kunden auf die Website zu locken, und dann soll er die automatische Verlängerung eines monatlichen Services unterschreiben, der mehr als das Zehnfache kostet.«
- »Es ist nicht nur so, dass der positive Beitrag fehlt, sondern man leistet für den Tagesablauf der Menschen sogar einen ausgesprochen negativen Beitrag. Ich habe Leute angerufen, um ihnen nutzlosen Mist zu verhökern, den sie nicht brauchen, insbesondere den Zugang zu ihrem ›Kreditscore‹; den bekommen sie anderswo umsonst, aber wir boten ihn (mit ein paar unsinnigen Zusatzleistungen) für 6,99 Pfund im Monat an.«
- »Der Support bestand meistens aus grundlegenden Maßnahmen am Computer, die der Kunde auch leicht googeln konnte. Ich glaube, man zielte damit auf alte Menschen ab oder auf solche, die es nicht besser wussten.«
- »Die Kapazitäten unseres Callcenters werden fast ausschließlich dazu eingesetzt, den Agenten beizubringen, wie man den Menschen Dinge aufschwatzt, die sie nicht brauchen, statt die echten Probleme zu lösen, derentwegen sie anrufen.«

Das wirklich Ärgerliche ist also auch hier erstens die Aggression und zweitens die Täuschung. In diesem Fall kann ich aus persönlicher Erfahrung berichten, denn ich habe selbst solche Tätigkeiten ausgeführt, allerdings in der Regel nur sehr, sehr kurz. Kaum etwas ist weniger angenehm, als wenn man entgegen der eigenen Natur dazu gezwungen wird, andere zu überreden, damit sie Dinge tun, die ihrem eigenen gesunden Menschenverstand widersprechen. Eingehender werde ich mich mit dem Thema im nächsten Kapitel im Zusammenhang mit seelischer Gewalt beschäftigen; vorerst wollen wir nur festhalten, dass dies der Kern dessen ist, was es bedeutet, ein Schläger zu sein.

3. Die Tätigkeit der Flickschuster

Flickschuster sind Angestellte, deren Tätigkeit nur wegen einer Panne oder eines Fehlers in der Organisation existiert; sie sind dazu da, ein Problem zu lösen, das es eigentlich nicht geben sollte. In der Softwarebranche spricht man von »duct tapers«, aber nach meiner Überzeugung ist das Phänomen weiter verbreitet. Ein Softwareentwickler beschreibt die Branche so:

> **Pablo:** Grundsätzlich gibt es bei uns zweierlei Tätigkeiten. Bei den einen arbeitet man an der Kerntechnologie, löst schwierige, herausfordernde Probleme und so weiter. Die andere besteht darin, dass man eine Reihe von Kerntechnologien nimmt und so lange Flickschusterei betreibt, bis sie zusammenarbeiten.

> Die erste Tätigkeit wird allgemein als nützlich betrachtet. Die zweite gilt oft als weniger nützlich oder sogar als nutzlos, aber in jedem Fall ist sie weniger befriedigend. Das Gefühl lässt sich vermutlich auf die Beobachtung zurückführen, dass Flickschusterei kaum oder überhaupt nicht notwendig wäre, wenn die Kerntechnologien richtig gestaltet sind.

Damit will Pablo vor allem sagen, dass bezahlte Arbeit sich angesichts der wachsenden Zuverlässigkeit kostenloser Software (Freeware) zunehmend auf die Flickschusterei reduziert. Programmierer sind häufig froh, wenn sie die interessante, lohnende Arbeit an den Kerntechnologien zu nächtlicher Stunde kostenlos ausführen können, aber das bedeutet auch, dass für sie ein immer geringerer Anreiz besteht, darüber nachzudenken, wie ihre Hervorbringungen letztlich kompatibel gemacht werden; deshalb bleibt einigen Programmierern nichts anderes übrig, als sie tagsüber in langwieriger (aber bezahlter) Arbeit passend zu machen. Das ist eine sehr wichtige Erkenntnis; einige Folgerungen, die sich daraus ergeben, werde ich später ausführlich erörtern. Vorerst wollen wir nur den Begriff der Flickschusterei als solchen betrachten.

Reinigen ist eine notwendige Funktion. Dinge werden selbst dann staubig, wenn sie nur herumstehen, und die normale Lebensführung hinterlässt in der Regel Spuren, die beseitigt werden müssen. Aber aufzuräumen, wenn jemand völlig willkürlich und unnötig ein Chaos angerichtet hat, ist jedes Mal ärgerlich. Einem solchen Menschen als Vollzeitberuf hinterherzuräumen, kann nur Widerwillen hervorrufen. Sigmund Freud sprach sogar von der

»Hausfrauenneurose«: Von ihr waren nach seiner Ansicht Frauen betroffen, die ihren Lebenshorizont darauf beschränkten, hinter anderen aufzuräumen, und die deshalb als Form der Rache fanatisch die häusliche Hygiene pflegten. Das ist häufig die moralische Qual des Flickschusters. Er ist gezwungen, das eigene Arbeitsleben rund um die Sorge für einen bestimmten Wert (beispielsweise Sauberkeit) zu organisieren, und zwar gerade deshalb, weil wichtigere Menschen sich nicht weniger darum scheren könnten.

Die offenkundigsten Beispiele für Flickschuster sind Untergebene, deren Aufgabe darin besteht, die Schäden wiedergutzumachen, die von nachlässigen oder unfähigen Vorgesetzten angerichtet wurden.

> **Magda:** Ich habe einmal als »Testerin« für ein kleines bis mittelgroßes Unternehmen gearbeitet. Dort musste ich Forschungsberichte, die der angesagte Starwissenschaftler-Statistiker geschrieben hatte, Korrektur lesen.
>
> Der Mann hatte keine Ahnung von Statistik und konnte auch nur mit Mühe grammatikalisch richtige Sätze zu Papier bringen. Er neigte dazu, Verben wegzulassen. Er war so schlecht, dass ich mich selbst mit einem Kuchen belohnte, wenn ich einen zusammenhängenden Absatz gefunden hatte. Während der Arbeit bei dieser Firma nahm ich mehr als fünf Kilo ab. Meine Aufgabe bestand darin, ihn davon zu überzeugen, dass er jeden von ihm verfassten Bericht noch einmal gründlich überarbeitete. Natürlich erklärte er sich nie damit einverstanden, irgendetwas zu korrigieren, von einer Überarbeitung

> ganz zu schweigen; dann musste ich den Bericht zu den Firmendirektoren bringen. Auch sie waren Analphabeten, was Statistik anging, aber da sie die Direktoren waren, konnten sie alles noch mehr in die Länge ziehen.

Offensichtlich besteht die Hauptaufgabe einer ganzen Kategorie von Jobs in der Wiedergutmachung von Schäden, die von Vorgesetzten angerichtet wurden, die ihre Position nicht wegen ihrer Qualifikation für die jeweilige Tätigkeit erlangt haben. (Hier gibt es eine gewisse Überschneidung mit der Position von Lakaien, die Arbeiten ihres Vorgesetzten erledigen müssen, aber genau das Gleiche ist es nicht.) Betrachten wir ein weiteres Beispiel: Eine Programmiererin erhielt eine Stelle bei einem Unternehmen, deren Leiter, ein Wiener Psychologe, sich selbst für einen wissenschaftlichen Revolutionär alten Stils hielt und etwas erfunden hatte, was in dem Unternehmen einfach als »der Algorithmus« bezeichnet wurde. Der Algorithmus sollte menschliche Sprache wiedergeben. Das Unternehmen verkaufte ihn an Apotheker, die ihn auf ihren Websites verwendeten. Nur leider funktionierte er nicht.

> **Nouri:** Das »Genie«, das die Firma gegründet hatte, war dieser wissenschaftliche Psychologe aus Wien, der behauptete, er habe den Algorithmus entdeckt. Viele Monate lang bekam ich das Wunderwerk nie zu Gesicht. Ich schrieb nur Sachen, für die er gebraucht wurde. Das Programm des Psychologen lieferte über lange Zeit keine sinnvollen Ergebnisse. Ein typischer Kreislauf sah so aus:

- Ich zeige, dass sein Programm schon bei einem lächerlich einfachen Satz aussteigt.
- Er setzt ein verwirrtes Stirnrunzeln auf: »Ach … Das ist seltsam …«, als hätte ich gerade die einzige winzige Schwachstelle des Todessterns entdeckt.
- Er verschwindet für zwei Stunden in seiner Höhle …
- Kommt triumphierend mit einer Fehlerkorrektur wieder heraus – jetzt ist es perfekt!
- Gehe zu Schritt 1.

Am Ende schrieb der Programmierer nur noch sehr primitive Eliza-Skripte[14], die Sprache für die Websites nachahmen sollten; das Ganze diente zur Vertuschung der Tatsache, dass der Algorithmus im Wesentlichen Unsinn war; wie sich herausstellte, war die Firma ein Projekt, das ausschließlich der Eitelkeit diente, und geleitet wurde sie von einem gemieteten Manager und früheren Leiter eines Fitnessstudios.

Viele Aufgaben von Flickschustern sind Folgen von Fehlern im System, die zu korrigieren niemand sich die Mühe gemacht hat; in vielen Fällen könnte man sie ohne Weiteres automatisieren, aber das ist nicht geschehen – entweder weil niemand dazu gekommen ist, oder weil der Vorgesetzte so viele Untergebene wie möglich behalten will, oder weil es ein strukturelles Durcheinander gibt, oder weil eine Mischung aus allen drei Faktoren vorliegt. Ich besitze eine ganze Reihe derartiger Aussagen. Hier einige Beispiele:

- »Ich habe als Programmierer bei einem Reiseunternehmen gearbeitet. Irgendein armer Mensch hatte die Aufgabe, mehrmals in der Woche aktualisierte Flugpläne per E-Mail in Empfang zu nehmen und von Hand nach Excel zu kopieren.«
- »Ich hatte die Aufgabe, Informationen über die staatlichen Ölquellen auf eine Reihe anderer Notebooks zu übertragen, auf denen sie bisher nicht gespeichert waren.«
- »Mein Arbeitstag bestand daraus, siebeneinhalb Stunden lang die Gesundheitsakten von Veteranen zu fotokopieren … Den Angestellten wurde immer wieder gesagt, es sei zu teuer, die Maschinen für die Digitalisierung anzuschaffen.«
- »Man gab mir eine einzige Aufgabe: Ich sollte einen Posteingangsordner beobachten, der E-Mails einer bestimmten Form von Angestellten des Unternehmens empfing, wenn sie um technische Hilfe baten. Diese E-Mails musste ich per Copy und Paste in ein anderes Formular übertragen. Das war nicht nur ein Lehrbuchbeispiel für eine Tätigkeit, die sich automatisieren lässt, sondern sie wurde früher sogar automatisiert! Aber es bestanden gewisse Meinungsverschiedenheiten zwischen verschiedenen Managern, und daraufhin wurde von höchster Stelle eine Standardisierung vorgeschrieben, mit der die Automatisierung rückgängig gemacht wurde.«

Auf gesellschaftlicher Ebene war die Flickschusterei traditionell eine Tätigkeit von Frauen. Während der

gesamten Geschichte liefen prominente Männer immer wieder herum, bekamen die Hälfte von allem, was um sie herum vorging, nicht mit und traten auf tausend Füße; in der Regel fiel dann ihren Ehefrauen, Schwestern, Müttern oder Töchtern die Aufgabe zu, die emotionale Arbeit auf sich zu nehmen. Sie trösteten das Ego, beruhigten Nerven und handelten Lösungen für die von den Männern geschaffenen Probleme aus. In einem stärker materiellen Sinn kann man die Flickschusterei auch als typische Funktion der Arbeiterklasse betrachten. Der Architekt legt vielleicht einen Plan vor, der auf dem Papier beeindruckend aussieht, aber dann muss der Bauarbeiter herausfinden, wie man tatsächlich Steckdosen in einem kreisförmigen Raum installiert oder mit Klebeband Dinge zusammenhält, die eigentlich nicht so zusammenpassen, wie es die Blaupause vorsieht.

In dem zuletzt genannten Fall sprechen wir eigentlich ebenso wenig von einem Bullshit-Job wie bei dem Dirigenten, der die Partitur einer Beethoven-Symphonie interpretiert, oder bei der Schauspielerin, die Lady Macbeth spielt. Zwischen Blaupausen, Schemata und Plänen auf der einen Seite und ihrer Umsetzung in der wirklichen Welt auf der anderen wird immer eine Kluft bestehen; deshalb wird es immer Menschen geben, denen die Aufgabe zufällt, die notwendigen Anpassungen vorzunehmen. Zu Bullshit wird eine solche Tätigkeit nur dann, wenn der Plan ganz offensichtlich nicht ausführbar ist und wenn jeder kompetente Architekt das auch hätte wissen können; wenn das System also so stumpfsinnig geplant ist, dass es auf vorhersagbare Weise versagen wird,

und wenn das Unternehmen es nicht in Ordnung bringt, sondern lieber Vollzeitbeschäftigte einstellt, deren hauptsächliche oder ausschließliche Aufgabe darin besteht, mit dem Schaden umzugehen. Es ist, als würde ein Hausbesitzer eine undichte Stelle im Dach entdecken und sich dann nicht die Mühe machen, einen Dachdecker mit der Abdichtung zu beauftragen, sondern stattdessen einen Eimer darunter platzieren und jemanden einstellen, der nichts anderes zu tun hat, als in regelmäßigen Abständen das Wasser auszuleeren.

Dass Flickschuster sich fast immer bewusst sind, dass sie einen Bullshit-Job ausüben, und dass sie sich in der Regel auch heftig darüber ärgern, braucht nicht besonders betont zu werden.

Ein klassisches Beispiel für einen Flickschuster begegnete mir, als ich an einer bekannten britischen Universität als Dozent tätig war. Eines Tages brachen die Wandregale in meinem Arbeitszimmer zusammen. Die Bücher waren über den Fußboden verstreut, und über meinem Schreibtisch baumelte fröhlich ein abgerissenes, halb aus der Verankerung gelöstes Metallgestell, das zuvor die Bretter getragen hatte. Eine Stunde später erschien ein Handwerker, besah sich den Schaden und verkündete mit großem Ernst, da die Bücher über den ganzen Fußboden verteilt seien, dürfe er wegen der Sicherheitsvorschriften weder das Zimmer betreten noch weitere Maßnahmen ergreifen. Ich müsse die Bücher aufstapeln und dürfe sonst weiter nichts anfassen; dann werde er zum nächstmöglichen Termin wiederkommen und das baumelnde Gestell entfernen.

Pflichtbewusst stapelte ich die Bücher, aber der Handwerker kam nie wieder. Es folgte eine Reihe täglicher Anrufe vom anthropologischen Institut zur Gebäudeverwaltung. Jeden Tag rief jemand aus dem anthropologischen Institut an – häufig auch mehrmals – und erkundigte sich, was aus dem Handwerker geworden sei, aber wie sich herausstellte, hatte dieser stets etwas sehr Dringendes zu tun. Gegen Ende der Woche hatte ich begonnen, auf dem Fußboden in einer Art kleinem Nest aus heruntergefallenen Büchern zu arbeiten, und es war deutlich geworden, dass ein Mann bei der Gebäudeverwaltung ausschließlich zu dem Zweck beschäftigt war, sich dafür zu entschuldigen, dass der Handwerker nicht kam. Es schien ein netter Mann zu sein. Er war außerordentlich höflich und gelassen, und mit dem leichten Anflug von wehmütiger Melancholie, der ihn stets umgab, schien er für seine Tätigkeit bestens geeignet zu sein. Dennoch kann man sich kaum vorstellen, dass er mit seiner Berufswahl besonders zufrieden war. Und vor allem gab es keinen naheliegenden Grund, warum die Hochschule nicht seine Stelle einfach strich und stattdessen *einen weiteren Handwerker einstellte*, sodass die Tätigkeit nicht mehr gebraucht wurde.

4. Die Tätigkeit der Kästchenankreuzer

Als Kästchenankreuzer bezeichne ich Angestellte, die ausschließlich oder vorwiegend nur eine Aufgabe haben. Sie ermöglichen einem Unternehmen die Behauptung, es tue etwas, was es in Wirklichkeit nicht tut. Die folgende

Aussage stammt von einer Frau, die dazu angestellt wurde, die Freizeitaktivitäten in einem Pflegeheim zu koordinieren:

> **Betsy:** Ich hatte vor allem die Aufgabe, die Bewohner zu befragen und ein Freizeitformular auszufüllen, in dem ihre Vorlieben aufgeführt waren. Dieses Formular wurde dann in einen Computer eingegeben und geriet anschließend sofort für alle Zeiten in Vergessenheit. Auch das Papierformular wurde in einem Ordner aufbewahrt, und das hatte einen Grund. Das Ausfüllen der Formulare war nach Ansicht meines Chefs der bei weitem wichtigste Teil meiner Tätigkeit, und wenn ich damit in Rückstand geriet, machte er mir die Hölle heiß. In den meisten Fällen füllte ich Formulare für Kurzzeitbewohner aus, die am nächsten Tag wieder auszogen. Ich musste Berge von Papier wegwerfen. Die Befragung war den Bewohnern in den meisten Fällen lästig, denn sie wussten, dass es nur Bullshit-Papierkrieg war und dass sich in Wirklichkeit niemand um ihre individuellen Vorlieben kümmern würde.

Was an einer solchen Stellung als Kästchenankreuzer am erbärmlichsten ist: In der Regel weiß der Angestellte, dass die Übung, Kästchen anzukreuzen, für ihren angeblichen Zweck nicht nur nichts leistet, sondern ihn sogar untergräbt, weil Zeit und Arbeitskraft von dem eigentlichen Zweck abgelenkt werden. So wusste Betsy, dass die Zeit, in der sie die Unterhaltungswünsche der Bewohner in Formulare eintrug, *nicht* dazu verwendet werden konnte, sie zu unterhalten. Es gelang ihr, einige Freizeitaktivitäten

mit den Bewohnern auf die Beine zu stellen (»Glücklicherweise konnte ich jeden Tag vor dem Abendessen für die Bewohner Klavier spielen, und das war eine wunderschöne Zeit mit Singen, Lächeln und Tränen«), aber wie so häufig in solchen Situationen herrschte der Eindruck, dass diese Momente nur Genüsse waren, die ihr für die Erfüllung ihrer eigentlichen Pflicht gewährt wurden, und die bestand nun einmal darin, Formulare auszufüllen und richtig abzulegen.[15]

Uns allen ist das Kästchenankreuzen als Form der Behördenarbeit bekannt. Wenn Angehörige des öffentlichen Dienstes dabei erwischt werden, dass sie etwas Schlimmes tun – beispielsweise Bestechungsgelder annehmen oder regelmäßig Bürger bei Verkehrskontrollen erschießen –, besteht die erste Reaktion stets darin, eine »Untersuchungskommission« zu bilden und den Dingen auf den Grund zu gehen. Das dient zwei Zwecken. Zuallererst kann man auf diese Weise behaupten, niemand mit Ausnahme einer kleinen Gruppe von Missetätern habe eine Ahnung gehabt, dass so etwas geschieht (was natürlich in den seltensten Fällen stimmt); und zweitens wird auf diese Weise unausgesprochen gesagt, dass irgendjemand definitiv etwas unternehmen wird, sobald alle Fakten geklärt sind (was in der Regel ebenfalls nicht stimmt). Eine Untersuchungskommission ist eine Methode, mit der man der Öffentlichkeit sagen kann, die Regierung unternehme etwas, was sie in Wirklichkeit nicht unternimmt. Auf genau die gleiche Weise verhalten sich aber auch Großunternehmen, wenn sich beispielsweise herausstellt, dass sie in ihren Textilfabriken Sklaven oder Kinderarbeiter

beschäftigen oder Giftmüll illegal entsorgen. Das alles ist Bullshit, aber in die Kategorie des eigentlichen Bullshit-*Jobs* gehören nicht diejenigen, die nur dazu da sind, die Öffentlichkeit abzuwimmeln (in diesem Fall kann man wenigstens behaupten, dass ihre Tätigkeit für das Unternehmen einen gewissen Nutzeffekt hat), sondern jene, die das Gleiche innerhalb des Unternehmens selbst tun.[16]

Als Zwischenform kann man die Corporate-Compliance-Branche betrachten. Sie wird in den Vereinigten Staaten durch eine staatliche Vorschrift ausdrücklich vorgesehen:

> **Layla:** Ich arbeite in einer wachsenden Branche, die aus der staatlichen Vorschrift des Foreign Corrupt Practices Act erwachsen ist.
> Grundsätzlich müssen US-Unternehmen durch Anwendung geeigneter Sorgfaltsmaßnahmen gewährleisten, dass sie keine Geschäfte mit korrupten Firmen in Übersee machen. Unsere Kunden sind Großunternehmen – Technik, Autohersteller und so weiter –, die in Ländern wie China (meiner Region) unzählige kleine Unternehmen beliefern oder mit ihnen arbeiten.
> Unser Unternehmen erstellt für solche Kunden die Prüfungsberichte: Im Prinzip werden dabei die Ergebnisse von einer bis zwei Stunden Internetrecherche in Form eines Berichts formuliert. Mit vielen Fachausdrücken und umfangreichen Schulungen wird sichergestellt, dass jeder Bericht in sich widerspruchsfrei ist.

> Manchmal stellt man im Internet etwas fest, das die Alarmlampen angehen lässt – beispielsweise wenn der Chef eines Unternehmens eine kriminelle Vergangenheit hat –, aber ich würde sagen das Verhältnis von Echtheit und Bullshit liegt bei 20 zu 80. Solange nicht jemand wegen eines Verbrechens angeklagt wurde, kann ich aus meinem Apartment in Brooklyn heraus nicht feststellen, ob er in Guangzhou einen Umschlag mit Bargeld erhalten hat.[17]

Auf einer gewissen Ebene funktioniert natürlich jede Bürokratie nach diesem Prinzip: Sobald man offizielle Erfolgsmaßstäbe eingeführt hat, wird die »Realität« für die Organisation zu dem, was auf dem Papier steht, und die menschliche Realität, die dahintersteht, ist bestenfalls ein sekundärer Gedanke. Ich kann mich noch lebhaft an endlose Diskussionen während meiner Zeit als Juniorprofessor an der Yale University erinnern. Es ging um eine Archäologiestudentin im ersten Jahr ihrer Doktorandenzeit, deren Mann am ersten Tag des Semesters durch einen Verkehrsunfall ums Leben gekommen war. Aus irgendeinem Grund führte der Schock dazu, dass sich bei ihr eine geistige Blockade gegen Papierkrieg entwickelte. Sie besuchte weiterhin Vorlesungen und beteiligte sich lebhaft an Seminardiskussionen; außerdem reichte sie Hausarbeiten ein und bekam ausgezeichnete Noten. Aber am Ende entdeckte der Professor stets, dass sie sich nicht offiziell für das Seminar angemeldet hatte. Und wie die graue Eminenz des Instituts bei den Dozentensitzungen betonte, sei dies das Einzige, was wirklich zählt.

»Für die Leute im Anmeldebüro ist es ganz einfach: Wenn du die Formulare nicht rechtzeitig abgegeben hast, hast du an dem Seminar nicht teilgenommen. Deine Leistung ist dann vollkommen irrelevant.« Andere Professoren murrten und widersprachen, und gelegentlich wurde vorsichtig auf ihre »persönliche Tragödie« angespielt. Worum es sich dabei aber handelte, wurde nie ausgesprochen. (Ich erfuhr es erst später von anderen Studierenden.) Aber niemand erhob grundsätzliche Einwände gegen die Haltung des Anmeldebüros. Es war einfach die Realität – aus administrativer Sicht.

Nachdem sie schließlich in letzter Minute versucht hatte, Widerspruch einzulegen und eine nachträgliche Anmeldung auszufüllen, auf die ebenfalls keine Reaktion erfolgte, und nach zahlreichen langen Monologen des Direktors für Doktorandenbetreuung darüber, wie unbedacht es von ihr sei, denen, die doch nur helfen wollten, das Leben so schwer zu machen,[18] wurde die Studentin aus dem Programm ausgeschlossen. Wer so wenig in der Lage sei, mit Papierkrieg umzugehen, sei ganz offensichtlich für eine akademische Laufbahn ungeeignet, lautete die Begründung.

Eine solche Mentalität nimmt offensichtlich nicht ab, sondern zu, wenn staatliche Funktionen stärker nach dem Vorbild von Unternehmen umorganisiert werden, beispielsweise indem man die Bürger als »Kunden« bezeichnet. Mark ist leitender Beamter für Qualitäts- und Leistungssicherung in einer britischen Gemeinde.

Mark: Meine Tätigkeit besteht – insbesondere seit ich nicht mehr an vorderster Front mit Publikumsverkehr zu

> tun habe – darin, Kästchen anzukreuzen, den leitenden Managern gegenüber so zu tun, als sei alles toll, und ganz allgemein mit sinnlosen Zahlen, die eine Illusion von Kontrolle vermitteln, »die Bestie zu füttern«. Nichts davon hilft den Bürgern der Gemeinde auch nur im Mindesten.
> Gerüchteweise habe ich eine Geschichte von einem leitenden Manager gehört, der den Feueralarm auslöste, damit alle Mitarbeitenden sich auf dem Parkplatz sammelten. Dann sagte er allen, die gerade einen Kunden bei sich hatten, als der Alarm losging, sie sollten sofort ins Gebäude zurückkehren. Die anderen sollten erst dann wieder ihre Plätze einnehmen, wenn einer von denen, die mit Kunden zu tun hatten, sie aus irgendeinem Grund brauchte und so weiter und so fort. Wäre das wirklich geschehen, während ich bei der Gemeinde arbeitete, ich hätte sehr lange auf dem Parkplatz warten müssen!

Im weiteren Verlauf beschreibt Mark die Tätigkeit der Gemeindeverwaltung als mehr oder weniger endlose Abfolge von Ritualen des Kästchenankreuzens, die sich um die monatlichen »Zielvorgaben« drehten. Diese wurden auf Plakaten in den Büros aufgehängt und enthielten grüne Kennzeichnungen für »zunehmend«, gelbe für »stabil« und rote für »abnehmend«. Die Vorgesetzten hatten offenbar selbst von dem grundlegenden Konzept der statistischen Zufallsschwankungen nicht die geringste Ahnung oder taten zumindest so, denn jeden Monat wurden Mitarbeitende mit grün gekennzeichneten Zahlen belohnt, während diejenigen mit roter Kennzeichnung unter Druck gesetzt wurden, damit sie besser arbeiteten. Fast nichts

davon hatte für die eigentlichen Dienstleistungen eine echte Bedeutung.

> **Mark:** Unter anderem arbeitete ich an einem Projekt, mit dem bestimmte »Servicestandards« für Wohnungen festgelegt werden sollten. Dazu legten wir gegenüber den Kunden Lippenbekenntnisse ab und führten bei Besprechungen lange Diskussionen mit den Managern; am Ende schrieben wir einen Bericht, der von den Managern in der Besprechung vor allem deshalb gelobt wurde, weil er sehr reizvoll gestaltet und präsentiert wurde. Der Report wanderte dann in die Ablage – für die Bewohner bewirkte er absolut nichts, aber er hatte bei den Mitarbeitenden viele Arbeitsstunden erfordert, ganz zu schweigen von den vielen Stunden, in denen die Bewohner selbst Fragebögen ausfüllen oder an Gruppensitzungen teilnehmen mussten. Nach meiner Erfahrung geht es in den meisten Gemeindeverwaltungen so zu.[19]

Hier gilt es festzuhalten, wie wichtig die plastische Attraktivität des Berichts war. Dieses Thema kommt in Aussagen über das Kästchenankreuzen häufig vor, im Bereich der Unternehmen sogar noch häufiger als bei staatlichen Stellen. Wenn sich die Bedeutung eines Managers danach bemisst, wie viele Personen ihm unterstellt sind, besteht die unmittelbare materielle Ausdrucksform seiner Macht und seines Ansehens in der visuellen Qualität seiner Präsentationen und Berichte. Die Sitzungen, bei denen solche Statussymbole vorgezeigt werden, kann man als die Hochämter der

Unternehmenswelt betrachten. Und genau wie zum Gefolge eines Feudalherrschers unter Umständen auch Diener gehören, deren einzige Funktion[20] darin besteht, vor Turnieren oder Festzügen die Rüstung seiner Pferde zu putzen oder seinen Schnauzbart zu zwirbeln, so beschäftigen auch viele heutige Manager manche Angestellte einzig zu dem Zweck, ihre PowerPoint-Präsentationen vorzubereiten oder die Landkarten, Zeichnungen, Fotos oder Illustrationen herzustellen, die ihre Berichte begleiten. Viele derartige Berichte sind nicht mehr als Requisiten in einem Kabuki-ähnlichen Unternehmenstheater – niemand liest sie von vorn bis hinten durch.[21] Aber das hält ehrgeizige Manager nicht davon ab, fröhlich Firmengelder in Höhe der Hälfte eines Mitarbeiter-Jahresgehalts auszugeben, nur um sagen zu können: »O ja, wir haben einen Bericht darüber in Auftrag gegeben.«

> **Hannibal:** Ich mache Digitalberatung für die Marketingabteilungen weltweit tätiger Pharmakonzerne. Dabei arbeite ich häufig mit weltweit tätigen PR-Agenturen zusammen und schreibe Berichte mit Titeln wie *Die Verbesserung des Engagements von entscheidenden Akteuren in der digitalen Gesundheitsversorgung*. Das ist reiner, unverfälschter Bullshit und dient keinem anderen Zweck, als Kästchen für Marketingabteilungen anzukreuzen. Aber es ist sehr einfach, viel Geld für das Schreiben von Bullshit-Berichten zu berechnen. Kürzlich konnte ich ungefähr 12 000 Pfund einstreichen, nachdem ich einen zweiseitigen Bericht geschrieben hatte, den ein Kunde

> aus der Pharmabranche auf einer globalen Strategiebesprechung präsentieren wollte. Am Ende wurde der Bericht nicht benutzt, weil sie es nicht schafften, während der vorgesehenen Zeit der Besprechung bis zu diesem Tagesordnungspunkt vorzudringen, aber das Team, für das ich ihn verfasst hatte, war darüber dennoch sehr glücklich.

Ganze kleinere Branchen existieren nur zu dem Zweck, solche Gesten des Kästchenankreuzens zu erleichtern. Ich arbeitete einige Jahre lang in der Fernleiheabteilung der wissenschaftlichen Bibliothek der Universität Chicago; die Tätigkeit der Angestellten dort bestand zu mindestens 90 Prozent daraus, Artikel aus medizinischen Fachzeitschriften mit Titeln wie *Journal of Cell Biology*, *Clinical Endocrinology* oder *American Journal of Internal Medicine* zu fotokopieren und zu verschicken. (Ich hatte Glück – ich tat etwas anderes.) Während der ersten Monate hatte ich den naiven Eindruck, die Artikel würden an Ärzte verschickt. In Wirklichkeit, so erklärte mir schließlich ein verträumter Kollege, war genau das Gegenteil richtig: In ihrer überwältigenden Mehrzahl gingen sie an Anwälte.[22] Wenn man einen Arzt wegen eines Kunstfehlers verklagen will, gehört es offensichtlich zur Show, dass man einen beeindruckenden Stapel wissenschaftlicher Fachartikel in einem theatralisch geeigneten Augenblick auf den Tisch knallt und dann in die Beweisaufnahme eintritt. Zwar weiß jeder, dass niemand all diese Artikel lesen wird, aber es besteht immer die Möglichkeit, dass der Anwalt der Verteidigung oder einer seiner Sachverständigen zufällig einen davon zur Prüfung herauspickt – deshalb gilt es als

wichtig, dass die juristischen Vertreter diejenigen Artikel ausfindig machen, von denen man zumindest glaubwürdig behaupten kann, sie hätten in irgendeiner Form mit dem Fall zu tun.

Wie wir in späteren Kapiteln noch genauer erfahren werden, stellen Privatunternehmen auf ganz unterschiedliche Weise zahlreiche Menschen ein, nur um sich selbst sagen zu können, sie täten etwas, was sie in Wirklichkeit nicht tun. Viele Großunternehmen unterhalten beispielsweise eigene Hauszeitschriften oder sogar Fernsehkanäle, die angeblich den Zweck haben, die Mitarbeitenden über interessante Nachrichten und Entwicklungen auf dem neuesten Stand zu halten; in Wirklichkeit existieren sie aber in den meisten Fällen aus keinem anderen Grund als dazu, dass die Manager das warme, angenehme Gefühl genießen können, das sich einstellt, wenn man eine freundliche Geschichte über sich selbst in den Medien liest, oder vielleicht wollen sie auch wissen, wie es sich anfühlt, wenn man von Menschen interviewt wird, die wie Reporter aussehen und handeln, aber niemals unbequeme Fragen stellen. Solche Unternehmen bezahlen ihre Autoren, Produzenten und Techniker sehr gut, nämlich häufig mit dem Doppelten oder Dreifachen des marktüblichen Gehalts. Ich habe aber nie mit jemandem gesprochen, der in Vollzeit eine solche Tätigkeit ausübt und sie nicht als Bullshit bezeichnet.[23]

5. Die Tätigkeit der Aufgabenverteiler

Bei den Aufgabenverteilern kann man zwei Unterkategorien unterscheiden. Zum Typ 1 gehören diejenigen, deren Funktion ausschließlich darin besteht, anderen Arbeit zuzuteilen. Diese Arbeit kann beträchtlicher Bullshit sein, wenn der Aufgabenverteiler selbst glaubt, es bestehe eigentlich keine Notwendigkeit einzugreifen, und wenn es ihn nicht gäbe, wären die Untergebenen trotzdem vollkommen in der Lage, allein weiterzuarbeiten. Aufgabenverteiler des Typs 1 kann man also als das Gegenteil der Lakaien bezeichnen: Sie sind keine unnötigen Untergebenen, sondern unnötige Vorgesetzte.

Während diese erste Ausprägungsform der Aufgabenverteiler vor allem nutzlos ist, kann die zweite echten Schaden anrichten. Die Hauptaufgabe solcher Aufgabenverteiler besteht darin, Bullshit-Aufgaben an andere zu verteilen, Bullshit zu beaufsichtigen und sogar ganz neue Bullshit-Jobs zu schaffen. Man könnte sie auch als Bullshit-Erzeuger bezeichnen. Aufgabenverteiler des Typs 2 haben neben ihrer Rolle als Aufgabenverteiler auch noch echte Pflichten, aber wenn ihre Tätigkeit vorwiegend oder ausschließlich darin besteht, Bullshit-Tätigkeiten für andere zu schaffen, kann man auch ihre eigene Tätigkeit als Bullshit einstufen.

Aussagen von Aufgabenverteilern zu bekommen, ist, wie man sich leicht vorstellen kann, besonders schwierig. Selbst wenn sie ihre Tätigkeit insgeheim für nutzlos halten, werden sie es höchstwahrscheinlich nicht zugeben.[24] Dennoch stieß ich auf einige wenige, die reinen Tisch machen wollten.

Ein typisches Beispiel für den Typ 1 ist Ben. Er gehört zum mittleren Management.

> **Ben:** Ich habe einen Bullshit-Job, und der gehört zufällig zum mittleren Management. Für mich arbeiten zehn Leute, aber nach allem, was ich weiß, könnten sie die Arbeit auch ohne meine Aufsicht verrichten. Meine Funktion besteht nur darin, ihnen die Arbeit zu übertragen, aber ich vermute, die Leute die diese Arbeit notwendig machen, könnten das Gleiche auch selbst tun. (Damit will ich sagen, dass die zugewiesene Arbeit in vielen Fällen ein Produkt anderer Manager mit Bullshit-Jobs ist, sodass meine Arbeit eigentlich in zweierlei Hinsicht aus Bullshit besteht.)
> Ich wurde gerade in diese Stellung befördert und habe viel Zeit dafür aufgewendet, mich umzusehen und mich zu fragen, was ich eigentlich tun soll. Soweit ich sagen kann, soll ich die Arbeitskräfte motivieren. Aber selbst wenn ich mich wirklich darum bemühe, habe ich meine Zweifel, ob diese Tätigkeit mein Gehalt wert ist.

Ben verwendet nach seinen eigenen Berechnungen mindestens 75 Prozent seiner Zeit darauf, den Untergebenen ihre Aufgaben zuzuweisen und dann zu überwachen, ob sie auch tatsächlich ausgeführt werden, aber wie er entschieden behauptet, hat er absolut keinen Anlass zu der Annahme, die fraglichen Untergebenen würden es anders machen, wenn es ihn nicht gäbe. Außerdem versucht er eigenen Angaben zufolge auch immer wieder, selbst heimlich echte Arbeit zu übernehmen, aber wenn er das tut, fällt es seinen Vorgesetzten

irgendwann auf, und dann sagen sie ihm, er solle das nicht tun. Als Ben seine Aussage einschickte, hatte er diese Stelle allerdings erst seit zweieinhalb Monaten – was vielleicht eine Erklärung für seine Offenherzigkeit ist. Wenn er irgendwann resigniert und sich mit seiner neuen Rolle im Leben abfindet, wird er begreifen, was in einer anderen Aussage so formuliert wurde: »Die ganze Aufgabe des mittleren Managements besteht darin, dafür zu sorgen, dass die Leute auf den unteren Ebenen ihre ›Produktivitätsziele‹ erfüllen« – und zu diesem Zweck werden formelle statistische Maßstäbe geschaffen, die dann von den Untergebenen möglicherweise widerlegt werden können.

Über den Zwang, Menschen zu beaufsichtigen, die eigentlich keine Aufsicht brauchen, wird sogar recht häufig geklagt. Die folgende Aussage stammte beispielsweise von Alphonso, einem Assistenz-Lokalisierungsmanager.

> **Alphonso:** Ich habe die Aufgabe, ein Team von fünf Übersetzern zu beaufsichtigen und zu koordinieren. Dabei besteht das Problem, dass das Team vollkommen in der Lage ist, sich selbst zu organisieren. Sie sind in der Anwendung aller Hilfsmittel geschult, die sie brauchen, und können natürlich ihre Zeit und ihre Aufgaben selbst managen. Normalerweise arbeite ich also als »Aufgabenpförtner«. Die Anfragen kommen über Jira (ein bürokratisches Online-Tool zur Aufgabenverwaltung) zu mir und ich gebe sie an die betreffenden Personen – eine oder mehrere – weiter. Ansonsten bin ich dafür verantwortlich, in regelmäßigen Abständen Berichte an meinen Manager zu schicken, und der wiederum nimmt

sie in »wichtigere« Berichte auf, die an den CEO geschickt werden.

Eine solche Kombination aus Aufgabenverteilung und Kästchenankreuzen ist offensichtlich geradezu das Wesen des mittleren Managements.

Alphonso hatte sogar tatsächlich eine nützliche Funktion – aber nur weil sein in Irland ansässiges Übersetzerteam von der Firmenzentrale in Japan so wenig Arbeit zugewiesen bekam, dass er sich ständig Wege ausdenken musste, um die Berichte zu frisieren, damit sie aussahen, als wären alle sehr beschäftigt und man könne niemanden entlassen.

Betrachten wir nun als Nächstes die Aufgabenverteiler des zweiten Typs, die sich Bullshit ausdenken, damit andere ihn tun.

Beginnen können wir mit Chloe. Sie hat die Stellung einer Dekanin an einer angesehenen britischen Universität und ist insbesondere dafür verantwortlich, in einem Hochschulumfeld, in dem es hoch hergeht, »strategische Führung« zu bieten.

Diejenigen unter uns, die in den Mühlen des Hochschulwesens schuften und sich immer noch vor allem für Lehrer und Gelehrte halten, haben mittlerweile gelernt, das Wort »strategisch« zu fürchten. Besonderen Schrecken verbreiten »strategische Aufgabenbeschreibungen« (oder, noch schlimmer, »Beschreibungen strategischer Visionen«), denn sie sind das wichtigste Mittel, mit dem Methoden des Unternehmensmanagements – Anwendung quantifizierbarer Methoden zur Leistungsbeurteilung,

durch die Dozenten und Wissenschaftler gezwungen sind, einen immer größeren Teil ihrer Zeit für die Beurteilung und Rechtfertigung ihrer Tätigkeit aufzuwenden, sodass für die Tätigkeit selbst immer weniger Zeit bleibt – in das akademische Leben eingeschleust werden. Den gleichen Verdacht erregen auch alle Schriftstücke, in denen wiederholt die Begriffe »Qualität«, »Exzellenz«, »Führungsqualitäten« oder »Betroffene« vorkommen. Als ich hörte, dass Chloe eine »strategische Führungsposition« bekleidete, hatte ich deshalb sofort den Verdacht, dass nicht nur ihre Tätigkeit Bullshit war, sondern dass sie auch aktiv Bullshit in das Leben anderer Menschen einschleuste.

Chloes Aussage zufolge war es genau so – wenn auch anfangs nicht genau aus den Gründen, die ich mir vorgestellt hatte.

> **Chloe:** Dass meine Tätigkeit als Dekanin ein Bullshit-Job ist, hat den gleichen Grund, aus dem auch alle anderen Dekane, die nicht der Verwaltung angehören, aber auch PVCs [Pro-Vizekanzler] und andere »strategische« Stellen an Universitäten Bullshit-Jobs sind. Die wirklichen Macht- und Verantwortungsträger in einer Hochschule sorgen für den Fluss des Geldes durch die Organisation. Ein PVC oder Dekan aus der Verwaltung (das heißt jemand, der das Budget verwaltet) kann beschwatzen, zwingen, ermutigen, piesacken und mit den Instituten aushandeln, was sie tun können oder tun sollten, und dabei dient das Geld als Zuckerbrot oder Peitsche. Strategische Dekane und andere in solchen Funktionen haben weder Zuckerbrot noch Peitsche. Sie gehören nicht der Verwaltung an. Sie verwalten kein Geld,

> sondern haben nur (wie es mir gegenüber einmal beschrieben wurde) »die Macht von Überzeugungskraft und Einfluss«.
> Ich saß nicht in den Führungsgremien der Universität und war deshalb auch nicht an den Hahnenkämpfen um Zielvorgaben, Gesamtstrategien, Leistungsmaßstäbe, Bewertungen und Ähnlichem beteiligt. Ich hatte keinen Etat. Ich hatte keine Verfügungsgewalt über Gebäude, Zeitpläne oder andere operative Aspekte. Ich konnte nichts anderes tun, als mir eine neue Strategie auszudenken, und die war im Wesentlichen nur eine Neuauflage der Strategien, auf die man sich an der Hochschule bereits geeinigt hatte.

Vor allem hatte sie also die Aufgabe, wieder einmal eine neue Aussage über strategische Visionen vorzulegen, wie sie in regelmäßigen Abständen dazu verwendet werden, die Zahlenspielereien und das Kästchenankreuzen zu rechtfertigen, die im akademischen Leben Großbritanniens eine so zentrale Rolle erlangt haben.[25] Aber da Chloe keine echte Macht hatte, war das alles nur sinnloses Schattenboxen. Immerhin bekam sie aber das Ehrenzeichen, das alle hochrangigen Mitarbeiter der Universitätsverwaltungen heute erhalten: ihr eigenes kleines Reich von Verwaltungsmitarbeitern.

> **Chloe:** Ich erhielt eine persönliche Assistentin mit einem 75-Prozent-Vollzeitäquivalent, einen »Sondermitarbeiter zur Unterstützung von Projekten und Politik« mit einem 75-Prozent-Vollzeitäquivalent, einen Vollzeit-Postdoc und eine »Aufwandsentschädigung« von 20 000 Pfund. Mit

> anderen Worten: Eine Riesenladung staatliches Geld floss in die Finanzierung eines Bullshit-Jobs. Der Sondermitarbeiter zur Projekt- und Politikunterstützung war dazu da, mir bei Projekten und politischen Vorhaben zu helfen. Die persönliche Assistentin war ausgezeichnet, wurde aber am Ende nur zu einer wertvollen Reiseorganisatorin und Tagessekretärin. Der Postdoc war reine Zeit- und Geldverschwendung, denn ich bin selbst Akademikerin und brauche eigentlich keinen Assistenten. So verbrachte ich zwei Jahre meines Lebens damit, Arbeit für mich selbst und andere zu erfinden.

Eigentlich war Chloe anscheinend eine sehr großzügige Chefin. Während sie ihre eigene Zeit mit der Entwicklung von Strategien zubrachte, von denen sie wusste, dass man sie nicht zur Kenntnis nehmen würde, »lief der Sondermitarbeiter herum und erstellte Zeitplanszenarien« und sammelte nützliche statistische Angaben; die persönliche Assistentin führte das Tagebuch, und die Forschungsassistentin verwendete die Zeit für eigene Forschungsarbeiten. Das als solches scheint vollkommen harmlos zu sein. Zumindest richtete niemand irgendwelchen Schaden an. Wer weiß, vielleicht leistete die Forschungsassistentin am Ende sogar selbstständig einen wichtigen Beitrag zum Wissen der Menschheit. Wirklich beunruhigend an dem ganzen Arrangement war aber nach Chloes Angaben, was ihr letztlich klar wurde: Hätte sie echte Macht gehabt, sie hätte vermutlich tatsächlich Schaden anrichten können. Nach den zwei Jahren als Dekanin war sie so unklug, vorübergehend eine Stellung als Leiterin ihres alten Instituts anzunehmen, und nun

konnte sie die Dinge von der anderen Seite sehen – das heißt, bevor sie ein halbes Jahr später voller Entsetzen und Abscheu den Dienst quittierte.

> **Chloe:** Meine sehr kurze Amtszeit als Institutsleiterin erinnerte mich daran, dass diese Tätigkeit zu mindestens 90 Prozent Bullshit ist: Man füllt die Formulare aus, die von der Fakultätsdekanin geschickt werden, damit sie ihre Strategiepapiere schreiben kann, die dann in der Befehlskette nach oben wandern. Man produziert ein Konfetti von Papierkrieg im Rahmen der Evaluierung und Überwachung von Forschungs- und Lehrtätigkeiten. Man produziert Plan auf Plan auf Fünfjahresplan und schafft damit die Rechtfertigung, warum Institute das Geld und Personal brauchen, das sie bereits haben. Man schreibt blöde Jahresberichte, die in eine Schublade wandern und nie wieder gelesen werden. Und um alle diese Aufgaben zu bewältigen, bittet man als Institutsleiterin die Mitarbeitenden um Hilfe. Der Bullshit vermehrt sich.
> Was ich glaube? Es ist nicht der Kapitalismus als solcher, der den Bullshit hervorbringt.[26] Es ist vielmehr Managerideologie, die in komplizierten Organisationen in die Praxis umgesetzt wird. Wenn die Managermentalität sich durchsetzt, hat man ganze akademische Personalkader, die nur die Aufgabe haben, die Manager-Schallplatte weiterlaufen zu lassen – Strategien, Leistungsvorgaben, Beurteilungen, Begutachtungen, Evaluierung, neue Strategien, et cetera, et cetera –, und das alles ist nahezu vollständig abgekoppelt vom eigentlichen Lebenssaft der Universitäten: Lehre und Ausbildung.

Hier habe ich zu Chloe nichts hinzuzufügen.

Wenigstens wurden ihr zuerst die Untergebenen zugewiesen, und erst dann musste sie herausfinden, wie sie zu beschäftigen waren. Eine Erklärung dafür, wie ganz neue Bullshit-Jobs entstehen können, liefert uns Tania, die im öffentlichen Dienst und in der Privatwirtschaft eine ganze Reihe von Aufgabenverteilungstätigkeiten ausgeführt hat. Diese letzte Aussage ist etwas Besonderes, weil sie ausdrücklich die Typeneinteilung beinhaltet, die ich in diesem Kapitel entwickelt habe. Gegen Ende meiner Recherchen erläuterte ich meine noch im Entstehen begriffene Fünf-Kategorien-Einteilung auf Twitter, um die Anregung zu Kommentaren, Ergänzungen oder Reaktionen zu geben. Tania hatte den Eindruck, dass die Begriffe gut zu ihren Erfahrungen passten.

> **Tania:** Ich dürfte nach Ihrer Einteilung der Bullshit-Jobs eine Aufgabenverteilerin sein. Ich war eine von zwei stellvertretenden Direktorinnen in einer Firma für administrative Dienstleistungen, die Personalangelegenheiten, Etats, Stipendien, Verträge und Reiseangelegenheiten für zwei Büros mit einem Gesamtetat von 600 Millionen Dollar und 1000 Mitarbeitern erledigten.
>
> Wenn man Manager ist (oder als Flickschuster dazu beiträgt, Funktionslücken zu schließen), wird einem irgendwann klar, dass man zur Erfüllung der organisatorischen Notwendigkeiten eine neue Person einstellen musst. Bei den Notwendigkeiten, um die ich mich kümmere, handelt es sich meistens um meine eigenen als Kästchenankreuzerin und Flickschusterin,

> oder um die Bedürfnisse anderer Manager, die manchmal Leute für Arbeiten einstellen wollen, die kein Bullshit sind, oder ihre eigene Ration an Schlägern und Lakaien brauchen.
> Flickschuster brauche ich in der Regel deshalb, weil ich einen Ausgleich für schlecht funktionierende Programmmanagementsysteme (sowohl für automatisierte als auch den Workflow der Menschen) schaffen muss, und in manchen Fällen auch für einen schlecht funktionierenden Kästchenankreuzer und sogar für Untergebene, die keine Bullshit-Jobs ausüben, aber auf einer Dauerstelle sitzen und seit 25 Jahren von einer ganzen Reihe früherer Chefs hervorragende Leistungsbeurteilungen bekommen haben.

Dieser letzte Punkt ist wichtig. Selbst in einem Unternehmensumfeld ist es sehr schwierig, einen Untergebenen wegen Unfähigkeit zu entlassen, wenn dieser Untergebene ältere Rechte und eine lange Vergangenheit mit guten Leistungsbeurteilungen hat. Wie in der staatlichen Bürokratie, so ist der einfachste Weg des Umgangs mit solchen Personen häufig das »Wegloben«: Man befördert sie auf einen höheren Posten, wo sie dann für einen anderen zum Problem werden. Aber Tania stand in ihrer Hierarchie bereits an der Spitze, sodass ein unfähiger Mitarbeiter für sie auch dann ein Problem bleiben würde, wenn sie ihn beförderte. Damit blieben ihr nur zwei Möglichkeiten. Entweder konnte sie die inkompetente Person auf eine Bullshit-Position versetzen, wo sie keine sinnvollen Aufgaben hatte, oder – wenn eine solche Position zurzeit nicht zur Verfügung stand – sie

konnte die Person an ihrem Platz lassen und jemand anderen einstellen, der die eigentliche Arbeit erledigte. Aber wenn man den zweiten Weg einschlägt, ergibt sich ein neues Problem: Man kann nicht jemanden auf der Stelle der unfähigen Person beschäftigen, denn diese Stelle hat die unfähige Person bereits. Stattdessen muss man eine neue Stelle mit einer komplizierten Stellenbeschreibung schaffen, von der man weiß, dass sie Bullshit ist, weil man die Person in Wirklichkeit für eine andere Tätigkeit einstellt. Anschließend muss man alle möglichen Verrenkungen machen und so tun, als sei die neue Person ideal für die ausgedachte Tätigkeit geeignet, die sie in Wirklichkeit gar nicht ausführen soll. Das alles erfordert eine Menge Arbeit.

> **Tania:** In Unternehmen mit strukturierten Stelleneinstufungen und -beschreibungen muss es auch einen etablierten Arbeitsplatz geben, für den man jemanden rekrutieren kann. (Das ist ein ganz eigenes berufliches Universum mit Standard-Berufsbezeichnungen und Zeit- und Geldverschwendung. Es ähnelt der Welt der Menschen, die Finanzierungsanträge oder Ausschreibungsangebote schreiben.)
> Um einen Bullshit-Job schaffen zu können, ist häufig ein ganzes Universum von Bullshit-Erzählungen notwendig, in denen nicht nur Zweck und Funktionen der neuen Stelle dokumentiert werden, sondern auch die Qualifikationen, die für eine erfolgreiche Ausführung der Tätigkeit notwendig sind; das Ganze muss dann dem Format und der speziellen Bürokratensprache

> entsprechen, die von der Personalabteilung und den Personalsachbearbeitern meiner Agentur vorgeschrieben werden.
> Wenn das erledigt ist, muss es nach dem gleichen Strickmuster eine poetische Stellenanzeige geben. Damit ein Bewerber für die Einstellung infrage kommt, muss er einen Lebenslauf abgeben, in dem alle Themen und Phrasen der Anzeige enthalten sind, damit die Einstellungssoftware unserer Agentur die Qualifikation erkennt. Ist die Person dann eingestellt, müssen ihre Aufgaben wiederum in einem anderen Dokument festgelegt werden, das die Grundlage für die alljährlichen Leistungsbeurteilungen bildet.
> Ich habe selbst Lebensläufe von Bewerbern umgeschrieben, um so die Einstellungssoftware zu hintergehen, damit ich selbst die Gespräche führen und sie auswählen konnte. Wenn sie es nicht über den Computer hinaus schaffen, kommen sie nicht in die engere Wahl.

Um das Ganze in Form einer Parabel zu betrachten, können wir uns noch einmal vorstellen, wir seien ein Feudalherrscher und hätten einen Gärtner. Nach 20-jährigen treuen Diensten entwickelt sich bei dem Gärtner ein ernsthaftes Alkoholproblem. Wir finden ihn zusammengekauert in den Blumenbeeten, wo überall die Gänseblümchen sprießen und die Zierpflanzen allmählich absterben. Aber der Gärtner hat gute Beziehungen: Wenn wir ihn entlassen, würden wir damit auch Menschen beleidigen, die zu beleidigen wir nicht für klug halten. Also stellen wir einen neuen Dienstboten ein, der angeblich die

Türklinken polieren oder irgendeine andere sinnlose Tätigkeit ausführen soll. In Wirklichkeit sorgen wir aber dafür, dass die Person, die als Türklinkenpolierer eingestellt wird, ein erfahrener Gärtner ist. So weit, so gut. Dabei gibt es nur ein Problem: In einem Unternehmensumfeld kann man nicht einfach einen neuen Arbeiter einstellen, dem man einen eindrucksvoll klingenden Titel gibt (»Hoher Truchsess der Tore«) und ihm dann sagen, er habe in Wirklichkeit die Aufgabe, die Tätigkeit des Gärtners zu übernehmen, wenn dieser betrunken ist. Vielmehr müsste man eine komplizierte Pseudobeschreibung dessen formulieren, was ein Türklinkenpolierer tatsächlich tut; man müsste dem neuen Gärtner beibringen, wie er so tun kann, als sei er der beste Türklinkenpolierer im ganzen Land; und dann muss man die Tätigkeitsbeschreibung zur Grundlage regelmäßiger, aus angekreuzten Kästchen bestehender Leistungsbeurteilungen machen.

Und wenn der Gärtner nüchtern ist und etwas dagegen hat, dass ein junger Spund ihm bei seiner Tätigkeit dazwischenfunkt, haben wir einen Vollzeit-Türklinkenpolierer im Personalbestand.

Das ist nach Tanias Angaben einer der vielen Wege, auf denen Aufgabenverteiler am Ende Bullshit-Jobs schaffen.

Komplizierte, vielgestaltige Bullshit-Jobs

Diese fünf Kategorien bieten keine erschöpfende Beschreibung, sondern man kann sich sicher noch weitere Typen vorstellen. So hörte ich unter anderem von dem

überzeugenden Vorschlag, eine Kategorie namens »imaginäre Freunde« zu schaffen – Menschen, die angeblich dazu eingestellt werden, ein unmenschliches Unternehmensumfeld menschlicher zu gestalten, während sie in Wirklichkeit andere zwingen, komplizierte Spiegelfechtereien zu betreiben. Später wird noch von erzwungenen »Kreativitäts«- und »Achtsamkeits«-Seminaren sowie von den obligatorischen Wohltätigkeitsveranstaltungen die Rede sein. Die gesamte Berufslaufbahn mancher Arbeitskräfte basiert darauf, dass sie Kostüme tragen oder anderweitig törichte Spiele planen, um in einem Unternehmensumfeld, wo jeder vermutlich glücklicher wäre, wenn er einfach in Ruhe gelassen wird, harmonische Verhältnisse herzustellen. Solche Menschen könnte man als eine Art Kästchenankreuzer betrachten, man kann in ihnen aber auch ein eigenständiges Phänomen sehen.

Wie man an den genannten Beispielen erkennt, ist manchmal völlig klar, dass es sich bei einer Tätigkeit um Bullshit handelt, aber gleichzeitig lässt sich nur schwer genau feststellen, zu welcher der fünf Kategorien sie gehört. Oft erscheint es so, als enthielte sie Elemente mehrerer Gruppen. Ein Kästchenankreuzer kann auch ein Lakai sein, und am Ende, wenn die internen Regeln des Unternehmens sich ändern, wird er ausschließlich zum Lakaien; ein Lakai kann aber auch ein Teilzeit-Flickschuster sein oder zu einem Vollzeit-Flickschuster werden, wenn ein Problem auftaucht und der Chef sich entschließt, es nicht zu beheben, weil er es für einfacher

hält, einen seiner untätigen Günstlinge zu beauftragen, damit dieser sich um die Auswirkungen kümmert.

Betrachten wir noch einmal die Dekanin Chloe, die nicht zur Verwaltung gehört. In gewisser Weise ist auch sie ein Lakai, denn ihre Stelle wurde auf höherer Ebene vorwiegend aus symbolischen Gründen geschaffen. Gegenüber ihren eigenen Untergebenen war sie aber auch eine Aufgabenverteilerin. Da sie und ihre Untergebenen nicht viel zu tun hatten, verwendete sie einen Teil ihrer Zeit für die Suche nach Problemen, die man durch Flickschusterei beheben konnte, bis sie schließlich erkannte, dass ihre Tätigkeit auch dann zum größten Teil nur eine Übung im Kästchenankreuzen wäre, wenn sie irgendeine Form von Macht hätte.

Eine der Zuschriften, die mich erreichten, stammte von einem Mann, dessen Arbeitgeber, eine Telefonwerbungsfirma, einen Vertrag mit einem großen IT-Unternehmen hatte. (Sagen wir einmal, es war Apple. Ob es wirklich Apple war, weiß ich nicht – den Namen der Firma hat er nicht genannt.) Seine Aufgabe bestand darin, bei Firmen anzurufen und sie zu überreden, eine Besprechung mit einem Apple-Verkaufsvertreter zu buchen. Dabei stellte sich nur das Problem, dass alle angerufenen Firmen bereits in Kontakt einem Apple-Vertreter standen, der häufig sogar in demselben Büro arbeitete. Außerdem waren sie sich dessen auch völlig bewusst.

> **Jim:** Ich habe meine Manager häufig gefragt, wie ich zukünftige Kunden von dem Wert einer Besprechung mit einem Vertreter unseres Technologie-Großkunden überzeugen soll, wenn sich in ihren Räumlichkeiten

> bereits ein Vertreter desselben Technologiekonzerns befindet. Manche waren daraufhin ebenso ratlos wie ich, aber die leistungsfähigsten Manager erklärten mir geduldig, mein Anliegen gehe an der Sache vorbei: Ein Anruf zur Terminvereinbarung sei ein Austausch gesellschaftlicher Nettigkeiten.
> Die zukünftigen Kunden vereinbaren eine Besprechung nicht, weil sie glauben, ich könne ihnen bei der Lösung eines geschäftlichen Problems helfen; sie treffen die Verabredung, weil sie fürchten, es wäre unhöflich, etwas anderes zu tun.

Das ist so sinnlos, wie man es sich nur vorstellen kann, aber wie soll man es eigentlich einordnen? Als Telefonverkäufer ist Jim sicher ein Schläger. Aber er ist ein Schläger, der ausschließlich den Zweck hat, Menschen zum Ankreuzen von Kästchen zu verleiten.

Eine andere zweideutige, vielgestaltige Kategorie sind die »Blitzableiter«. In ihnen kann man eine Mischung aus Lakaien und Flickschustern sehen, sie haben aber auch einige eigene, einzigartige Merkmale. Blitzableiter sind Angestellte, die an vorderster Front oftmals berechtigte Beschwerden entgegennehmen, diese Rolle aber gerade deshalb spielen, weil sie keinerlei Befugnis haben, irgendetwas daran zu ändern.

Der Blitzableiter ist natürlich in jeder Bürokratie eine vertraute Funktion. Der Mann, der sich dafür entschuldigen musste, dass der Handwerker nicht kam, war eine Art Blitzableiter, aber als solcher hatte er eine ungewöhnlich gemütliche Stellung, denn er musste eigentlich nur mit Universitätsprofessoren und

Verwaltungsbeamten sprechen, die aller Wahrscheinlichkeit nach nicht schrien, auf den Tisch schlugen oder offenkundig verärgert waren. In anderen Umfeldern kann die Funktion des Blitzableiters wahrhaft gefährlich sein. Als ich 2008 nach Großbritannien kam, gehörte es zu den ersten Dingen, die mir auffielen, dass an öffentlichen Orten überall Bekanntmachungen hingen, in denen die Bürger daran erinnert wurden, dass sie untergeordnete Beamte nicht körperlich angreifen durften. (Mir kam es so vor, als müsse man das nicht ausdrücklich betonen. Aber offensichtlich ist es ein Problem.)

Manche Blitzableiter sind sich vollkommen bewusst, wozu sie da sind; so war es mit Nathaniel, der sich an einem College in Kanada bei einem Werkstudentenprogramm einschrieb. Er wurde in die Registratur gesetzt und musste Leute anrufen, um ihnen zu sagen, dass sie irgendein Formular nicht richtig ausgefüllt hätten und es noch einmal einreichen müssten. (»Da alle Beschäftigten an der vordersten Front Studierende waren, wurden dem Grad der Verärgerung, den jemand erreichen konnte, gewisse Grenzen gesetzt. Wenn jemand sich aufregte, sagte man als Erstes: ›Tut mir leid, Mensch, ich weiß, dass es Bullshit ist. Ich bin doch auch Student.‹«) Andere Blitzableiter wirken rührend arglos:

> **Tim:** Ich arbeite im Sommer im Wohnheim eines College. Diesen Job mache ich seit drei Jahren, aber bisher ist mir vollkommen unklar, was eigentlich meine Aufgaben sind. Es scheint, als bestünde meine Tätigkeit vor allem darin, physisch den Platz an der Rezeption zu besetzen. Das tue ich während ungefähr 70 Prozent meiner Zeit. Während

ich damit beschäftigt bin, steht es mir frei, »meine eigenen Projekte zu verfolgen«; das interpretiere ich so, dass ich herumsitze und aus den Gummibändern, die ich in den Schränken finde, kleine Bälle mache. Wenn ich nicht damit beschäftigt bin, überprüfe ich vielleicht das E-Mail-Konto des Büros (da ich eigentlich keine Ausbildung oder administrative Befugnis habe, kann ich natürlich nichts anderes tun, als die E-Mails an meinen Chef weiterzuleiten), oder ich trage Pakete von der Tür, wo sie abgegeben werden, in den Paketraum, nehme Telefongespräche an (auch hier weiß ich nichts und kann kaum einmal eine Frage zur Zufriedenheit des Anrufers beantworten), finde Ketchuppäckchen von 2005 in den Schreibtischschubladen oder rufe die Haustechnik an und berichte, dass ein Bewohner drei Gabeln in den Küchenabfallzerkleinerer geworfen hat, und jetzt spuckt der Abfluss verfaultes Essen aus.
Außerdem schreien mich oftmals Leute wegen Dingen an, für die ich eindeutig nichts kann, zum Beispiel weil sie drei Gabeln in den Küchenabfallzerkleinerer geworfen haben, oder weil in der Nähe Bauarbeiten stattfinden, oder weil sie ihre fällige Miete nicht bezahlt haben und es mir verboten ist, 1400 Dollar in bar anzunehmen, und mein Chef arbeitet am Wochenende nicht; oder weil kein Fernsehgerät zur Verfügung steht, auf dem sie sich *Der Bachelor* ansehen können. Ich nehme an, das Geschrei ist für sie eine Art Läuterung, denn ich bin 19 Jahre alt und ganz offensichtlich erbärmlich machtlos.
Für solche Tätigkeiten bekomme ich 14 Dollar die Stunde.

Bei oberflächlicher Betrachtung mag es so aussehen, als sei Tim nur ein Lakai wie die überflüssige Rezeptionistin in dem niederländischen Verlag. Es würde einfach nicht gut aussehen, wenn dort überhaupt niemand säße. In Wirklichkeit scheint es aber anders zu sein. Wenn Tim seinen Arbeitgebern einen echten Dienst leistet, dann gerade weil er jemand ist, bei dem die verärgerten Studierenden ihren Dampf ablassen können. Warum sonst würden sie ihn nach drei Jahren immer noch so vollkommen im Dunkeln lassen? Dass ich zögere, den Blitzableiter zu einer Kategorie von Bullshit-Jobs zu erklären, liegt gerade daran, dass es sich um eine echte Dienstleistung handelt. Tim schafft keinen Ausgleich für eine strukturelle Schwäche wie der Mann, der sich immer nur dafür entschuldigen muss, dass der Handwerker nicht kommt, sondern er ist aus einem anderen Grund da. Wenn irgendwo eine große Zahl von Teenagern versammelt ist, werden immer einige wegen nebensächlicher Dinge Temperamentsausbrüche bekommen, und Tims Arbeitgeber zieht es vor, wenn die Wut sich nicht gegen ihn selbst richtet. Mit anderen Worten: Tim hat einen Scheißjob, aber ob es sich um einen Bullshit-Job handelt, ist nicht vollkommen klar.

Ein paar Worte über Bullshit-Jobs zweiter Ordnung

Zu einer letzten zweideutigen Kategorie gehören Tätigkeiten, die an und für sich keineswegs sinnlos sind, aber letztlich sinnlos werden, weil sie zur Unterstützung

eines sinnlosen Projekts dienen. Ein naheliegendes Beispiel sind die Reinigungskräfte, Sicherheits- und Instandhaltungsdienste sowie andere unterstützende Arbeitskräfte in einem Bullshit-Unternehmen. Ein Beispiel ist Kurts Firma: Sie erledigt den erforderlichen Papierkrieg, wenn deutsche Soldaten ihre Computer über den Flur tragen müssen. Oder auch Nouris Firma: Sie macht Werbung für einen Algorithmus, der nicht funktioniert. Oder hundert beliebige andere Pseudo-Telefonwerbungs- oder Compliance-Unternehmen. In all diesen Firmen muss irgendjemand die Zimmerpflanzen gießen. Irgendjemand muss die Toiletten reinigen und sich um die Schädlingsbekämpfung kümmern. Zwar sind die meisten derartigen Firmen in großen Bürogebäuden ansässig, die eine ganze Reihe unterschiedlicher Unternehmen beherbergen – wodurch es unwahrscheinlich ist, dass eine Reinigungskraft, ein Elektriker oder ein Schädlingsbekämpfer seine Dienstleistungen ausschließlich für diejenigen erbringt, die ihrer eigenen Einschätzung zufolge mit nutzlosen Tätigkeiten beschäftigt sind; aber wenn man den Anteil von Reinigungs- oder Elektrikerarbeiten messen wollte, der letztlich zur Unterstützung von Bullshit dient, würde man zu einer sehr hohen Zahl gelangen. (Wenn die YouGov-Umfrage zutrifft, müsste man von 37 Prozent ausgehen.)[27]

Wenn 37 Prozent aller Tätigkeiten tatsächlich Bullshit sind, und wenn 37 Prozent der restlichen 63 Prozent dazu dienen, Bullshit zu unterstützen, fallen 50 Prozent aller Arbeiten im weitesten Sinne des Wortes in den Bullshit-Sektor.[28] Nimmt man dann noch die Bullshitisierung

nützlicher Berufe hinzu (bei Bürotätigkeiten mindestens 50 Prozent, in anderen Bereichen vermutlich weniger), und auch die verschiedenen Berufe, die es im Wesentlichen nur gibt, weil alle zu hart arbeiten (Hundewäscher, 24-Stunden-Pizzadienste, um nur einige zu nennen), gelangt man vermutlich tatsächlich zu einer *realen* Arbeitswoche von 15 Stunden – oder auch nur von zwölf –, ohne dass es irgendjemandem allzu sehr auffällt.

Eine letzte Anmerkung und eine kurze Rückkehr zu der Frage: Ist es möglich, dass jemand einen Bullshit-Job hat und es nicht weiß?

Die Vorstellung von Bullshit-Jobs zweiter Ordnung wirft noch einmal die Frage auf, inwieweit Bullshit-Jobs nur eine Frage der subjektiven Beurteilung sind und in welchem Umfang sie objektive Realität darstellen. Nach meiner Überzeugung sind Bullshit-Jobs sehr real; wenn ich sage, wir könnten uns nur auf das Urteil der Arbeitskräfte verlassen, meine ich damit nur das, was wir als Beobachter darüber wissen können. Außerdem möchte ich noch einmal an etwas anderes erinnern: Ich halte es zwar für richtig, den einzelnen Berufstätigen über die Faktenfrage, ob seine Arbeit überhaupt etwas nützt, selbst entscheiden zu lassen, aber wenn es um die heiklere Frage geht, ob die fragliche Arbeit einen *Wert* hat, ist es nach meiner Überzeugung am besten, auf die gesammelten Meinungen derer zurückzugreifen, die in der jeweiligen Branche arbeiten.

Ansonsten könnten wir am Ende in eine recht unsinnige Lage kommen: Dann müssten wir sagen, dass von 30 Rechtsbeiständen, die in demselben Unternehmen arbeiten und die gleichen Aufgaben erfüllen, 29 einen Bullshit-Job haben, weil sie davon überzeugt sind, aber der eine Rechtgläubige, der anderer Meinung ist, hat keinen.

Solange man nicht die Haltung einnimmt, dass es außerhalb der individuellen Wahrnehmung überhaupt keine Realität gibt – was philosophisch problematisch ist –, kann man kaum die Möglichkeit leugnen, dass Menschen im Hinblick auf das, was sie tun, unrecht haben *können*. Im Zusammenhang dieses Buches ist das kein großes Problem, denn wie ich bereits gesagt habe, interessiere ich mich vorwiegend für das subjektive Element. Mir geht es weniger darum, eine Theorie der gesellschaftlichen Nützlichkeit oder des gesellschaftlichen Wertes zu formulieren, sondern ich möchte vielmehr die psychologischen, gesellschaftlichen und politischen Auswirkungen der Tatsache verstehen, dass so viele von uns in der geheimen Überzeugung arbeiten, ihre Tätigkeit habe weder eine gesellschaftliche Nützlichkeit noch einen gesellschaftlichen Wert.

Außerdem gehe ich auch davon aus, dass die Menschen *in der Regel* nicht unrecht haben; wenn man also wirklich abgrenzen will, welche Bereiche der Wirtschaft real und welche Bullshit sind, geht man am besten der Frage nach, in welchen Sektoren die Mehrzahl der Arbeitskräfte ihre Tätigkeiten für sinnlos hält und in welchen Bereichen die Mehrzahl nicht dieser Ansicht ist. Darüber hinaus würde man sich darum bemühen, die unausgesprochene Theorie

des gesellschaftlichen Wertes ans Licht zu bringen, die sie zu dieser Schlussfolgerung veranlasst hat. Angenommen, jemand sagt: »Meine Tätigkeit ist vollkommen sinnlos« – welche unausgesprochenen Kriterien legt er an? Manche haben wie der Spezialeffekt-Künstler Tom gründlich über das Thema nachgedacht und können es uns einfach sagen. In anderen Fällen sind die Berufstätigen nicht in der Lage, eine Theorie zu artikulieren, aber man kann davon ausgehen, dass es eine solche Theorie geben muss, und sei es auch nur auf einer vollkommen unbewussten Ebene; also muss man die Theorie herauskitzeln, indem man untersucht, welcher Sprache sich die Menschen bedienen und wie ihre Bauchreaktionen auf die Arbeit aussehen.

Für mich ist das eigentlich kein Problem. Ich bin Anthropologe. Die unausgesprochene Theorie herauszukitzeln, die hinter den alltäglichen Aktionen und Reaktionen der Menschen steckt, ist genau das, wozu Anthropologen ausgebildet sind. Eine Schwierigkeit besteht allerdings darin, dass die Theorien der Menschen nicht alle gleich sind. So bin ich beispielsweise während meiner Recherchen darauf aufmerksam geworden, dass viele Mitarbeitende aus dem Bankensektor insgeheim überzeugt sind, die Tätigkeit von Banken sei zu 99 Prozent Bullshit und für die Menschheit in keiner Weise nützlich. Ich kann nur davon ausgehen, dass andere, die in der gleichen Branche arbeiten, dieser Einschätzung nicht zustimmen. Gibt es dabei eine Gesetzmäßigkeit? Schwankt die Einstellung mit dem Rang in der Hierarchie? Glauben Inhaber höhergestellter Posten eher an den gesellschaftlichen Nutzen des Bankwesens? Oder stimmen

viele von ihnen insgeheim zu, dass ihre Arbeit keinen gesellschaftlichen Wert hat, aber es macht ihnen nichts aus? Vielleicht genießen sie sogar das Wissen, dass ihre Arbeit der Öffentlichkeit nicht nützt, und halten sich selbst in irgendeinem romantischen Sinn für Piraten oder Pseudokünstler? Das festzustellen, ist unmöglich (die Aussage von Jeffrey Sachs im vorangegangenen Kapitel legt allerdings zumindest die Vermutung nahe, dass vielleicht viele, die an der Spitze stehen, es ganz einfach für ihr Recht halten, alles zu nehmen, was sie bekommen können).

Auf ein wirkliches Problem stößt mein Ansatz, wenn man es mit Berufen zu tun hat, die jeder andere regelmäßig als Musterbeispiele für Bullshit-Jobs bezeichnet, während die Berufstätigen selbst offensichtlich nicht dieser Ansicht sind. Auch in dieser Hinsicht gibt es keine detaillierten, vergleichenden Umfragen, aber in meinen eigenen Daten sind mir einige interessante Gesetzmäßigkeiten aufgefallen. Ich hörte es nur vereinzelt von Anwälten (allerdings von zahlreichen Rechtsberatern), nur von zwei PR-Agenten und von keinem einzigen Lobbyisten. Müssen wir daraus den Schluss ziehen, dass es sich dabei im Wesentlichen nicht um Bullshit-Berufe handelt? Nicht unbedingt. Für ihr Schweigen gibt es auch eine Reihe anderer Erklärungsmöglichkeiten. So sind beispielsweise vielleicht weniger von ihnen auf Twitter aktiv, oder vielleicht neigen diejenigen, die es sind, stärker zum Lügen.

Schließlich möchte ich eine letzte Anmerkung hinzufügen: Es gab nur eine Gruppe von Menschen, die

nicht nur abstritten, dass ihre Tätigkeiten sinnlos seien, sondern dem Gedanken, dass unsere Wirtschaft von Bullshit-Jobs durchsetzt ist, sogar regelrecht feindselig gegenüberstanden. Das waren – man hätte es sich denken können – Unternehmenseigentümer und andere, die für Einstellungen und Entlassungen verantwortlich waren. (Tania scheint in dieser Hinsicht eine Ausnahme zu sein.) Tatsächlich erhalte ich schon seit Jahren regelmäßig unaufgefordert Nachrichten von empörten Unternehmern und Managern, die mir erklären, schon meine Prämisse sei falsch. Niemand, so behaupten sie, würde Firmengeld für einen Angestellten ausgeben, der nicht gebraucht wird. Solche Zuschriften enthalten nur in seltenen Fällen besonders hoch entwickelte Argumente. Meist bedienen sie sich des üblichen Zirkelschlusses: Da in einer Marktwirtschaft nichts von den in diesem Kapitel beschriebenen Dingen tatsächlich geschehen sein kann, sei es auch nicht geschehen, und deshalb müssten alle Menschen, die ihre eigenen Tätigkeiten für wertlos halten, verblendet oder Wichtigtuer sein, oder sie verstünden einfach ihre wahre Funktion nicht, die aber von höherer Stelle aus leicht zu erkennen sei.

Man könnte geneigt sein, aus solchen Antworten den Schluss zu ziehen, dass es mindestens eine Gruppe von Personen gibt, denen ehrlich nicht klar ist, dass es sich bei ihrer Tätigkeit um Bullshit handelt. Nun ist natürlich die Tätigkeit von Vorstandsvorsitzenden eigentlich kein Bullshit. Ihr Handeln hat in der Welt durchaus eine Wirkung – zum Besseren oder zum Schlechteren. Sie sind nur blind für den vielen Bullshit, den sie schaffen.

KAPITEL 3

Warum bezeichnen sich die Inhaber von Bullshit-Jobs regelmäßig selbst als unglücklich? (Seelische Gewalt, Teil 1)

Arbeitsplätze sind faschistisch. Sie sind ein Kult,
der dein Leben auffressen soll. Chefs horten
deine Minuten so eifersüchtig wie Drachen das Gold.

– Nouri

In diesem Kapitel beginne ich mit der Untersuchung einiger moralischer und psychologischer Effekte, die sich ergeben, wenn man in einem Bullshit-Job feststeckt.

Insbesondere möchte ich eine naheliegende Frage stellen: Warum ist das überhaupt ein Problem? Oder, um es genauer zu formulieren: Warum führt eine sinnlose Tätigkeit so regelmäßig dazu, dass Menschen sich elend fühlen? Genau genommen, liegt es nicht auf der Hand, dass es so sein muss. Immerhin werden alle diese Menschen dafür bezahlt – und zwar vielfach gut bezahlt –, dass sie nichts tun. Man könnte sich vorstellen, dass diejenigen, die

für das Nichtstun bezahlt werden, sich für besonders glücklich halten, insbesondere wenn man sie mehr oder weniger sich selbst überlässt. Tatsächlich hörte ich hier und da Aussagen von Menschen, die nach eigenen Angaben ihr Glück, in einer solchen Stellung gelandet zu sein, gar nicht fassen konnten; bemerkenswert dabei ist aber, wie wenige das sind.[1] Viele schienen sogar verblüfft über ihre eigene Reaktion zu sein und konnten nicht verstehen, warum sie sich in ihrer Situation so wertlos oder bedrückt fühlten. Und die Tatsache, dass es für ihre Gefühle keine eindeutige Erklärung gab – keine Geschichte, die sie sich selbst darüber erzählen konnten, in welcher Lage sie waren und was daran falsch war –, trug häufig zu dem Elend bei. Ein Galeerensklave weiß wenigstens, dass er unterdrückt wird. Ein Büromitarbeiter, der siebeneinhalb Stunden am Tag für 18 Dollar pro Stunde so tun muss, als würde er etwas in einen Computer eingeben, oder ein junges Mitglied eines Beratungsteams, das für 50 000 Dollar im Jahr gezwungen ist, Woche für Woche genau das gleiche Seminar über Innovation und Kreativität abzuhalten, ist einfach nur verwirrt.

In einem früheren Buch über Schulden habe ich das Phänomen der »moralischen Verwirrung« geschildert. Es diente mir als Beispiel dafür, dass die meisten Menschen während der gesamten Menschheitsgeschichte offensichtlich übereinstimmend der Ansicht waren, dass die Rückzahlung von Schulden das Wesen der Moral darstellt und dass Geldverleiher böse sind. Der Aufschwung der Bullshit-Jobs ist zwar ein relativ neues Phänomen, sie schaffen aber nach meiner Überzeugung eine ähnliche

moralische Zwangslage. Einerseits sollen alle davon ausgehen, dass Menschen immer nach ihrem Vorteil streben werden, das heißt, sie befinden sich in einer Situation, in der sie mit dem geringsten möglichen Zeit- und Energieaufwand den größtmöglichen Nutzen erzielen können, und meist nehmen wir tatsächlich an, dass es so ist – insbesondere wenn wir abstrakt über solche Themen reden. (»Wir können armen Menschen nicht einfach Almosen geben! Dann haben sie keinen Anreiz mehr, sich Arbeit zu suchen!«) Andererseits scheinen aber unsere eigenen Erfahrungen und die der Menschen, die uns am nächsten stehen, solchen Annahmen häufig in vielen Punkten zu widersprechen. Menschen handeln und reagieren auf Situationen fast nie genau so, wie unsere Theorien über das Wesen des Menschen es vorhersagen würden. Daraus kann man nur eine vernünftige Schlussfolgerung ziehen: Zumindest in gewissen entscheidenden Kernaussagen sind solche Theorien über das Wesen des Menschen schlicht und einfach falsch.

In diesem Kapitel möchte ich nicht nur die Frage stellen, warum Menschen so unglücklich sind, wenn sie eine Tätigkeit ausüben, die ihnen selbst sinnlos und ausgedacht erscheint, sondern ich möchte auch genauer darüber nachdenken, was wir aus diesem Unglück über das Wesen der Menschen und seine grundlegenden Charakterzüge lernen können.

Von dem jungen Mann, der offensichtlich einen Ruheposten erhielt und nicht in der

Lage war, mit der Situation umzugehen

Zu Beginn möchte ich eine Geschichte erzählen. Sie handelt von einem jungen Mann namens Eric. Seine ersten Erfahrungen mit der Arbeitswelt machte er auf einer Stelle, die sich absolut und sogar auf komische Weise als sinnlos erwies.

> **Eric:** Ich hatte viele, viele entsetzliche Jobs, aber nur ein einziger war zweifellos reiner, unverfälschter Bullshit: Meine erste »professionelle Stelle« nach dem Examen vor einem Dutzend Jahren. Ich war als Erster in meiner Familie zur Universität gegangen und deshalb, was den Zweck der Hochschulbildung anging, zutiefst naiv. Irgendwie rechnete ich damit, dass sie mir den Blick auf eine bisher nicht gekannte Gelegenheit eröffnen würde. Stattdessen bot sie Graduierten-Schulungsprogramme bei PricewaterhouseCoopers, KPMG und so weiter. Ich zog es vor, ein halbes Jahr von Arbeitslosenhilfe zu leben und mein Recht auf die Bibliotheksbenutzung zu nutzen, um französische und russische Romane zu lesen; aber dann bestellte mich das Arbeitsamt zu einem Gespräch ein, und das führte leider zu einem Job.
> Dieser Job bestand darin, dass ich für ein großes Designunternehmen als »Interface Administrator« arbeiten sollte. Das Interface war ein Contentmanagementsystem, also im Wesentlichen ein Intranet mit grafischer Benutzeroberfläche, das dazu dienen sollte, die Arbeit des Unternehmens zwischen den sieben Filialen in ganz Großbritannien aufzuteilen.

Eric bemerkte schon bald, dass man ihn nur wegen eines Kommunikationsproblems in der Firma eingestellt hatte. Mit anderen Worten: Er war ein Flickschuster. Das ganze Computersystem war nur deshalb notwendig, weil die Partner nicht in der Lage waren, zum Telefon zu greifen und sich untereinander abzustimmen.

> **Eric:** Das Unternehmen war eine Partnerschaft, und jede Filiale wurde von einem eigenen Partner geleitet. Alle hatten offensichtlich eine von drei Privatschulen und die gleiche Designakademie (das Royal College of Art) besucht. Sie waren unglaublich konkurrenzbewusst wie über 40-jährige Schuljungen, bemühten sich häufig, sich gegenseitig auszustechen und Aufträge an Land zu ziehen, und bei mehr als einer Gelegenheit sprachen Vertreter unterschiedlicher Filialen in der Firma des gleichen Kunden vor, um Arbeit zu bekommen; dazu mussten sie dann auf dem Parkplatz eines trostlosen Gewerbegebiets hastig ihre Angebote zusammenlegen. Das Interface sollte das Unternehmen über alle Filialen hinweg zu einem großen Gemeinschaftsprojekt machen und sicherstellen, dass so etwas (und unzählige andere Schnitzer) nicht wieder vorkamen. Ich hatte die Aufgabe, bei seiner Entwicklung zu helfen, es zu betreiben und es dem Personal schmackhaft zu machen.

Welches Problem sich dabei stellte, wurde schon bald deutlich. Eric war eigentlich kein Flickschuster, sondern ein Kästchenankreuzer: Ein Partner hatte auf dem Projekt bestanden, und statt mit ihm darüber zu diskutieren, hatten die anderen so getan, als seien sie seiner Meinung.

Und dann unternahmen sie alles, was in ihrer Macht stand, damit es nicht funktionierte.

> **Eric:** Mir hätte klar sein müssen, dass es sich um die Idee eines Partners handelte, die kein anderer wirklich umsetzen wollte. Warum sollten sie sonst zu diesem Zweck einen 21-jährigen examinierten Historiker ohne Computererfahrung einstellen? Sie hatten bei einer Bande absoluter Idioten die billigste Software gekauft, die sie finden konnten; sie war voller Bugs, stürzte häufig ab und sah aus wie ein Bildschirmschoner auf Windows 3.1. Das gesamte Personal litt unter Verfolgungswahn und glaubte, das Programm solle ihre Produktivität überwachen, ihre Tastenanschläge aufzeichnen oder Alarm schlagen, wenn sie über den Internetanschluss der Firma Pornofilme herunterluden; deshalb wollten sie nichts damit zu tun haben. Da ich über keinerlei Ausbildung in Programmierung oder Softwareentwicklung verfügte, konnte ich kaum etwas tun, um die Sache zu verbessern; also erhielt ich im Wesentlichen die Aufgabe, einen schlecht funktionierenden, unerwünschten Mist anzupreisen und zu verwalten. Nach wenigen Monaten erkannte ich, dass ich an den meisten Tagen kaum etwas zu tun hatte, außer ein paar Anfragen von verwirrten Designern zu beantworten, die wissen wollten, wie man eine Datei hochlädt, oder wie man im Adressbuch nach einer E-Mail-Adresse sucht. Die völlige Sinnlosigkeit dieser Situation führte schon bald zu unterschwelligen – und dann zunehmend auffälligen – Akten der Rebellion:

> Irgendwann bin ich morgens später gekommen und habe abends früher Feierabend gemacht. Die Firmenstrategie »ein Bier am Freitag zum Mittagessen« habe ich zu »mehrere Bier zu jedem Mittagessen« erweitert. Ich habe an meinem Schreibtisch Romane gelesen. Ich habe Mittagsspaziergänge unternommen, die drei Stunden dauerten. Ich konnte meine Fähigkeit, Französisch zu lesen, fast vervollkommnen, denn ich saß mit ausgezogenen Schuhen, einem Exemplar von *Le Monde* und einem Petit Robert herum. Ich versuchte zu kündigen, aber daraufhin bot mein Chef mir eine Gehaltserhöhung von 2 600 Pfund an, die ich widerwillig akzeptierte. Sie brauchten mich genau deshalb, weil ich nicht die Fähigkeit besaß, etwas umzusetzen, was sie nicht umsetzen wollten, und sie waren bereit, dafür zu bezahlen, dass ich blieb. (Hier könnte man vielleicht die 1844 erschienenen *Ökonomisch-philosophischen Manuskripte* von Karl Marx umschreiben: Um ihrer Angst vor Entfremdung von ihrer eigenen Arbeit vorzubeugen, mussten sie mich opfern, und das bis hin zu einer noch größeren Entfremdung von meinem menschlichen Wachstumspotenzial.)

Im Laufe der Zeit wurde Erics Verweigerungshaltung immer krasser. Er hoffte darauf, irgendetwas tun zu können, was ein Anlass wäre, ihn zu entlassen. Irgendwann kam er betrunken zur Arbeit und ließ sich »auf Geschäftsreisen« für nicht existierende Besprechungen bezahlen.

Eric: Ein Kollege aus der Filiale in Edinburgh, dem ich mein Leid geklagt hatte, als ich bei der Jahrestagung betrunken war, organisierte irgendwann Scheinbesprechungen mit mir, darunter eine auf einem Golfplatz in der Nähe von Edinburgh, wo ich in geliehenen, zwei Nummern zu großen Golfschuhen auf den Rasen einhackte. Nachdem ich damit davongekommen war, organisierte ich fiktive Besprechungen mit Leuten im Londoner Büro. Die Firma brachte mich in einem nikotingeschwängerten Zimmer im St. Athans Hotel in Bloomsbury unter, und ich traf mich mit Londoner Freunden, um nach alter Väter Sitte den ganzen Tag in den Pubs von Soho zu trinken, was sich oft zum nächtlichen Trinken in Shoreditch ausweitete. Mehr als einmal kehrte ich am folgenden Montag mit dem Arbeitshemd vom letzten Mittwoch in mein Büro zurück. Das Rasieren hatte ich schon lange aufgegeben, und meine Haare sahen damals aus, als hätte ich sie einem Led-Zeppelin-Roadie geklaut. Ich versuchte noch zweimal zu kündigen, aber beide Male bot mein Chef mir mehr Geld an. Am Ende erhielt ich eine irre Summe für eine Tätigkeit, die vor allem darin bestand, zweimal am Tag das Telefon abzunehmen. Schließlich brach ich an einem Nachmittag im Spätsommer auf dem Bahnsteig der Temple Meads Station in Bristol zusammen. Ich hatte mir immer vorgenommen, einmal Bristol zu sehen, und so entschloss ich mich, das dortige Büro zu »besichtigen« und mir die »Nutzerakzeptanz« anzusehen. In Wirklichkeit warf ich mir bei einer anarchosyndikalistischen House-Party in St. Pauls drei

> Tage lang Ecstasy ein, und durch den dissoziativen Niedergang wurde mir klar, dass ich in einem Zustand der völligen Sinnlosigkeit lebte.

Nach heldenhaften Anstrengungen schaffte Eric es schließlich, dass er ersetzt wurde.

> **Eric:** Am Ende reagierte mein Chef auf den Druck und stellte einen jungen Mann mit einem frischen Examen in Informatik ein, weil er wissen wollte, ob sich die grafische Benutzeroberfläche verbessern ließ. Am ersten Arbeitstag des jungen Mannes schrieb ich ihm eine Liste mit Aufgaben, die zu erledigen waren – und dann verfasste ich sofort mein Kündigungsschreiben. Ich schob es meinem Chef unter der Tür durch, als er das nächste Mal in Urlaub war, und gab meinen letzten Gehaltsscheck telefonisch zurück, um die gesetzliche Kündigungsfrist einzuhalten. Noch in der gleichen Woche flog ich nach Marokko, wo ich in der Küstenstadt Essaouira sehr wenig tat. Nach meiner Rückkehr wohnte ich das nächste halbe Jahr in einem besetzten Haus und baute auf knapp eineinhalb Hektar Land mein eigenes Gemüse an. Ihren Artikel in *Strike!* las ich, als er das erste Mal erschien. Für manche wäre er vielleicht eine Erleuchtung gewesen, dass der Kapitalismus unnötige Tätigkeiten schafft, nur damit die Räder weiterlaufen, aber auf mich hatte er nicht diese Wirkung.

Bemerkenswert ist an dieser Geschichte, dass viele Erics Tätigkeit als Traumjob bezeichnen würden. Er bekam gutes Geld dafür, dass er nichts tat. Außerdem wurde er so gut

wie überhaupt nicht beaufsichtigt. Man zollte ihm Respekt, und er hatte jede Gelegenheit, das System auszunutzen. Und trotz alledem zerstörte es ihn nach und nach.

Warum?

In einem erheblichen Maße ist dies nach meiner Überzeugung eine Geschichte über gesellschaftliche Schichten. Eric war ein junger Mann aus der Arbeiterklasse – genauer gesagt, das Kind von Fabrikarbeitern; er kam frisch und voller Erwartungen aus dem College und wurde plötzlich mit einer aufrüttelnden Einführung in die »wirkliche Welt« konfrontiert. Die Wirklichkeit bestand in diesem Fall aus mehreren Aspekten: Erstens kann man darauf zählen, dass Manager im mittleren Alter einfach davon ausgehen, dass jeder weiße Mann über 20 zumindest ein wenig ein Computerfreak ist (selbst wenn er wie in diesem Fall keinerlei Computerschulung hatte), zweitens verschafften sie sogar jemandem wie Eric eine bequeme Stellung, wenn es ihren finanziellen Absichten diente, und drittens war sein Job nahezu buchstäblich genau das. Dass er in dem Unternehmen anwesend war, kam einem Schabernack, den einige Designer sich gegenseitig spielten, sehr nahe.

Und das war noch nicht alles. Was Eric wirklich in den Wahnsinn trieb, war die Tatsache, dass er schlicht keine Möglichkeit hatte, in seine Tätigkeit irgendeinen Zweck hineinzuinterpretieren. Er konnte sich nicht einmal selbst einreden, dass er sie ausführte, um seine Familie zu ernähren, denn die hatte er noch nicht. Er kam aus einem Milieu, in dem die meisten Menschen stolz darauf waren, Dinge herzustellen, instand zu halten oder zu reparieren,

oder zumindest waren sie der Ansicht, dass Menschen auf solche Dinge stolz sein *sollten*; deshalb war er davon ausgegangen, dass ein Studium und der Eintritt ins Berufsleben mit den gleichen Vorstellungen in größerem und sinnvollerem Maßstab verbunden sein müssten. Stattdessen wurde er am Ende genau für das eingestellt, was er *nicht* konnte. Er bemühte sich, einfach zu kündigen. Aber stattdessen bot man ihm immer mehr Geld an. Er versuchte, sich hinauswerfen zu lassen. Aber man warf ihn nicht hinaus. Er versuchte, sie mit der Nase darauf zu stoßen und sich selbst zu einer Parodie dessen zu machen, wofür man ihn hielt. Es hatte nicht die geringste Wirkung.

Wenn wir uns einen Eindruck davon verschaffen wollen, was hier wirklich abläuft, können wir uns einen zweiten examinierten Historiker vorstellen, den wir hier als Anti-Eric bezeichnen wollen, einen jungen Mann, der aus dem Angestelltenmilieu kommt und genau in die gleiche Situation gerät. In welcher Hinsicht könnte der Anti-Eric sich anders verhalten? Nun, mit großer Wahrscheinlichkeit hätte er die Scharade mitgespielt. Statt auf Pseudogeschäftsreisen eine Form der Selbstvernichtung zu praktizieren, hätte der Anti-Eric sie genutzt, um gesellschaftliches Kapital anzusammeln, Beziehungen, mit deren Hilfe er später in bessere Tätigkeiten wechseln kann. Er hätte die Tätigkeit als Sprungbrett genutzt, und dieses Vorhaben, beruflich weiterzukommen, hätte ihm einen gewissen Sinn vermittelt. Aber solche Einstellungen und Neigungen kommen nicht von selbst. Kinder aus der Mittelschicht lernen schon in jungen Jahren, so zu denken. Eric, der nicht entsprechend ausgebildet war, konnte sich

nicht dazu überwinden. Deshalb lebte er am Ende in einem besetzten Haus und züchtete Tomaten.[2]

Über das Erlebnis der Falschheit und Sinnlosigkeit, das den Kern der Bullshit-Jobs bildet, und für wie wichtig es heute gilt, der Jugend das Erlebnis der Falschheit und Sinnlosigkeit zu vermitteln

Auf einer tieferen Ebene fließt in Erics Geschichte fast alles zusammen, was die Inhaber von Bullshit-Jobs an ihrer Lage so unbefriedigend finden. Es ist nicht nur die Sinnlosigkeit – auch wenn sie sicher eine Rolle spielt. Es ist auch die Falschheit. Ich habe bereits erwähnt, welche Empörung Telefonverkäufer empfinden, wenn sie gezwungen sind, Menschen zu beschwatzen oder unter Druck zu setzen, damit sie etwas tun, was eigentlich gegen ihre Interessen ist. Das ist ein kompliziertes Gefühl. Eigentlich haben wir dafür nicht einmal einen Namen. Wenn wir von Betrug reden, denken wir an Trickbetrüger, die sich in unser Vertrauen schleichen; in ihnen kann man leicht romantische Gestalten sehen, Rebellen, die von ihrer Schlauheit leben und bewundernswert sind, weil sie eine gewisse Form der Meisterschaft erlangt haben. Deshalb geben sie in Hollywoodfilmen annehmbare Helden ab. Ein Vertrauenserschleicher kann seine Tätigkeit ohne Weiteres genießen. Ganz etwas anderes ist es aber, wenn man *gezwungen* ist, jemanden zu betrügen. In solchen Fällen kann man sich nur schwer des Gefühls erwehren, dass man

letztlich in der gleichen Situation ist wie die Person, die betrogen wird. Beide werden vom Arbeitgeber unter Druck gesetzt und manipuliert, nur kommt im Falle des Telefonverkäufers die Entwürdigung hinzu, dass er auch das Vertrauen von Menschen missbraucht, auf deren Seite er eigentlich stehen sollte.

Man könnte sich vorstellen, dass die meisten Bullshit-Jobs ganz andere Gefühle auslösen. Wenn der Arbeitnehmer jemanden betrügt, dann seinen Arbeitgeber, und das mit dessen völligem Einverständnis. Aber irgendwie ist genau das vielen Berichten zufolge an der Situation so beunruhigend. Man hat nicht einmal das zufriedenstellende Wissen, dass man jemanden über den Tisch zieht. Man lebt die eigene Lüge nicht. Meist lebt man auch nicht einmal die Lüge eines anderen. Die Tätigkeit ähnelt eher dem offen stehenden Hosenschlitz eines Vorgesetzten: Jeder kann ihn sehen, aber jeder weiß auch, dass man ihn besser nicht erwähnt.

Indes scheint dies das Gefühl der Nutzlosigkeit noch zu verstärken.

Vielleicht hätte der Anti-Eric tatsächlich einen Weg gefunden, um die Sinnlosigkeit herumzudrehen und sich selbst für einen Bestandteil des Witzes zu halten; wäre er ein echter Draufgänger, hätte er seine administrativen Fähigkeiten vielleicht dazu eingesetzt, um die Filiale mehr oder weniger zu übernehmen; aber selbst den Kindern der Reichen und Mächtigen fällt es häufig schwer, so etwas zuwege zu bringen. Einen Eindruck von der moralischen Verwirrung, die sich dabei oftmals einstellt, vermittelt die folgende Aussage:

Rufus: Ich habe die Stelle bekommen, weil mein Papa der Vizepräsident des Unternehmens war. Man übertrug mir die Aufgabe, Beschwerden zu bearbeiten. Da es sich (dem Namen nach) um ein biomedizinisches Unternehmen handelte, galten alle zurückgeschickten Produkte als biologisch gefährlich. Deshalb konnte ich lange ganz allein in einem Zimmer sitzen, ohne dass es eine Aufsicht gab, und praktisch ohne dass ich Arbeit hatte. Nach meinen Erinnerungen bestand die Tätigkeit vorwiegend darin, Minesweeper zu spielen oder mir Podcasts anzuhören.
Ich brütete stundenlang über Tabellen, verfolgte Veränderungen in Word-Dokumenten nach und so weiter, aber ich kann Ihnen garantieren, dass ich zu diesem Unternehmen *nichts* beigetragen habe. Im Büro trug ich in jeder Minute Kopfhörer. Den Menschen um mich herum und der »Arbeit«, die man mir zugewiesen hatte, schenkte ich die geringstmögliche Aufmerksamkeit.
Ich fand jede Minute, in der ich dort arbeitete, schrecklich. An den meisten Tagen machte ich früh Feierabend, legte eine Mittagspause von zwei bis drei Stunden ein, verbrachte Stunden »auf der Toilette« (wo ich hin und her ging) und nie sagte jemand ein Wort. Ich wurde für jede Minute bezahlt.
Wenn ich daran zurückdenke, war es eigentlich ein Traumjob.

Im Rückblick begreift Rufus, dass er es geradezu lächerlich gut getroffen hatte – eigentlich ist er selbst verblüfft, dass er die Tätigkeit damals so wenig mochte. Aber es kann ihm auch sicher nicht völlig entgangen sein, was seine Kollegen

von ihm hielten: Der Sohnemann des Chefs, der für das Faulenzen bezahlt wird, ist sich zu gut, um mit ihnen zu sprechen; die Vorgesetzten haben eindeutig die Anweisung »Hände weg«. Warme Gefühle konnten da kaum aufkommen.

Allerdings wirft diese Geschichte eine andere Frage auf: Wenn Rufus' Vater nicht damit rechnete, dass sein Sohn die Tätigkeit ausführte, warum bestand er dann darauf, dass der junge Mann sie aufnahm? Er hätte vermutlich ebenso leicht seinem Sohn eine Apanage aussetzen können, oder er hätte ihm eine Tätigkeit geben können, die tatsächlich getan werden musste; dann hätte er ihn in seine Pflichten eingeführt und mit geringem Aufwand dafür gesorgt, dass diese Aufgaben tatsächlich ausgeführt wurden. Stattdessen hatte er offensichtlich den Eindruck, es sei für Rufus wichtiger, sagen zu können, dass er einen Job hatte, statt tatsächlich Berufserfahrung zu erwerben.[3]

Das ist rätselhaft. Umso rätselhafter ist es, weil die Einstellung des Vaters anscheinend mittlerweile weitverbreitet ist. Es gab einmal eine Zeit, da erhielten die meisten Studierenden im College, deren Eltern es sich leisten konnten oder die sich für ein Stipendium qualifiziert hatten, einen monatlichen Geldbetrag. Es galt als gut, dass Geld im Leben eines jungen Mannes oder einer jungen Frau für einige Jahre lang nicht die wichtigste Motivation darstellte; auf diese Weise konnten die jungen Leute anderen Formen des Wertes nachgehen, beispielsweise Philosophie, Dichtung, Sport, sexuelle Experimenten, veränderte Bewusstseinszuständen, Politik oder Geschichte der abendländischen Kunst. Heute gilt es als wichtig, dass

sie arbeiten. Man hält es aber nicht für wichtig, dass sie eine nützliche Arbeit verrichten. Im Gegenteil: Wie Rufus und viele andere junge Leute berichten, erwartet man von ihnen kaum, dass sie überhaupt arbeiten, sondern sie sollen nur anwesend sein und so tun, als arbeiteten sie. Mehrere Studierende klagten in ihren Zuschriften genau über dieses Phänomen. Patrick beispielsweise macht sich Gedanken über seine Tätigkeit als gelegentlicher Verkaufsassistent in einem Lebensmittelladen der Studierendengewerkschaft.

> **Patrick:** Eigentlich brauchte ich den Job nicht (finanziell kam ich auch ohne ihn zurecht), aber nachdem meine Familie ein wenig Druck ausgeübt hatte, bewarb ich mich aus einem schrägen Gefühl heraus, ich müsse Berufserfahrung sammeln und mich auf alles vorbereiten, was nach der Universität vor mir lag. In Wirklichkeit zog der Job nur Zeit und Energie von anderen Tätigkeiten ab, denen ich nachgegangen war, beispielsweise Demonstrationen und Aktivismus oder das Lesen zum Vergnügen; deshalb, so glaube ich, hatte ich noch stärker etwas dagegen.
> Der Job war für den Lebensmittelladen der Studierendengewerkschaft etwas ziemlich Normales; er bestand darin, die Leute an der Ladenkasse zu bedienen (was leicht von einer Maschine hätte übernommen werden können), wobei in der Leistungsbeurteilung nach meiner Probezeit ausdrücklich gefordert wurde, ich solle »positiver und glücklicher sein, wenn ich die Kunden bediene«. Ich sollte also nicht nur eine Arbeit verrichten, die von einer Maschine ebenso effizient hätte erledigt

werden können, sondern ich sollte auch noch so tun, als mache mir dieser Zustand Spaß.
Es war gerade noch erträglich, wenn meine Schicht auf die Mittagszeit fiel, wenn wirklich viel zu tun war. Dann ging die Zeit relativ schnell vorüber. Aber am Sonntagnachmittag, wenn niemand zur Studierendengewerkschaft kam, war es einfach widerlich. Sie stellten sich vor, dass wir nicht einfach nichts tun konnten, selbst wenn der Laden leer war. Also konnten wir nicht einfach an der Kasse sitzen und Zeitschriften lesen, sondern der Manager dachte sich für uns vollkommen sinnlose Tätigkeiten aus. Wir mussten beispielsweise im Laden herumlaufen und überprüfen, ob alles auf dem neuesten Stand war (obwohl wir das aufgrund der Umsatzstatistik bereits wussten), oder wir sollten die Produkte auf den Regalen in noch makelloserer Anordnung aufreihen als zuvor.
Das Allerschlimmste an dem Job war, dass man so viel Zeit zum Überlegen hatte, weil die Arbeit keinerlei intellektuelle Anforderungen stellte. Also dachte ich häufig darüber nach, was meine Tätigkeit für ein Bullshit war, wie man sie einer Maschine übertragen konnte und wie ich den richtigen Kommunismus nicht mehr erwarten konnte. Ich stellte endlose Theorien über die Alternativen zu einem System auf, in dem Millionen von Menschen während ihres ganzen Lebens solche Tätigkeiten ausführen müssen, um zu überleben. Immer wieder musste ich darüber nachdenken, wie elend ich mich deshalb fühlte.

So weit kommt es natürlich, wenn man zum ersten Mal einen jungen Menschen zum College schickt, ihm damit die ganze Welt der gesellschaftlichen und politischen Möglichkeiten eröffnet, und ihm anschließend sagt, er solle das Denken einstellen und bereits saubere Regalbretter säubern. Eltern halten es heute für wichtig, dass ein junger Geist solche Erfahrungen macht. Aber was sollte Patrick eigentlich im Einzelnen daraus lernen?

Ein weiteres Beispiel:

> **Brendan:** Ich habe eine Ausbildung als Geschichtslehrer und arbeite an einem kleinen College in Massachusetts. Kürzlich habe ich mit einer Tätigkeit im Speisesaal begonnen.
>
> An meinem ersten Tag hat mir ein Kollege gesagt: »Der Job besteht zur Hälfte daraus, die Dinge sauber *aussehen* zu lassen, und die andere Hälfte besteht darin, beschäftigt zu wirken.«
>
> Während der ersten paar Monate musste ich das Hinterzimmer »überwachen«. Ich reinigte die Buffettheke, füllte Desserts nach und wischte über die Tische, wenn die Leute gegangen waren. Es ist kein großer Raum, deshalb konnte ich meistens alle Aufgaben in fünf Minuten statt einer halben Stunde erledigen. Am Ende konnte ich noch viel für meinen Unterricht lesen. Aber manchmal hatte einer der weniger verständnisvollen Vorgesetzten Dienst. In solchen Fällen musste ich immer einen Augenwinkel offen halten und dafür sorgen, dass sie mich beschäftigt vorfanden. Ich habe keine Ahnung, warum die Stellenbeschreibung nicht einfach zugeben konnte, dass ich nicht viel zu tun haben

> würde. Hätte ich nicht so viel Zeit und Energie darauf verwenden müssen, beschäftigt auszusehen, ich hätte sowohl meine Lektüre als auch das Reinigen der Tische viel schneller und effizienter erledigen können.

Aber um Effizienz geht es natürlich nicht. Wenn wir Schülern eine effiziente Arbeitsweise beibringen wollen, ist es am besten, sie einfach ihren Studien zu überlassen. Schularbeiten sind in jeder Hinsicht richtige Arbeit, nur wird man nicht dafür bezahlt (wer allerdings ein Stipendium oder einen Zuschuss von den Eltern bekommt, wird auch dafür bezahlt). Wie nahezu alle anderen Tätigkeiten, mit denen Patrick oder Brendan sich hätten beschäftigen können, wenn sie nicht verpflichtet gewesen wären, »echte« Berufe anzunehmen, ist auch ihre Unterrichtstätigkeit »echter« als die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, die ihnen aufgezwungen wurden. Schularbeit hat einen Inhalt und eine Realität. Man muss am Unterricht teilnehmen, lesen, Übungen oder Aufsätze schreiben und wird nach den Ergebnissen beurteilt. Unter praktischen Gesichtspunkten halten die Autoritäten – Eltern, Lehrer, Regierungen, Behörden – die Schularbeit gerade deshalb für unzulänglich. Sie alle glauben, man müsse den Schülern auch etwas über die wahre Welt beibringen. Schularbeit ist *zu* ergebnisorientiert. Man kann lernen, wie man will, solange man die Klassenarbeit besteht. Ein erfolgreicher Schüler muss Selbstdisziplin lernen, aber das ist nicht das Gleiche, als wenn man lernt, auf Befehl tätig zu werden. Das Gleiche gilt natürlich auch für die meisten anderen Projekte und Aktivitäten, mit denen Schüler sich

beschäftigen: ob sie für eine Schulaufführung proben, in einer Band spielen, politisch aktiv sind, Kekse backen oder Marihuana anbauen, um es an die Mitschüler zu verkaufen. Das alles ist vielleicht eine angemessene Ausbildung für eine Gesellschaft aus beruflich selbstständigen Erwachsenen oder auch für eine Gesellschaft, die vorwiegend aus den freien Berufen (Ärzte, Anwälte, Architekten und so weiter) besteht, die Universitäten früher einmal hervorbringen sollten. Es könnte sogar angemessen sein, junge Menschen für die demokratisch organisierten Kollektive auszubilden, die der Gegenstand von Patricks Träumereien über den Kommunismus waren. Aber wie Brendan deutlich macht, ist es keine Vorbereitung auf die Tätigkeit an einem heute zunehmend bullshitisierten Arbeitsplatz:

> **Brendan:** In vielen solchen Studentenjobs muss man irgendeine Bullshit-Tätigkeit ausführen, beispielsweise IDs einscannen, leere Räume überwachen oder bereits saubere Tische reinigen. Das findet jeder toll, weil wir Geld bekommen, während wir studieren, aber ansonsten gibt es absolut keinen Grund, nicht den Studierenden das Geld zu geben und die Arbeit zu automatisieren oder abzuschaffen.
>
> Ich weiß nicht genau, wie das Ganze funktioniert, aber eine Menge derartiger Arbeiten werden vom Staat finanziert und an unsere Studiendarlehen gekoppelt. Es ist Teil eines ganzen staatlichen Systems, mit dem man Studierenden eine Menge Schulden aufbürden will – womit man sie zwingt, in Zukunft eine Arbeit aufzunehmen, denn Studiendarlehen loszuwerden, ist

> schwierig –, und begleitet sind sie von einem Bullshit-Bildungsprogramm, das dazu dienen soll, uns für unsere zukünftigen Bullshit-Jobs auszubilden und vorzubereiten.

Brendan sagt da etwas Wichtiges, und ich werde in späteren Kapiteln auf seine Analyse zurückkommen. Hier möchte ich mich aber auf die Frage konzentrieren, was Studierende, die zu solchen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen gezwungen werden, daraus lernen – welche Lektionen erlernen sie hier, aber nicht in traditionelleren Studententätigkeiten und Vorhaben wie dem Büffeln für Klausuren, der Planung von Partys und so weiter? Selbst wenn wir nur von Brendans und Patricks Berichten ausgehen (und ich könnte leicht viele weitere nennen), können wir nach meiner Überzeugung den Schluss ziehen, dass Studierende bei solchen Jobs mindestens fünf Dinge lernen:

1. wie man unter der unmittelbaren Aufsicht von anderen arbeitet;
2. wie man so tut, als würde man arbeiten, obwohl es nichts zu tun gibt;
3. dass man nicht dafür bezahlt wird, Dinge zu tun, die tatsächlich Spaß machen, wie nützlich oder wichtig sie auch sein mögen;
4. dass man Geld dafür bekommt, dass man Dinge tut, an denen man keinen Spaß hat und die in keinster Weise nützlich oder wichtig sind; und
5. dass man zumindest bei Tätigkeiten, die mit Publikumsverkehr verbunden sind, so tun muss, als würde einem die Arbeit Spaß machen, obwohl man für

> die Ausführung von Aufgaben bezahlt wird, die keinen Spaß machen.

Das meinte Brendan mit den Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, mit denen Studierende auf ihre zukünftigen Bullshit-Jobs vorbereitet und dafür ausgebildet werden. Er hatte studiert, um an einer Highschool Geschichtslehrer zu werden – eine sinnvolle Tätigkeit, sicher, aber wie bei fast allen Lehrerstellen in den Vereinigten Staaten ist der Anteil der Stunden, in denen man in der Klasse unterrichtet oder den Unterricht vorbereitet, zurückgegangen; gleichzeitig ist die Gesamtzahl der Stunden, die man administrativen Tätigkeiten widmen muss, dramatisch gestiegen. Genau das ist Brendans Vermutung: Es ist kein Zufall, dass immer mehr Jobs, die einen Collegeabschluss erfordern, in Bullshit ertrinken, und dass deshalb immer mehr Druck auf die Studierenden an den Colleges ausgeübt wird, etwas über die »richtige Welt« zu lernen, indem sie einen immer geringeren Teil ihrer Zeit für selbst organisierte, zielgerichtete Tätigkeiten aufwenden; stattdessen sollen sie mehr Aufgaben übernehmen, die sie auf die geistloseren Aspekte ihrer zukünftigen Karriere vorbereiten.

Warum viele Grundannahmen über die Motivation von Menschen anscheinend falsch sind

Ich glaube, dass kein anderer Schauer den Menschen so zu Herzen gehen kann wie der,

die der Erfinder verspürt, wenn er sieht, wie eine Hervorbringung seines Gehirns ihren Erfolg entfaltet … Solche Emotionen lassen einen Menschen das Essen, das Schlafen, die Freunde, die Liebe, einfach alles vergessen.

– Nikola Tesla

Wenn die Argumentation aus dem vorangegangenen Abschnitt stimmt, könnte man vielleicht zu dem Schluss gelangen, Eric habe nur das Problem, dass er sich auf die Sinnlosigkeit des modernen Arbeitslebens nicht ausreichend vorbereitet hatte. Er hatte das alte Ausbildungssystem durchlaufen – von dem manche Spuren noch übrig sind –, und dieses System sollte die Studierenden darauf vorbereiten, tatsächlich Dinge zu *tun*. Das führte zu falschen Erwartungen und einem anfänglichen Schock der Desillusionierung, den er nicht überwinden konnte.

Mag sein. Aber ich glaube nicht, dass das schon alles ist. Die Sache geht noch viel tiefer. Eric war vielleicht ungewöhnlich schlecht darauf vorbereitet, die Sinnlosigkeit seiner ersten Tätigkeit zu ertragen, aber praktisch jeder hält eine solche Sinnlosigkeit für etwas, das man ertragen muss – obwohl wir alle aufgrund unserer Ausbildung auf diese oder jene Weise davon ausgehen, dass Menschen vollkommen entzückt darüber sein müssen, in seiner Situation zu sein und gutes Geld zu bekommen, ohne dafür arbeiten zu müssen.

Aber kehren wir zu unserem ursprünglichen Problem zurück. Zu Beginn sollten wir erst einmal fragen, warum

wir davon ausgehen, dass jemand, der fürs Nichtstun bezahlt wird, sich überhaupt für einen Glückspilz halten sollte. Aus welcher Theorie der menschlichen Natur lässt sich diese Aussage ableiten? Es ist naheliegend, sich dazu an die Wirtschaftstheorie zu halten, denn sie hat solche Gedanken zu einer Wissenschaft gemacht. Nach der klassischen Wirtschaftstheorie ist der Homo oeconomicus oder »wirtschaftliche Mensch« – das heißt, das Modell des Menschen, das die Grundlage für alle Vorhersagen des Fachgebiets bildet – vor allem durch die Berechnung von Kosten und Nutzen motiviert. Alle mathematischen Gleichungen, mit denen Wirtschaftswissenschaftler ihre Kunden oder die Öffentlichkeit blenden, stützen sich auf eine einfache Annahme. Danach entscheidet sich jeder, der sich selbst überlassen bleibt, für eine Handlungsweise, die eine möglichst große Menge des Gewünschten für einen möglichst geringen Aufwand von Ressourcen und Mühen beschafft. Nur weil diese Formel so einfach ist, werden die Gleichungen möglich. Würde man einräumen, dass Menschen in Wirklichkeit kompliziertere Motive haben, müsste man zu viele Faktoren in die Berechnung einbeziehen. Sie alle angemessen zu gewichten, wäre unmöglich, und man könnte keine Vorhersagen formulieren. Deshalb würde ein Wirtschaftswissenschaftler sagen: Natürlich weiß jeder, dass Menschen in Wirklichkeit keine egoistischen, berechnenden Maschinen sind, aber der Gegenstand der Wirtschaftswissenschaft ist die Annahme, dass man einen sehr großen Anteil dessen, was Menschen tun, und nur diesen Anteil damit erklären kann.

Das ist zunächst einmal eine vernünftige Annahme. Sie wirft nur das Problem auf, dass es im Leben der Menschen zahlreiche Bereiche gibt, in denen sie eindeutig nicht zutrifft – und manche davon liegen genau in dem Bereich, den wir als Wirtschaft bezeichnen. Wäre die »Minimax«-Annahme (Minimierung von Kosten und Maximierung von Nutzen) richtig, wären Menschen wie Eric über ihre Situation höchst erfreut. Er erhielt eine Menge Geld für einen praktisch nicht vorhandenen Aufwand von Ressourcen und Energie – im Wesentlichen waren es der Busfahrpreis sowie die Menge der Kalorien, die notwendig waren, im Büro herumzulaufen und ein paar Telefonanrufe entgegenzunehmen. Aber alle anderen Faktoren (soziale Schicht, Erwartungen, Persönlichkeit und so weiter) bestimmen nicht darüber, ob jemand in dieser Situation unglücklich ist – denn es sieht so aus, als wäre praktisch jeder in dieser Situation unglücklich. Sie bestimmen nur darüber, *wie* unglücklich jemand ist.

Die öffentliche Diskussion über Arbeit geht meist davon aus, dass das Modell der Wirtschaftswissenschaftler stimmt. Man muss die Menschen zum Arbeiten zwingen; wenn die Armen so viel Hilfe erhalten, dass sie nicht verhungern, muss dies auf eine möglichst demütigende, lästige Weise geschehen, denn sonst würden sie abhängig und hätten keinen Anreiz mehr, richtige Stellen zu finden. [4] Dahinter steht die Annahme, dass Menschen, denen man die Gelegenheit bietet, Parasiten zu sein, diese natürlich ergreifen.

In Wirklichkeit weisen nahezu alle verfügbaren Indizien darauf hin, dass dies nicht stimmt. Es wurmt die Menschen

sicher, wenn sie eine Arbeit ausführen müssen, die sie selbst für überfordernd oder erniedrigend halten; nur die wenigsten neigen dazu, in dem Tempo oder mit der Intensität zu arbeiten, mit der sie nach Ansicht der »wissenschaftlichen Manager« seit den 1920er Jahren arbeiten sollten. Außerdem haben Menschen eine besondere Abneigung dagegen, sich erniedrigen zu lassen. Überlässt man sie aber sich selbst, wurmt sie die Aussicht, nichts Nützliches zu tun zu haben, fast immer noch mehr.

Diese Aussage wird durch unzählige empirische Befunde gestützt. Um ein paar besonders augenfällige Beispiele zu nennen: Menschen aus der Arbeiterklasse, die im Lotto gewinnen und plötzlich zu Multimillionären werden, geben nur in seltenen Fällen ihren Beruf auf (und wenn sie es tun, geben sie schon wenig später in der Regel an, dass sie es bereuen).[5] Selbst in Gefängnissen, in denen die Häftlinge Kost und Unterbringung umsonst bekommen und nicht arbeiten müssen, dient es als Form der Bestrafung, wenn man ihnen das Recht verweigert, Hemden in der Gefängniswäscherei zu bügeln, die Toiletten im Fitnessstudio des Gefängnisses zu reinigen oder in der Gefängniswerkstatt Computer für Microsoft zu verpacken – und das gilt selbst dann, wenn die Arbeit nicht bezahlt wird oder wenn die Häftlinge auch Zugang zu anderen Einkommensquellen haben.[6] Man kann annehmen, dass die Menschen, mit denen wir es hier zu tun haben, zu den am wenigsten altruistischen Angehörigen der Gesellschaft gehören, und doch finden sie das Schicksal, den ganzen Tag über fernzusehen, viel schlimmer als noch die härtesten und am wenigsten lohnenden Formen von Arbeit.

Wie schon Dostojewski feststellte, ist es der erlösende Aspekt von Gefängnisarbeit, dass man sie zumindest für nützlich halten kann – selbst wenn sie für den Häftling selbst nicht nützlich ist.

Dies ist sogar einer der wenigen positiven Nebeneffekte eines Gefängnissystems: Es liefert uns Informationen über die Abläufe und darüber, wie Menschen sich bei extremen Entbehrungen verhalten. Daraus können wir grundlegende Wahrheiten darüber ableiten, was es bedeutet, ein Mensch zu sein. Um ein anderes Beispiel zu nennen: Heute wissen wir, dass sich bei Häftlingen, die mehr als sechs Monate lang in Einzelhaft gehalten werden, stets körperlich sichtbare Anzeichen für Gehirnschäden einstellen. Menschen sind nicht einfach nur soziale Tiere; sie sind so zutiefst sozial, dass sie körperlich verfallen, wenn sie von den Beziehungen zu anderen Menschen abgeschnitten werden.

Ich gehe davon aus, dass man das Experiment mit der Arbeit unter ähnlichen Gesichtspunkten betrachten kann. Menschen mögen für eine regelmäßige, von 9 bis 17 Uhr reichende Arbeitsdisziplin gemacht sein oder auch nicht – mir scheint es erhebliche Indizien dafür zu geben, dass sie es nicht sind –, aber selbst hartgesottene Verbrecher finden die Aussicht, einfach nur herumzusitzen und nichts zu tun, noch schlimmer.

Warum ist das so? Und wie tief sind solche Neigungen in der Psyche der Menschen verwurzelt? Es besteht Grund zu der Annahme, dass die Antwort lautet: wirklich sehr tief.

Schon 1901 entdeckte der deutsche Psychologe Karl Groos, dass Kleinkinder außerordentliches Glück erkennen lassen,

wenn sie zum ersten Mal herausfinden, dass sie in der Welt vorhersagbare Wirkungen erzielen können; dabei ist es mehr oder weniger belanglos, was das für Wirkungen sind oder ob man sie so interpretieren kann, dass sie für das Kind einen Nutzen haben. Angenommen sie entdecken, dass sie einen Bleistift bewegen können, indem sie ihre Arme nach dem Zufallsprinzip bewegen. Dann erkennen sie, dass sie den gleichen Effekt erzielen können, wenn sie das Bewegungsmuster wiederholen. In solchen Fällen folgt ein Ausdruck schierer Freude. Groos prägte dafür den Ausdruck »die Freude, die Ursache zu sein«; sie war nach seiner Vermutung die Grundlage des Spiels – darunter verstand er die Ausübung von Fähigkeiten einfach um ihrer Ausübung willen.

Aus dieser Entdeckung ergeben sich wichtige Folgerungen für unsere allgemeinen Kenntnisse über die Motivation von Menschen. Vor Groos neigten die meisten abendländischen Politikphilosophen – und nach ihnen auch Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler – zu der Annahme, dass Menschen sich einfach deshalb um Macht bemühen, weil sie ein inneres Bestreben nach Eroberung und Dominanz haben, oder aber weil sie von dem rein praktischen Wunsch geleitet sind, sich Zugang zu physischer Belohnung, Sicherheit oder Fortpflanzungserfolg zu verschaffen. Groos' Befunde – die seither über hundert Jahre lang durch experimentelle Indizien bestätigt wurden – legen die Vermutung nahe, dass vielleicht etwas viel Einfacheres hinter dem »Willen zur Macht« stand, wie der deutsche Philosoph Friedrich Nietzsche es im 19. Jahrhundert nannte. Wenn Kinder

irgendwann verstehen, dass sie existieren und eigenständige, von der Welt um sie herum getrennte Gebilde sind, dann vor allem deshalb, weil sie begreifen, dass »sie« das Gebilde sind, das etwas geschehen lässt – und der Beweis dafür ist die Tatsache, dass sie es auch ein zweites Mal geschehen lassen können.[7] Und was ebenfalls wichtig ist: Diese Erkenntnis ist von Anfang an durch eine Form des Vergnügens gekennzeichnet, die den grundlegenden Hintergrund für alle weiteren Erfahrungen der Menschen bildet.[8] Vielleicht ist es eine schwierige Vorstellung, dass unser Ichgefühl auf dem Handeln basiert, denn wenn wir uns wirklich in eine Tätigkeit vertiefen – insbesondere eine, von der wir wissen, dass wir sie gut beherrschen, sei es nun ein Wettlauf oder die Lösung komplizierter logischer Probleme –, vergessen wir häufig, dass wir existieren. Aber selbst wenn wir uns in unserer Tätigkeit verlieren, bleibt die »Freude, die Ursache zu sein«, die unausgesprochene Basis unseres Seins.

Groos selbst interessierte sich vor allem für die Frage, warum Menschen spielen und warum sie wegen der Ergebnisse eines Spiels so leidenschaftlich und aufgeregt werden, selbst wenn sie wissen, dass es außerhalb der Grenzen des Spiels selbst vollkommen gleichgültig ist, wer gewinnt oder verliert. Die Schaffung imaginärer Welten hielt er einfach für eine Erweiterung dieses Kernprinzips. Das könnte durchaus stimmen. Aber hier geht es uns leider weniger um die Auswirkungen für eine gesunde Entwicklung als vielmehr um die Frage, was die Folgen sind, wenn etwas entsetzlich schiefgeht. Tatsächlich hat sich in Experimenten auch etwas anderes gezeigt. Wenn

man einem Kind zunächst gestattet, die Freude darüber, dass es eine bestimmte Wirkung erzielen kann, zu entdecken und zu erleben, und sie ihm dann plötzlich verwehrt, stellen sich dramatische Folgen ein: zunächst Wut und die Weigerung, sich weiter zu beteiligen, dann eine Art krampfartige Vertiefung in sich selbst und der völlige Rückzug aus der Welt. Der Psychiater und Psychoanalytiker Francis Broucek (1932–2006) bezeichnete dies als »Trauma des verwehrten Einflusses« und äußerte die Vermutung, dass solche traumatischen Erlebnisse den Hintergrund vieler geistiger Gesundheitsstörungen im späteren Leben bilden.[9]

Wenn das stimmt, vermittelt es uns einen Eindruck davon, warum es so verheerende Auswirkungen hat, wenn man in einem Job gefangen ist, in dem man behandelt wird, als würde man einer nützlichen Beschäftigung nachgehen, obwohl man gleichzeitig genau weiß, dass die Beschäftigung alles andere als nützlich ist. Das ist nicht nur ein Angriff auf das Selbstwertgefühl eines Menschen, sondern auch eine direkte Attacke auf die Grundlagen des Gefühls, dass man überhaupt ein Ich *ist*. Ein Mensch, der in der Welt keine sinnvollen Wirkungen erzielen kann, hört auf zu existieren.

Exkurs: Eine kurze Geschichte der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und insbesondere der Vorstellung, man könne die Zeit anderer Menschen kaufen

Chef: Warum arbeiten Sie nicht?
Mitarbeiter: Es gibt nichts zu tun.
Chef: Nun ja, Sie sollten aber so tun, als ob Sie arbeiten.
Mitarbeiter: Da habe ich eine bessere Idee. Warum tun Sie nicht so, als würde ich arbeiten? Sie werden besser bezahlt als ich.

– Bill Hicks, Comedysketch

Auf der Grundlage seiner Theorie von »der Freude, die Ursache zu sein« entwickelte Groos eine Theorie des Spiels als Vorwand. Menschen, so erklärte er, erfinden Spiele und Ablenkungen genau aus dem gleichen Grund, aus dem der Säugling Freude an seiner Fähigkeit hat, einen Bleistift zu bewegen. Wir wollen unsere Macht als Selbstzweck ausüben. Die Tatsache, dass die Situation ausgedacht ist, lenkt davon nicht ab, sondern fügt sogar eine weitere Ebene der Erfindung hinzu. Das, so Groos – und hier griff er auf den romantischen deutschen Philosophen Friedrich Schiller (1759–1805) zurück –, ist eigentlich die ganze Freiheit. (Nach Schillers Ansicht war der Wunsch, Kunstwerke zu schaffen, schlicht eine Ausdrucksform des Dranges, zu spielen und damit ebenfalls die Freiheit um ihrer selbst willen auszuüben.[10]) Freiheit ist unsere Fähigkeit, uns Dinge nur deshalb auszudenken, weil wir dazu in der Lage sind.

Gleichzeitig ist aber der Illusionsaspekt der Arbeit genau das, was studentische Arbeitskräfte wie Patrick und Brendan am empörendsten finden – und tatsächlich ist dies praktisch für jeden, der schon einmal einen streng

überwachten bezahlten Beruf ausgeübt hat, der Aspekt, der einen am ehesten verrückt macht. Arbeit dient einem Zweck oder sollte es jedenfalls tun. Gezwungen zu sein, nur um der Arbeit willen so zu tun, als würde man arbeiten, ist unwürdig, denn die Forderung wird zu Recht als schiere Machtausübung um ihrer selbst willen wahrgenommen. Wenn das Fantasiespiel der reinste Ausdruck menschlicher Freiheit ist, ist Fantasiearbeit, die von anderen auferlegt wird, der reinste Ausdruck eines Mangels von Freiheit. Demnach ist es eigentlich nicht verwunderlich, dass die ersten historischen Belege für die Vorstellung, Menschen bestimmter Kategorien sollten wirklich jederzeit arbeiten – selbst wenn es nichts zu tun gibt, und man müsse Arbeit erfinden, um ihre Zeit zu füllen, selbst wenn keine Notwendigkeit besteht, etwas zu tun –, mit unfreien Menschen zu tun haben: mit Häftlingen und Sklaven, zwei Kategorien, die sich in der Geschichte zu einem erheblichen Teil überschneiden.[11]

Es wäre faszinierend, allerdings wahrscheinlich auch unmöglich, eine Geschichte der Fantasiearbeit zu schreiben – zu untersuchen, wann und unter welchen Umständen der »Müßiggang« erstmals als Problem oder sogar als Sünde betrachtet wurde. Ich wüsste nicht, dass jemand das schon einmal versucht hat.[12] Alle verfügbaren Befunde deuten aber darauf hin, dass die moderne Form der Pseudoarbeit, über die Patrick und Brendan sich beklagen, historisch etwas Neues ist. Das liegt zum Teil daran, dass die meisten Menschen, die jemals gelebt haben, davon ausgegangen sind, dass die normalen menschlichen Arbeitsmuster aus regelmäßig

wiederkehrenden, intensiven Energieausbrüchen bestehen, auf die Entspannung folgt, bevor man langsam wieder Fahrt für eine weitere intensive Anstrengung aufnimmt. So ist es beispielsweise in der Landwirtschaft. Bei Aussaat und Ernte werden »alle Hände an Deck« mobilisiert, ansonsten aber gehen ganze Jahreszeiten vorwiegend damit hin, sich um Dinge zu kümmern und sie auszubessern, kleinere Projekte zu verfolgen und herumzuhantieren. Aber selbst tägliche Tätigkeiten oder Projekte wie der Bau eines Hauses oder die Vorbereitung eines Festes haben mehr oder weniger diese Form. Mit anderen Worten: Die traditionelle Arbeitsverteilung bei Studierenden mit halbherzigem Lernen, das vor Prüfungen zu heftiger Anstrengung wird und danach wieder nachlässt – ich spreche gern von »unterbrochener Hysterie« –, ist typisch dafür, wie Menschen immer notwendige Aufgaben ausgeführt haben, wenn niemand sie zwang, anders zu handeln.[13] Manche Studierenden betreiben dieses Muster in geradezu karikaturhaft übertriebener Form.[14] Aber gute Studierende finden irgendwann heraus, wie man das richtige Tempo einschlägt. Das tun Menschen nicht nur, wenn man sie sich selbst überlässt, sondern es besteht auch kein Grund zu der Annahme, dass man größere Effizienz oder Produktivität erzielen kann, wenn man sie zwingt, anders zu handeln. Oft hat dies genau den gegenteiligen Effekt.

Natürlich sind manche Tätigkeiten spektakulärer und eignen sich deshalb besser für einen Wechsel zwischen intensiven, hektischen Aktivitätsschüben und relativer Ruhe. Das war schon immer so. Tiere zu jagen, ist

anstrengender als das Sammeln von Gemüse, auch wenn es nur vereinzelt und schubweise geschieht. Ein Haus zu bauen, ist ein besserer Anlass zu heldenhaften Anstrengungen, als ein Haus zu putzen. Wie man an diesen Beispielen ablesen kann, versuchen die Männer in den meisten Gesellschaften – und meist mit Erfolg – die spannendsten, dramatischen Formen der Arbeit für sich zu monopolisieren. Sie legen beispielsweise Feuer, um den Wald niederzubrennen und anschließend Felder anzulegen, und wenn sie können, delegieren sie dann die eintönigeren, zeitaufwendigen Tätigkeiten wie das Unkrautjäten an die Frauen. Man kann sagen: Männer eignen sich stets die Tätigkeiten an, über die man hinterher Geschichten erzählen kann, und überlassen den Frauen die Arbeiten, während derer man Geschichten erzählen kann.[15] Je patriarchalischer eine Gesellschaft ist, desto mehr Macht haben die Männer über die Frauen, und desto stärker sind solche Trends ausgeprägt. Die Gesetzmäßigkeit setzt sich – mit sehr wenigen Ausnahmen – immer dann fort, wenn eine Gruppe gegenüber einer anderen eindeutig eine Machtposition innehat. Soweit Feudalherren überhaupt arbeiteten, waren sie Krieger[16] – ihr Leben war meist ein Wechsel zwischen dramatischen Waffengängen und nahezu vollständigem Müßiggang und Ruhe. Von Bauern und Bediensteten dagegen wurde natürlich erwartet, dass sie gleichmäßiger arbeiteten. Dennoch arbeiteten sie nicht annähernd so regelmäßig und diszipliniert von 9 bis 17 Uhr wie heutige Arbeitskräfte; ein typischer mittelalterlicher Leibeigener, ob männlich oder weiblich, schuftete wahrscheinlich an 20 bis 30 Tagen im Jahr von

Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, an den anderen Tagen aber jeweils nur wenige Stunden und an Feiertagen überhaupt nicht. Und es gab viele Feiertage.

Dass Arbeit so unregelmäßig verrichtet werden konnte, lag vor allem daran, dass sie mehr oder weniger nicht beaufsichtigt wurde. Das gilt nicht nur für den Feudalismus des Mittelalters, sondern auch für die meisten Arbeitsverhältnisse auf der ganzen Welt bis in relativ junge Vergangenheit, und das selbst dann, wenn diese Arbeitsverhältnisse auffallend wenig gleichberechtigt waren. Wenn diejenigen, die ganz unten standen, das produzierten, was von ihnen verlangt wurde, hatten die an der Spitze nicht den Eindruck, sie müssten sich die Mühe machen und wissen, was dazu notwendig war. Auch das erkennen wir sehr deutlich an den Geschlechterbeziehungen. Je patriarchalischer eine Gesellschaft ist, desto stärker sind auch die Arbeitsbereiche von Männern und Frauen getrennt; und desto weniger wären Männer natürlich auch in der Lage, die Frauenarbeit auszuführen, wenn die Frauen verschwinden würden. (Frauen dagegen sind sich in der Regel sehr wohl bewusst, was zur Arbeit der Männer gehört, und oft kämen sie ganz gut zurecht, wenn die Männer aus irgendeinem Grund verschwinden würden – das ist der Grund, warum in vielen Gesellschaften der Vergangenheit ein großer Teil der männlichen Bevölkerung für lange Zeit verschwinden konnte, um Krieg zu führen oder Handel zu treiben, ohne dass eine nennenswerte Beeinträchtigung eintrat.) Wenn Frauen in patriarchalischen Gesellschaften beaufsichtigt wurden,

dann von anderen Frauen. Das schloss häufig auch die Vorstellung ein, dass Frauen im Gegensatz zu Männern die ganze Zeit beschäftigt wirken sollten. »Müßige Finger stricken Pullover für den Teufel«, pflegte meine Urgroßmutter ihre Tochter in Polen zu warnen. Aber diese Form traditioneller Moralvorstellungen unterscheidet sich stark von dem modernen »wenn du Zeit hast, dich zurückzulehnen, hast du auch Zeit zum Putzen«, denn dabei lautet die eigentliche Aussage nicht, dass man arbeiten *sollte*, sondern dass man *nicht* irgendetwas anderes tun sollte. Letztlich sagte meine Urgroßmutter damit, dass alles, was ein halbwüchsiges Mädchen in einem polnischen Schtetl (einem Dorf oder einer Kleinstadt) anstellen könnte, wenn sie nicht strickte, zu Problemen führen würde. Ähnliche Warnungen findet man gelegentlich im 19. Jahrhundert bei den Plantagenbesitzern im Süden der Vereinigten Staaten oder in der Karibik. Danach ist es besser, Sklaven sogar mit Pseudotätigkeiten beschäftigt zu halten, als ihnen zu gestatten, in der Freizeit herumzutrödeln; als Grund wurde immer angegeben: Wenn man den Sklaven Zeit in die eigenen Hände gibt, werden sie höchstwahrscheinlich eine Verschwörung aushecken, um zu flüchten oder sich aufzulehnen.

Ganz anders ist die moderne Moral des »Du vergeudest meine Zeit; ich bezahle dich nicht dafür, dass du herumtrödelst«. Das ist die Empörung eines Mannes, der das Gefühl hat, beraubt zu werden. Die Zeit eines Arbeiters gehört nicht dem Arbeiter selbst; sie gehört der Person, die sie gekauft hat. Wenn eine Mitarbeiterin nicht arbeitet, stiehlt sie etwas, wofür der Arbeitgeber gutes Geld bezahlt

hat – oder zumindest versprochen hat, am Ende der Woche gutes Geld zu bezahlen. Nach dieser Logik ist Müßiggang nicht gefährlich. Müßiggang ist Diebstahl.

Das zu betonen, ist wichtig, denn der Gedanke, die Zeit eines Menschen könne einem anderen gehören, ist eigentlich recht seltsam. Die meisten menschlichen Gesellschaften, die es jemals gab, wären nie auf so etwas gekommen. Oder, wie der große Altertumsforscher Moses Finley es formulierte: Wenn ein alter Grieche oder ein Römer einen Töpfer sah, konnte er sich vorstellen, die Töpfe zu kaufen. Er konnte sich auch vorstellen, den Töpfer zu kaufen – Sklaverei war in der Antike eine allgemein verbreitete Institution. Aber über die Vorstellung, er könne die *Zeit* des Töpfers kaufen, wäre er schlicht und einfach verblüfft gewesen. Nach Finleys Beobachtung würde jede derartige Vorstellung zwei begriffliche Sprünge voraussetzen, mit denen sich selbst die raffiniertesten römischen Rechtstheoretiker schwergetan hätten: Erstens hätte man sich die Arbeitsfähigkeit des Töpfers, seine »Arbeitsmacht« als etwas vorstellen müssen, das sich von dem Töpfer selbst unterschied, und zweitens hätte man einen Weg entwickeln müssen, um diese Fähigkeit in einheitliche zeitliche Gefäße zu gießen – Stunden, Tage, Arbeitsschichten; diese hätte man dann mit Geld kaufen können.[17] Auf den durchschnittlichen Athener oder Römer hätten solche Gedanken höchstwahrscheinlich eigenartig, exotisch oder sogar mystisch gewirkt. Wie konnte man Zeit *kaufen*? Zeit ist eine Abstraktion![18] Am nächsten hätte er vielleicht noch dem Gedanken kommen können, den Töpfer als Sklaven für einen bestimmten Zeitraum – beispielsweise

für einen Tag – zu mieten, und in dieser Zeit wäre der Töpfer wie jeder Sklave verpflichtet gewesen, alles zu tun, was sein Herr ihm befahl. Aber genau aus diesem Grund hätte er wahrscheinlich keinen Töpfer ausfindig machen können, der bereit gewesen wäre, sich auf ein solches Engagement einzulassen. Sklave zu sein, gezwungen zu sein, den eigenen freien Willen zu unterwerfen und das bloße Instrument eines anderen zu werden, galt – selbst wenn es nur vorübergehend geschah – als das Demütigendste, was einem Menschen widerfahren konnte. [19]

Deshalb geht es bei der überwältigenden Mehrzahl aller Fälle von Lohnarbeit, denen wir in der Antike begegnen, um Menschen, die bereits Sklaven sind. Ein Sklave, der Töpfer ist, könnte tatsächlich mit seinem Herrn verabreden, dass er in einer Keramikfabrik arbeitet, die Hälfte seines Lohns an seinen Herrn weitergibt und den Rest für sich selbst behält.[20] Gelegentlich verrichten Sklaven vielleicht auch vertraglich frei ausgehandelte Arbeit, beispielsweise wenn sie als Träger am Hafen arbeiten. Freie Männer und Frauen würden das nicht tun. Das Gleiche galt noch bis vor recht kurzer Zeit: Wenn Lohnarbeit im Mittelalter vorkam, dann im typischen Fall in Handelshäfen wie Venedig, Malakka oder Sansibar, wo sie nahezu ausschließlich von Sklaven ausgeführt wurde.[21]

Wie sind wir also in die heutige Situation geraten, in der es als vollkommen natürlich gilt, dass freie Bürger demokratischer Staaten sich auf diese Weise vermieten und in der ein Chef ungehalten wird, wenn die Mitarbeitenden

nicht während jedes Augenblicks »seiner« Zeit beschäftigt sind?

Zunächst einmal war dafür eine Veränderung in der allgemeinen Vorstellung vom Wesen der Zeit erforderlich. Die Menschen sind schon lange mit dem Gedanken an eine absolute Sternzeit vertraut. Sie wird ermittelt, indem man den Himmel beobachtet, wo bestimmte Ereignisse mit exakter, vorhersagbarer Regelmäßigkeit wiederkehren. Aber der Himmel gilt im typischen Fall als der Bereich der Perfektion. Priester und Mönche können ihr Leben rund um die Sternenzeit organisieren, aber das Leben auf der Erde hielt man für chaotischer. Unterhalb des Himmels gibt es keinen absoluten Maßstab, den man anlegen könnte. Um ein naheliegendes Beispiel zu nennen: Wenn von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang immer zwölf Stunden vergehen, hat die Aussage, ein Ort sei zu Fuß drei Stunden entfernt, so lange wenig Sinn, solange man nicht weiß, zu welcher Jahreszeit jemand reist – die Stunden sind im Winter nur halb so lang wie im Sommer. Als ich in Madagaskar lebte, musste ich feststellen, dass die Menschen auf dem Land, die für mechanische Uhren kaum eine Verwendung hatten, Entfernungen immer noch oft auf die altmodische Weise beschrieben. Sie sagten, der Gang in ein anderes Dorf werde so lange dauern, wie man braucht, um zweimal einen Topf Reis zu kochen. Im mittelalterlichen Europa sprachen die Menschen auf ganz ähnliche Weise davon, etwas dauere »drei Vaterunser« oder zweimal das Kochen eines Eies. So etwas ist sehr weitverbreitet. An Orten, an denen es keine mechanischen Uhren gibt, wird die Zeit in der Regel anhand von Tätigkeiten gemessen und

nicht die Tätigkeiten anhand der Zeit. Zu dem Thema gibt es eine klassische Aussage von dem Anthropologen Edward Evan Evans-Pritchard; er schrieb über die Nuer, ein Bauernvolk in Ostafrika:

> Die Nuer haben in ihrer Sprache keine Entsprechung zu dem, was bei uns »Zeit« heißt, und deshalb können sie von der Zeit nicht so sprechen, als wäre sie etwas Tatsächliches, was vorübergeht, vergeudet oder eingespart werden kann und so weiter. Ich glaube nicht, dass sie jemals das Gefühl erleben, gegen die Zeit anzukämpfen oder Tätigkeiten mit einer abstrakt weiterlaufenden Zeit koordinieren zu müssen, denn ihre Bezugspunkte sind vor allem die Tätigkeiten selbst, die allgemein von gemächlicher Natur sind. Ereignisse folgen einer logischen Reihenfolge, aber sie werden nicht durch ein abstraktes System kontrolliert, und es gibt keine autonomen Bezugspunkte, denen die Tätigkeiten präzise entsprechen müssen. Die Nuer sind vom Glück begünstigt.[22]

Zeit ist kein Raster, an dem man Arbeit messen kann, denn das Maß ist die Arbeit selbst.

Der englische Historiker E. P. Thompson machte 1967 in einem großartigen Aufsatz über die Ursprünge des modernen Zeitgefühls unter der Überschrift »Time, Work-Discipline, and Industrial Capitalism«[23] (»Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus«) deutlich, was geschieht, wenn moralischer und technischer Wandel gleichzeitig ablaufen und sich gegenseitig antreiben. Bis zum 14. Jahrhundert hatten die meisten europäischen

Städte ihre Uhrtürme errichtet – finanziert und gefördert in der Regel von der lokalen Kaufmannsgilde. Es waren dieselben Kaufleute, die es sich auch zur Gewohnheit machten, Menschenschädel als Memento mori auf ihre Schreibtische zu stellen und sich damit selbst daran zu erinnern, dass sie ihre Zeit gut nutzen sollten, weil jeder Schlag der Uhr sie dem Tod eine Stunde näher brachte.[24] Die Verbreitung der Uhren in Haushalten und später der Taschenuhren dauerte viel länger und fiel im Wesentlichen mit dem Einsetzen der industriellen Revolution gegen Ende des 18. Jahrhunderts zusammen; nachdem sie aber stattgefunden hatte, konnten sich ähnliche Einstellungen allgemein stärker in der Mittelschicht verbreiten. Die Sternenzeit, die absolute Zeit des Himmels, war auf die Erde gekommen und regelte nun noch die intimsten täglichen Angelegenheiten. Aber gleichzeitig war die Zeit auch ein festes Raster und ein Eigentum. Alle waren aufgefordert, die Zeit genauso zu betrachten wie die mittelalterlichen Kaufleute: als endlichen Besitz, den man ganz ähnlich wie Geld sorgfältig einteilen und verwenden sollte. Aber die neue Technik schuf auch für jeden Einzelnen die Möglichkeit, seine festgelegte Zeit auf Erden in gleichförmige Einheiten aufzuteilen, um sie dann für Geld zu kaufen oder zu verkaufen.

Nachdem Zeit zu Geld geworden war, wurde es auch möglich, Zeit zu »verwenden«, statt sie nur »vorübergehen zu lassen«. Man konnte Zeit vergeuden, Zeit totschlagen, Zeit sparen, Zeit verlieren, einen Wettlauf gegen die Zeit führen und so weiter. Wenig später lehrten puritanische, methodistische und evangelikale Prediger ihre Schäfchen,

mit der Zeit zu »haushalten«, und erklärten, eine sorgfältige Zeiteinteilung sei das Wesen der Moral. Fabriken stellten Stechuhren auf; von den Arbeitern wurde jetzt erwartet, dass sie beim Betreten und Verlassen des Unternehmens die Uhr »stachen«; mildtätige Schulen, in denen man den Armen Disziplin und Pünktlichkeit beibringen wollte, machten einem öffentlichen Schulsystem Platz, in dem Schüler aller sozialen Schichten jede Stunde beim Klang einer Glocke aufstehen und von Klassenzimmer zu Klassenzimmer marschieren sollten, eine Einrichtung, die ganz bewusst darauf ausgelegt war, Kinder für ihr zukünftiges Leben als bezahlte Fabrikarbeiter zu schulen.[25]

Auch die moderne Arbeitsdisziplin und die kapitalistischen Aufsichtsmethoden haben ihre eigene, eigenartige Geschichte: Als Formen der Totalüberwachung wurden sie erstmals auf den Kauffahrerschiffen und Sklavenplantagen in den Kolonien entwickelt und später auch den arbeitenden Armen zu Hause auferlegt.[26] Möglich wurden sie aber erst durch das neue Konzept der Zeit. Ich möchte hier vor allem darauf hinweisen, dass es sich sowohl um einen technischen als auch um einen moralischen Wandel handelte. Er wird gewöhnlich dem Puritanismus angekreidet, und tatsächlich hatte der Puritanismus mit Sicherheit etwas damit zu tun; man kann aber ebenso überzeugend auch die Ansicht vertreten, dass die stärker ausgeprägten Formen des calvinistischen Asketizismus nur bombastisch aufgeblasene Versionen eines neuen Zeitgefühls waren, das auf diese oder jene Weise die Empfindungen der Mittelschicht in der gesamten

christlichen Welt neu prägte. Ausgehend von England galt deshalb die alte, phasenhafte Arbeitsweise im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts zunehmend als gesellschaftliches Problem. Bei der Mittelschicht herrschte jetzt die Ansicht, die Armen seien vor allem deshalb arm, weil sie nicht diszipliniert mit der Zeit umgingen; sie brachten ihre Zeit leichtsinnig hin, genau wie sie leichtsinnig ihr Geld verspielten.

Allmählich bedienten sich auch Arbeiter, die gegen die Unterdrückung aufbegehrten, zunehmend der gleichen Sprache. In vielen Fabriken der Frühzeit durften Arbeiter nicht ihre eigenen Uhren mitbringen, denn die Fabrikbesitzer trieben mit der Werksuhr regelmäßig Schindluder. Aber es dauerte nicht lange, da stritten die Arbeiter mit den Arbeitgebern über ihre Stundenlöhne, sie verlangten Verträge über festgelegte Stundenzahlen, Überstunden, den Zwölfstunden- und schließlich den Achtstundentag. Aber schon die Forderung nach »Freizeit«, so verständlich sie angesichts der Umstände war, bestärkte unterschwellig den Gedanken, dass die Zeit eines Arbeiters, der »nach der Uhr« tätig ist, tatsächlich der Person gehörte, die sie gekauft hatte – eine Vorstellung, die noch den Urgroßeltern der Betroffenen und auch den meisten Menschen, die jemals gelebt haben, pervers und empörend erschienen wäre.

Der Konflikt zwischen der Moral der Zeit und natürlichen Arbeitsrhythmen: Welche Vorbehalte erwachsen daraus?

Die seelische Gewalt, mit der die moderne Arbeit verbunden ist, kann man nicht verstehen, wenn man nicht ihre Geschichte versteht. Dabei stößt man regelmäßig auf einen unmittelbaren Konflikt zwischen der Moral des Arbeitgebers und dem gesunden Menschenverstand des Arbeitnehmers. Ganz gleich, wie gut Arbeiter heute seit ihrer Grundschulzeit in zeitlicher Disziplin konditioniert sind, die Forderung, ununterbrochen und unabhängig davon, was es zu tun gibt, mit gleich bleibendem Tempo acht Stunden am Tag zu arbeiten, wird ihrem gesunden Menschenverstand widersprechen – und die angebliche Pseudoarbeit, die sie ausführen sollen, wird sie vollkommen in Rage versetzen.[27]

Ich kann mich noch gut an meinen allerersten Job als Tellerwäscher in einem italienischen Restaurant am Meer erinnern. Ich war einer von drei halbwüchsigen Jungen, die man zu Beginn der Sommersaison eingestellt hatte, und als zum ersten Mal ein Riesenandrang herrschte, machten wir natürlich ein Spiel daraus: Wir wollten beweisen, dass wir die allerbesten und heldenhaftesten Tellerwäscher aller Zeiten waren, taten uns zu einem Team von ungeheurer Effizienz zusammen und produzierten in Rekordzeit einen hohen, blitzend sauberen Tellerstapel. Stolz auf unsere Leistung, ruhten wir uns anschließend aus und legten eine Pause ein, vielleicht um eine Zigarette zu rauchen oder ein paar Scampi zu naschen – aber dann tauchte natürlich der Chef auf und fragte uns, wie wir dazu kämen, so herumzulungern.

»Mir ist es egal, ob jetzt gerade keine Teller reinkommen, ihr vergeudet meine Zeit! Herumgammeln könnt ihr in

eurer eigenen Zeit. Geht wieder an die Arbeit!«

»Was sollen wir denn tun?«

»Holt euch Stahlwolle. Ihr könnt die Fußleisten schrubben.«

»Aber wir haben die Fußleisten schon gescheuert.«

»Dann macht euch nützlich und scheuert die Fußleisten noch einmal.«

Natürlich hatten wir unsere Lektion gelernt. Wenn du nach der Uhr arbeitest, darfst du nicht allzu effizient arbeiten. Du wirst dafür nicht einmal mit einem unwirschen anerkennenden Nicken belohnt (und mehr hatten wir wirklich nicht erwartet). Stattdessen wirst du mit sinnloser Beschäftigungstherapie bestraft. Und so tun zu müssen, als würde man arbeiten, war, wie wir schnell bemerkten, die größtmögliche Entwürdigung – denn es war unmöglich, sich vorzumachen, es sei etwas anderes als genau das: schiere Unterwerfung, die bloße Machtausübung des Chefs um ihrer selbst willen. Es spielte keine Rolle, dass wir nur so taten, als würden wir die Fußleisten schrubben. Jeder Augenblick, in dem wir so taten, fühlte sich an, als würde ein Schulhofrowdy uns hämisch über die Schultern grinsen – nur hatte der Rowdy in diesem Fall natürlich die volle Macht von Gesetz und Gewohnheit auf seiner Seite.

Als das nächste Mal großer Andrang herrschte, ließen wir es gemächlicher angehen.

Warum Arbeitnehmer solche Pseudobeschäftigungen als Bullshit bezeichnen, ist leicht zu erkennen, und viele Berichte, die ich erhielt, beschäftigten sich ausführlich mit dem Widerwillen, der daraus erwächst. Ein Beispiel für eine »traditionelle Pseudoarbeit«, wie man sie nennen

könnte, stammt von Mitch, einem früheren Rancharbeiter in Wyoming. Die Arbeit auf einer Ranch, so schrieb er, ist hart, aber lohnend, und wenn man das Glück hat, bei einem entspannten Arbeitgeber angestellt zu sein, ist sie ein fröhlicher Wechsel zwischen Phasen intensiver Anstrengung und einer Art von Herumlungern. Mitch hatte dieses Glück nicht. Sein Chef, »ein sehr altes, angesehenes Mitglied der Gemeinde, der in der Mormonenkirche der Region eine gewisse Stellung hatte«, bestand aus Prinzip darauf, dass seine Leute immer dann, wenn es sonst nichts zu tun gab, »Steine einsammelten«.

> **Mitch:** Er setzte uns auf irgendeinem Feld ab und gab die Anweisung, alle Steine einzusammeln und auf einen Haufen zu legen. Das Ziel, so sagte man uns, bestehe darin, das Feld so aufzuräumen, dass die Gerätschaften mit dem Traktor nicht an Steinen hängen blieben.
> Ich habe das von vornherein als Bullshit bezeichnet. Diese Felder waren schon viele Male gepflügt worden, bevor ich sie überhaupt gesehen hatte, und in den strengen Wintern würden dort ohnehin durch die Frosthebung noch mehr Steine an die Oberfläche kommen. Aber er »beschäftigte« damit die bezahlten Angestellten und brachte uns richtige Arbeitsmoral bei (was Gehorsam bedeutete, ein Prinzip, das in der Lehre des Mormonentums eine sehr hohe Stellung einnimmt), bla, bla.
> Genauuuu! Auf einer Fläche von 30 Quadratmetern lagen Hunderte von Steinen mit der Größe einer Faust oder größer.

> Ich weiß noch genau, wie ich einmal mehrere Stunden allein auf einem Feld war, Steine einsammelte und mir ehrlich große Mühe damit gab (Gott weiß, warum), obwohl ich genau wusste, wie nutzlos es war. Es war Knochenarbeit. Als der alte Chef kam und mich abholte, weil es etwas anderes zu tun gab, sah er sich abschätzig meinen Haufen an und erklärte, eigentlich hätte ich nicht besonders viel gearbeitet. Als wäre es nicht schon demütigend genug, niedrige Arbeiten um der niedrigen Arbeit wegen zu verrichten, wurde es noch schlimmer gemacht, weil man mir sagte, meine stundenlange harte Arbeit, die ich ausschließlich mit der Hand und ohne Schubkarre oder irgendein anderes Werkzeug verrichtet hatte, sei einfach nicht gut genug. Nee, danke. Und das ist noch nicht alles: Es kam nie jemand, um die Steine abzutransportieren, die ich eingesammelt hatte. Von jenem Tag an lagen sie auf dem Feld genau da, wo ich sie aufgehäuft hatte, und es würde mich nicht wundern, wenn sie heute noch dort liegen.
> Ich hasste den alten Mann jeden Tag, bis er starb.

Mitchs Geschichte wirft ein Schlaglicht auf das religiöse Element, auf die Idee, pflichtbewusste Unterwerfung auch unter sinnlose Arbeit oder unter die Autorität eines anderen sei eine Form von moralischer Selbstdisziplin, durch die man zu einem besseren Menschen wird. Das ist natürlich eine moderne Variante des Puritanismus. Vorerst aber möchte ich vor allem darauf hinweisen, wie dieses Element einen weiteren, noch ärgerlicheren Aspekt zu der perversen Moral beiträgt, wonach Müßiggang der Diebstahl der Zeit eines anderen ist. Trotz der

Erniedrigung konnte Mitch nicht anders, als noch in der sinnlosesten Tätigkeit eine Herausforderung zu sehen, die es zu bewältigen galt, und gleichzeitig hatte er Wut im Bauch, weil er keine andere Wahl hatte, als ein Spiel der Illusionen mitzuspielen, das er nicht erfunden hatte und das so eingerichtet war, dass er nie gewinnen konnte.

Fast ebenso zerstörerisch für die Seele wie der Zwang, ohne Sinn und Zweck zu arbeiten, ist der Zwang, überhaupt nichts zu tun. Er ist sogar in gewisser Hinsicht noch schlimmer, und das aus dem gleichen Grund, aus dem auch jeder Gefängnisinsasse lieber ein Jahr lang in den Steinbrüchen einer Strafkolonie arbeiten würde, als ein Jahr lang einsam die Wand anzustarren.

Sehr reiche Menschen engagieren hin und wieder einige Mitmenschen zu dem Zweck, bei Partys auf dem Rasen als Statuen zu posieren.[28] Dem scheinen auch manche »richtigen« Jobs sehr nahezukommen: Zwar muss niemand ganz so unbeweglich stehen bleiben, aber Stillstand ist auch in diesen Fällen über längere Zeit hinweg erforderlich.

> **Clarence:** Ich habe bei einer großen, weltweit tätigen Sicherheitsfirma als Museumswärter gearbeitet; in dem Museum war ein Ausstellungssaal mehr oder weniger ständig unbenutzt. Ich hatte die Aufgabe, diesen leeren Raum zu bewachen und dafür zu sorgen, dass kein Museumsbesucher das … nun, das *Nichts* in dem Raum berührte und dass niemand Feuer legte. Um meinen Scharfblick und meine ungeteilte Aufmerksamkeit zu gewährleisten, war mir jede Form der geistigen

Anregung verboten, beispielsweise Bücher, Handy und so weiter.
Da niemand in der Nähe war, saß ich de facto still herum, drehte siebeneinhalb Stunden lang Däumchen und wartete darauf, dass der Feueralarm erklang. Wenn das geschah, musste ich in aller Ruhe aufstehen und hinausgehen. Das war alles.

In einer solchen Situation – das kann ich bestätigen, da ich mehrfach selbst ungefähr in der gleichen Lage war – kann man sich nur sehr schwer der Frage erwehren: »Wie viel länger würde es dauern, bis ich den Feueralarm bemerke, wenn ich hier sitze und einen Roman lese oder Solitaire spiele? Zwei Sekunden? Drei Sekunden? Vorausgesetzt, ich nehme ihn nicht in Wirklichkeit sogar schneller wahr, weil mein Geist nicht wie jetzt so durch die Langeweile zermalmt und verflüssigt ist, dass er eigentlich nicht mehr funktioniert. Aber selbst wenn man annimmt, dass es wirklich drei Sekunden sind – wie viele Sekunden meines Lebens hat man mir weggenommen, nur um diese hypothetische Lücke von drei Sekunden zu beseitigen? Rechnen wir es einmal aus – ich habe ja ohnehin viel Zeit zur Verfügung: 27 000 Sekunden je Arbeitsschicht; 135 000 Sekunden in der Woche; 3 375 000 Sekunden im Monat.« Da ist es kaum verwunderlich, dass Menschen, denen eine solche vollkommen sinnentleerte Arbeit zugewiesen wird, kaum einmal länger als ein Jahr durchhalten, bevor irgendjemand eine Etage höher Mitleid mit ihnen hat und ihnen etwas anderes zu tun gibt.

Clarence hielt sechs Monate aus (also ungefähr 20 Millionen Sekunden) und nahm dann zum halben Lohn

eine Tätigkeit an, die wenigstens ein Quäntchen an geistiger Stimulation beinhaltete.

Das sind natürlich Extrembeispiele. Aber die Moral des »du vergeudest meine Zeit« ist zu einer solchen Selbstverständlichkeit geworden, dass die meisten von uns gelernt haben, die Welt aus der Sicht meines früheren Chefs zu betrachten, des Restaurantbesitzers; das geht so weit, dass selbst Angehörige der Öffentlichkeit aufgefordert werden, sich selbst als Chefs zu betrachten und empört zu sein, wenn Angehörige des öffentlichen Dienstes (beispielsweise im öffentlichen Nahverkehr) scheinbar lässig oder betont langsam arbeiten, und erst recht wenn sie einfach nur herumlungern. Wendy, die mir eine lange Geschichte über ihre sinnlosesten Tätigkeiten schickte, grübelte über die Ursachen nach: Viele davon, so ihre Überlegung, kommen offenbar nur deshalb zustande, weil die Arbeitgeber sich nicht mit dem Gedanken abfinden können, dass sie jemanden nur bezahlen, damit er für den Fall der Notwendigkeit bereitsteht:

> **Wendy:** Beispiel Nummer 1: Als Rezeptionistin bei einer kleinen Fachzeitschrift sollte ich häufig verschiedene Tätigkeiten ausführen, während ich darauf wartete, dass das Telefon klingelte. Schon richtig – nur waren die Tätigkeiten fast ausnahmslos Bullshit. Eine davon werde ich mein ganzes Leben lang nicht vergessen: Eine Anzeigenverkäuferin kam an meinen Tresen, ließ Tausende von Büroklammern auf meinen Schreibtisch fallen und sagte mir, ich solle sie nach Farben sortieren. Ich dachte, sie würde Witze machen, aber das war nicht

der Fall. Ich tat es und musste dann beobachten, dass sie die Klammern willkürlich und ohne die geringste Rücksicht auf die Farbe verwendete.

Beispiel Nummer 2: Meine Großmutter, die bis nach ihrem 90. Lebensjahr selbstständig in einer Wohnung in New York lebte. Sie brauchte aber Hilfe, also stellten wir eine sehr nette Frau ein, die bei ihr wohnte und ein Auge auf sie hatte. Im Wesentlichen war sie für den Fall da, dass meine Großmutter stürzte oder andere Hilfe brauchte, und sie sollte ihr beim Einkaufen und mit der Wäsche helfen, aber wenn alles gut lief, gab es für sie eigentlich nichts zu tun. Das trieb meine Großmutter zur Verzweiflung. »Die sitzt nur herum!«, klagte sie. Wir mussten ihr erklären, dass genau das der Sinn der Sache war.

Damit meine Mutter ihr Gesicht wahren konnte, fragten wir die Frau, ob es ihr etwas ausmachen würde, die Schränke aufzuräumen, wenn sie ansonsten nicht beschäftigt war. Sie erwiderte, das sei kein Problem. Aber die Wohnung war klein, die Schränke und Regale waren schnell in Ordnung gebracht, und wieder gab es nichts zu tun. Und wieder ärgerte sich meine Mutter, dass die Frau nur herumsaß. Schließlich kündigte die Helferin. Als sie das tat, sagte meine Mutter zu ihr: »Warum? Meine Mutter sieht doch toll aus!« Worauf die Frau eine denkwürdige Antwort gab: »Klar, *sie* sieht toll aus. Ich habe sieben Kilo abgenommen, und mir gehen die Haare aus. Ich kann sie nicht mehr ertragen.« Ihre Tätigkeit war kein Bullshit, aber die Notwendigkeit, einen Deckmantel zu schaffen und zu diesem Zweck so viele

Bullshit-Beschäftigungen zu schaffen wie möglich, war für sie zutiefst erniedrigend. Das ist nach meiner Überzeugung ein häufiges Problem bei denen, die für ältere Menschen arbeiten. (Das Gleiche gibt es auch beim Babysitten, allerdings auf ganz andere Weise.)[29]

Aber das ist nicht alles. Wenn man die Logik begriffen hat, erkennt man ohne Weiteres, dass ihr ganze Berufe, Karrieren und sogar Branchen folgen – einer Logik, die noch vor nicht allzu langer Zeit überall als vollkommen skurril gegolten hätte. Sie hat sich auch über die ganze Welt verbreitet. Ramadan Al Sokarry zum Beispiel ist ein junger ägyptischer Ingenieur, der in Kairo bei einem staatlichen Unternehmen arbeitet:

Ramadan: Ich habe meinen Abschluss am Institut für Elektronik und Kommunikation an einer der besten technischen Hochschulen meines Landes gemacht. Dort hatte ich ein kompliziertes Hauptfach studiert, und alle Studierenden hatten hohe Karriereerwartungen, die sich mit Forschung und der Entwicklung neuer Technologien verbanden.

Nun, das zumindest hatten wir während unseres Studiums geglaubt. Aber so war es nicht. Die einzige Stelle, die ich nach dem Examen finden konnte, war die eines Ingenieurs für Heizung, Lüftung und Klimatechnik bei einem profitorientierten Staatsunternehmen – aber dort merkte ich sofort, dass man mich nicht als Ingenieur eingestellt hatte, sondern als eine Art technischen Bürokraten. Wir führen hier ausschließlich Papierkrieg, füllen Checklisten und Formulare aus, und niemand

> kümmert sich um irgendetwas außer darum, ob die Papiere ordnungsgemäß abgelegt werden.
> Offiziell wird die Stelle folgendermaßen beschrieben: »Leitung eines Teams von Ingenieuren und Technikern, das alle vorsorglichen Instandhaltungsmaßnahmen, Notfallinstandhaltung und den Aufbau neuer technischer Steuerungssysteme zum Erreichen maximaler Effizienz ausführen soll.« In der Praxis bedeutet das, dass ich jeden Tag kurz die Effizienz des Systems überprüfe und dann den täglichen Papierkrieg und die Instandhaltungsberichte ablege.

Um es unverblümt zu formulieren: Das Unternehmen braucht wirklich dringend ein Team von Ingenieuren, die jeden Morgen kommen und prüfen, ob die Klimaanlagen funktionieren, und dann für den Fall, dass etwas kaputtgeht, herumlungern. So etwas kann sich das Management natürlich nicht eingestehen. Ramadan und die anderen Mitglieder seiner Arbeitsgruppe hätten ebenso gut den ganzen Tag herumsitzen und Karten spielen können, oder – wer weiß? – sogar an einigen jener Erfindungen gearbeitet, von denen sie während des Studiums geträumt hatten; sie mussten nur bereit sein, in Aktion zu treten, wenn ein Heizkörper einen Defekt hatte. Aber stattdessen erfand die Firma eine unendliche Reihe von Formularen, Schulungen und Ritualen des Kästchenankreuzens, die darauf angelegt waren, die Mitarbeitenden acht Stunden am Tag zu beschäftigen. Glücklicherweise gab es in der Firma niemanden, der sich darum kümmerte und überprüfte, ob sie es wirklich so machten. Allmählich fand Ramadan heraus, welche Übungen tatsächlich ausgeführt

werden mussten und bei welchen es niemandem auffallen würde, wenn er sie überging und die Zeit für sein wachsendes Interesse an Filmen und Literatur nutzte.

Dennoch hinterließ das Ganze in ihm ein Gefühl der Leere.

> **Ramadan:** Nach meiner Erfahrung war es psychisch anstrengend, und hinterher war ich deprimiert, weil ich jeden Wochentag zu einer Tätigkeit gehen musste, die ich für sinnlos hielt. Nach und nach verlor ich das Interesse an meiner Tätigkeit, und um die leeren Zeiten auszufüllen, sah ich mir Filme an oder las Romane. Mittlerweile verlasse ich sogar während fast jeder Schicht für einige Stunden meinen Arbeitsplatz, ohne dass es jemandem auffällt.

Auch hier scheint es so, als sei das Ergebnis, so empörend es auch sein mag, gar nicht so schlecht, insbesondere nachdem Ramadan herausgefunden hatte, wie er dem System ein Schnippchen schlagen konnte. Warum hatte er dabei nicht den Eindruck, er würde sich die Zeit zurückstehlen, die er an das Unternehmen verkauft hatte? Warum zermürben ihn die Vorspiegelung und die Zwecklosigkeit so stark?

Damit, so könnte man meinen, sind wir wieder bei der gleichen Frage, von der wir ausgegangen waren. Wir verfügen aber jetzt über bessere Voraussetzungen, um eine Antwort zu finden. Selbst wenn der verhassteste Aspekt jeder streng beaufsichtigten Lohnarbeit darin besteht, dass man so tun muss, als ob man arbeitet, nur um einen übereifrigen Chef zufriedenzustellen, sind auch Tätigkeiten

wie die von Ramadan (und Eric) im Wesentlichen nach den gleichen Prinzipien organisiert. Sie mögen unendlich viel angenehmer sein als mein Erlebnis, stundenlang (so schien es mir) völlig saubere Fußleisten mit Stahlwolle zu bearbeiten. Für solche Tätigkeiten wird wahrscheinlich kein Lohn gezahlt, sondern ein Honorar. Vielleicht gibt es eigentlich nicht einmal einen Chef, der einem über die Schulter schaut – in der Regel ist das nicht der Fall. Aber letztlich bleibt die Notwendigkeit, ein Spiel der Illusionen zu betreiben, *das man nicht selbst gemacht hat* – ein Spiel, das nur eine Form der Machtausübung darstellt und deshalb von seinem Wesen her zutiefst demoralisierend ist.

Die Situation unterschied sich also in der letzten Analyse grundsätzlich nicht allzu stark von der, in der meine Tellerwäscherkollegen und ich uns befanden, als wir so tun mussten, als würden wir die Fußleisten reinigen. Es ist, als würde man den schlimmsten Aspekt der meisten Formen von Lohnarbeit nehmen und an die Stelle des Berufs setzen, der eigentlich unserem Dasein einen Sinn geben sollte. Da ist es kein Wunder, dass die Seele laut aufschreit. Es ist ein direkter Angriff auf alles, was uns zu Menschen macht.

KAPITEL 4

Wie fühlt es sich an, einen Bullshit-Job zu haben? (Seelische Gewalt, Teil 2)

Offiziell können wir uns glücklich schätzen, von Rechtsstaat und Demokratie umgeben zu sein. Andere arme Unglückliche, die nicht so frei sind wie wir, müssen in Polizeistaaten leben. Diese Opfer folgen Befehlen, egal wie willkürlich sie sind. Die Behörden halten sie unter dauernder Aufsicht. Staatsbeamte kontrollieren sogar kleinste Details ihres Alltagslebens. Die Bürokraten, die sie herumschubsen, müssen sich nur nach oben verantworten, in öffentlichen wie in Privat-Angelegenheiten. So und so werden Abweichung und Auflehnung bestraft. Regelmäßig leiten Informanten Berichte an die Behörden weiter. Das alles gilt als sehr schlecht gehalten.

Und das ist es auch, obwohl es nichts weiter darstellt als eine Beschreibung eines modernen Arbeitsplatzes.

– *Bob Black:* Die Abschaffung der Arbeit[1]

Im vorangegangenen Kapitel haben wir die Frage gestellt, warum es für Menschen regelmäßig eine ärgerliche, unerträgliche oder bedrückende Erfahrung ist, für das Nichtstun bezahlt zu werden – und das oft selbst dann, wenn die Beschäftigungsbedingungen ganz gut sind. Ich habe die Vermutung geäußert, dass die Antwort gewisse Erkenntnisse über das Wesen des Menschen offenlegt, die von der Wirtschaftswissenschaft und sogar von den eher zynischen Spielarten des allgemeinen gesunden Menschenverstands im Wesentlichen übersehen werden. Menschen sind soziale Wesen, und sie verkümmern – bis hin zum körperlichen Verfall –, wenn ihnen der regelmäßige Kontakt mit anderen Menschen verwehrt wird; ein Mensch hat zwar das Gefühl, ein autonomes, von der Welt und von anderen Menschen getrenntes Gebilde zu sein, aber das liegt im Wesentlichen daran, dass wir uns selbst für fähig halten, auf die Welt und andere auf vorhersagbare Weise einzuwirken. Ohne dieses Gefühl der Handlungsfähigkeit ist der Mensch ein Nichts. Und das ist noch nicht alles: In Bullshit-Jobs wendet sich die Fähigkeit, immer wieder so zu tun, als ob, die man unter gewöhnlichen Umständen als am höchsten entwickelte und am charakteristischsten menschliche Form des Handelns betrachten kann, gegen sich selbst. Das war der Grund für meine Untersuchung der Geschichte vorgetäuschter Arbeit und der sozialen und intellektuellen Ursprünge der Vorstellung, die eigene Zeit könne einem anderen gehören. Wie kommt es, dass es einem Arbeitgeber moralisch falsch

erscheint, wenn seine Angestellten nicht arbeiten, obwohl es für sie offensichtlich nichts zu tun gibt?

So tun zu müssen, als würde man arbeiten, macht deshalb so wütend, weil dabei klar wird, in welchem Ausmaß jemand unter der Macht eines anderen steht; wenn das stimmt, sind Bullshit-Jobs, wie bereits erwähnt, ganze Tätigkeitsbereiche, die um dieses eine Prinzip herum organisiert sind. Jemand arbeitet oder tut so, als würde er arbeiten, aber nicht aus irgendeinem stichhaltigen Grund – oder zumindest aus keinem stichhaltigen Grund, den man herausfinden kann –, sondern um der Arbeit selbst willen. Kein Wunder, dass das den Betreffenden zu schaffen macht.

Zwischen Bullshit-Jobs und einem Tellerwäscher, der in einem Restaurant die Fußleisten säubern soll, besteht aber auch ein naheliegender Unterschied. Im zweiten Fall handelt es sich nachweislich um Schikane. Man weiß genau, wer einen herumkommandiert. Bei Bullshit-Jobs ist die Sache selten so eindeutig. Wer eigentlich zwingt uns, so zu tun, als würden wir arbeiten? Das Unternehmen? Die Gesellschaft? Irgendein seltsames Zusammenwirken von gesellschaftlichen Konventionen und wirtschaftlichen Kräften, die darauf beharren, dass selbst dann niemand ohne Arbeit die Mittel zum Lebensunterhalt erhalten soll, wenn es dafür in Wirklichkeit nicht genügend echte Arbeit gibt? An traditionellen Arbeitsplätzen gab es wenigstens jemanden, gegen den sich die Wut richten konnte.

Dies ist einer der Aspekte, die in den von mir gesammelten Aussagen immer wieder zum Tragen kommen: die ärgerliche Zweideutigkeit. Da läuft etwas Schreckliches, Lächerliches, Empörendes ab, aber es ist

nicht klar, ob wir es überhaupt zur Kenntnis nehmen dürfen, und noch weniger klar ist in der Regel, wen oder was man dafür verantwortlich machen kann.

Warum ein Bullshit-Job nicht zwangsläufig so schlimm sein muss

Bevor wir uns näher mit solchen Themen befassen, müssen wir aber zur Kenntnis nehmen, dass die Inhaber von Bullshit-Jobs sich nicht in allen Fällen elend fühlen. Wie im vorangegangenen Kapitel erwähnt, gab es eine Handvoll größtenteils positive Aussagen von Beschäftigten, die mit ihrem Bullshit-Job ganz zufrieden waren. Deren gemeinsame Merkmale zu verallgemeinern, ist schwierig, denn es waren wirklich nicht sehr viele, aber vielleicht kann ich versuchen, einige herauszuarbeiten.

> **Warren:** Ich arbeite als Hilfslehrer bei einem staatlichen Schulbezirk in Connecticut. Meine Aufgabe besteht nur darin, die Anwesenheit festzustellen und dafür zu sorgen, dass die Schüler mit ihren individuellen Arbeiten bei der Stange bleiben. Anweisungen für den Unterricht hinterlassen die Lehrer selten oder nie. Mir macht die Tätigkeit aber nichts aus, denn sie gibt mir viel Freiraum, um Chinesisch zu lesen und zu studieren, und gelegentlich führe ich auch interessante Gespräche mit Schülern. Vielleicht könnte man meine Stelle irgendwie einsparen, aber fürs Erste bin ich glücklich.

Hier ist nicht einmal ganz klar, ob es sich überhaupt um einen Bullshit-Job handelt; so, wie das öffentliche Bildungswesen derzeit organisiert ist, muss sich jemand während der vorgegebenen Unterrichtszeit um die Kinder kümmern, wenn ein Lehrer sich krankmeldet.[2] Das Bullshit-Element scheint darin zu bestehen, dass so getan wird, als seien Lehrkräfte wie Warren dazu da, die Schüler zu unterrichten, obwohl jeder weiß, dass es nicht so ist. Wahrscheinlich geschieht das, weil die Schüler seine Autorität dann eher respektieren, wenn er ihnen sagt, sie sollten nicht herumlaufen, sondern ihre Aufgaben erledigen. Die Tatsache, dass seine Funktion nicht ganz nutzlos ist, dürfte ein wenig helfen. Auch etwas anderes ist entscheidend: Seine Tätigkeit wird nicht beaufsichtigt, ist nicht eintönig, beinhaltet zwischenmenschliche Kontakte und verschafft Warren viel freie Zeit, in der er tun kann, was er möchte. Aber letztlich ist es eindeutig nicht die Tätigkeit, die er sich für den Rest seines Lebens vorstellt.

Damit kommt sie einem Bullshit-Job so nahe, wie es nur möglich ist.

Auch manche traditionellen Bürokratentätigkeiten können durchaus angenehm sein, selbst wenn sie kaum einem Zweck dienen. Das gilt insbesondere dann, wenn man mit Annahme der Stelle zum Teil einer großen, stolzen Tradition wird wie beispielsweise der des öffentlichen Dienstes in Frankreich. Ein Beispiel ist Pauline, eine Finanzbeamtin in Grenoble:

> **Pauline:** Ich bin technische Insolvenzberaterin bei einem staatlichen Ministerium, das dem britischen Inlandsfinanzamt entspricht. Meine Arbeit besteht zu

> ungefähr fünf Prozent aus fachlicher Beratung. Den Rest des Tages erkläre ich meinen Kollegen unverständliche Verfahrensabläufe, helfe ihnen, Erlasse herauszusuchen, die keinem Zweck dienen, muntere die Mannschaft auf und ordne Akten neu ein, die »das System« in die falsche Richtung gelenkt hat.
> Seltsamerweise gehe ich gern zur Arbeit. Es ist, als würde man mir 60 000 Dollar im Jahr für eine Tätigkeit bezahlen, die dem Lösen von Sudokus oder Kreuzworträtseln entspricht.[3]

Ein solches sorgenfreies, unbeschwertes Behördenumfeld gibt es heute nicht mehr so häufig wie früher. In der Mitte des 20. Jahrhunderts, bevor interne marktwirtschaftliche Reformen (die »Neuerfindung der Regierung«, wie die Clinton-Administration es formulierte) den Druck auf Mitarbeitende des öffentlichen Dienstes, in immer größerem Maße Kästchen anzukreuzen, massiv verstärkte, war sie offenbar weitverbreitet; in bestimmten Bereichen gibt es sie aber immer noch.[4] Dass Paulines Job so angenehm ist, liegt anscheinend daran, dass sie gut mit ihren Kollegen zurechtkommt und ihr eigenes Programm durchziehen kann. Nimmt man das mit dem Ansehen und der Sicherheit einer Stellung im öffentlichen Dienst zusammen, wobei noch hinzukommt, dass sie sich letztlich bewusst ist, ein recht törichtes Programm abzuspulen, stellen sich die Probleme nicht in diesem Maße.

Beide Beispiele haben auch einen anderen gemeinsamen Aspekt: Jeder weiß, dass Stellungen wie Hilfslehrer (in Amerika) oder Finanzbeamter (in Frankreich) vorwiegend Bullshit sind – Spielraum für Desillusionierung oder

Verwirrung gibt es also kaum. Wer sich auf solche Stellen bewirbt, ist sich bewusst, worauf er sich einlässt, und in den Köpfen herrschen bereits klare kulturelle Bilder davon, wie sich ein Hilfslehrer oder ein Finanzbeamter verhalten soll.

Anscheinend gibt es also eine glückliche Minderheit derer, denen ihre Bullshit-Jobs Spaß machen. Ihre Gesamtzahl abzuschätzen, ist schwierig. Wie sich in der YouGov-Umfrage herausstellte, waren zwar 37 Prozent aller britischen Arbeitskräfte überzeugt, dass ihre Tätigkeit keinem Zweck diente, aber nur 33 Prozent fanden sie nicht erfüllend. Logischerweise hatten also mindestens vier Prozent der arbeitenden Bevölkerung den Eindruck, ihre Tätigkeit sei zwar sinnlos, aber sie hatten dennoch Freude daran. Die wirkliche Zahl liegt vermutlich ein wenig höher. [5] Die niederländische Umfrage berichtete über rund sechs Prozent – das heißt, 18 Prozent der 40 Prozent aller Arbeitskräfte, die ihre Tätigkeiten für sinnlos hielten, erklärten gleichzeitig, sie seien zumindest ein wenig froh darüber, sie auszuführen.

Im Einzelfall kann es sicher viele Gründe geben, warum das so ist. Manche Menschen hassen ihre Familie oder finden das häusliche Leben so belastend, dass sie jede Ausrede, davor zu flüchten, zu schätzen wissen. Andere mögen einfach die Kolleginnen und Kollegen und haben Spaß an Tratsch und Kameradschaft. In den großen Städten stellt sich insbesondere in der nordatlantischen Welt das Problem, dass die meisten Angehörigen der Mittelschicht sehr viel Zeit bei der Arbeit verbringen und deshalb außerhalb davon kaum soziale Kontakte haben;

sofern also das alltägliche Theater mit Tratsch und persönlichen Intrigen, welches das Leben für die Bewohner eines Dorfes, einer Kleinstadt oder eines eng verbundenen Stadtviertels so unterhaltsam macht, überhaupt existiert, beschränkt es sich im Wesentlichen auf die Büros, oder man erlebt es aus zweiter Hand durch die sozialen Medien (zu denen man meist im Büro Zugang hat, während man so tut, als würde man arbeiten). Aber wenn das alles stimmt und das Sozialleben der Menschen seine Wurzeln tatsächlich oftmals am Arbeitsplatz hat, ist es umso verblüffender, dass die überwältigende Mehrheit derer, die in Bullshit-Berufen tätig sind, sich so elend fühlt.

Das Elend von Zweideutigkeit und erzwungener Heuchelei

Kehren wir zum Thema des »so tun, als ob« zurück. Natürlich erfordern viele Tätigkeiten solche Illusionen. Bis zu einem gewissen Grade gilt das für fast alle Dienstleistungsberufe. In ihrem Buch *Das gekaufte Herz: Die Kommerzialisierung der Gefühle*, einer klassischen Studie an Flugbegleiterinnen von Delta Airlines, formuliert die Soziologin Arlie Russell Hochschild den Begriff der »emotionalen Arbeit«: Nach ihren Feststellungen müssen Flugbegleiterinnen in der Regel so viel Anstrengung darauf verwenden, im Rahmen ihrer Beschäftigungsverhältnisse eine selbstbewusste, mitfühlende, sympathische Ausstrahlung herzustellen und aufrechtzuerhalten, dass sie häufig von Gefühlen der Leere, Depression oder Verwirrung heimgesucht werden – sie wissen nicht mehr

genau, wer oder was sie wirklich sind. Natürlich beschränkt sich emotionale Arbeit dieses Typs nicht nur auf Dienstleistungsberufe. Viele Firmen erwarten sie auch von Bürokräften im Innendienst – und zwar insbesondere von Frauen.

Im vorangegangenen Kapitel haben wir erfahren, wie empört Patrick war, als er zum ersten Mal mit der Forderung konfrontiert wurde, er solle so tun, als ob ihm die Tätigkeit als Kassierer Spaß machte. Nun ist Flugbegleiterin kein Bullshit-Job – nach meinen Beobachtungen haben nur die wenigsten Angehörigen der Dienstleistungsbranche den Eindruck, die von ihnen geleisteten Dienste seien vollkommen sinnlos. Die emotionale Arbeit, die in den meisten Bullshit-Jobs verlangt wird, ist in der Regel etwas ganz anderes. Auch diese Tätigkeiten erfordern eine falsche Fassade und ein Spiel des »so tun, als ob« – aber dieses Spiel muss hier in einem Zusammenhang gespielt werden, in dem nur in den seltensten Fällen sicher ist, wie die Regeln lauten, warum es gespielt wird, wer zur eigenen Mannschaft gehört und wer nicht. Flugbegleiterinnen wissen zumindest ganz genau, was von ihnen erwartet wird. Die Forderungen an die Inhaber von Bullshit-Jobs sind in der Regel viel weniger mühsam zu erfüllen, komplizierter wird die Sache aber dadurch, dass sie nie genau wissen, um was für Forderungen es sich eigentlich handelt. Eine Frage, die ich regelmäßig stellte, lautete: »Weiß Ihr Vorgesetzter, dass Sie überhaupt nichts tun?« Darauf erwiderte die überwältigende Mehrheit, er wisse es nicht. Die meisten fügten hinzu, sie könnten sich zwar nur schwer vorstellen,

dass ihre Vorgesetzten überhaupt nichts davon wüssten, aber andererseits könnten sie sich nicht sicher sein, weil Gespräche über solche Themen anscheinend mit einem Tabu belegt waren. Aufschlussreich war dabei allerdings, dass sie nicht einmal genau wussten, wie weit sich das Tabu eigentlich erstreckte.

Zu jeder Regel muss es Ausnahmen geben. Einige Befragte berichteten über Vorgesetzte, die der Tatsache, dass es nichts zu tun gab, relativ aufgeschlossen gegenüberstanden und ihren Untergebenen sagten, sie würden es dulden, dass diese »ihre eigenen Vorhaben verfolgten«. Aber auch solche Toleranz wurde nur innerhalb vernünftiger Maßstäbe geübt, und was für Maßstäbe als vernünftig galten, war selten von vornherein klar; vielmehr mussten derartige Fragen durch Ausprobieren beantwortet werden. Ich hörte von keinem einzigen Fall, in dem ein Vorgesetzter sich mit einer Angestellten zusammengesetzt und einfach und ehrlich die Regeln festgelegt hätte, die darüber bestimmen, wann die Mitarbeiterin arbeiten musste und wann nicht, oder wie sie sich verhalten durfte, wenn sie nicht arbeitete, und wie nicht.

Manche Manager teilen so etwas indirekt durch ihr eigenes Verhalten mit. Ein Beispiel ist die britische Behörde, in der Beatrice arbeitete: Dort deuteten die Vorgesetzten an, wie viel Scheinarbeit – es war nur wenig – sie im Laufe der Woche duldeten, indem sie wichtige Sportereignisse per Livestream übertrugen und ähnliche Formen der Nachsicht walten ließen. Während der

Wochenendschichten dagegen war es nicht nötig, so zu tun, als ob:

> **Beatrice:** Bei anderen Gelegenheiten übertrugen meine Vorbilder aus dem sogenannten leitenden Management die Spiele der Fußballweltmeisterschaft live auf die Bürocomputer. Ich interpretierte diese Geste als eine Form des Multitasking und recherchierte nun für meine eigenen Projekte, sobald ich bei meiner eigentlichen Arbeit nichts zu tun hatte.
> An den Wochenenden dagegen war meine Tätigkeit ein Kinderspiel. Es war in der Behörde wegen der guten Überstundenbezahlung eine begehrte Position. In diesem Büro taten wir nichts. Wir veranstalteten ein Sonntagsessen, und ich hörte sogar Geschichten, wonach jemand einen Liegestuhl mit zur Arbeit brachte, sodass man sich entspannen konnte, während der Fernseher lief. Wir surften im Internet oder sahen uns DVDs an – aber in den meisten Fällen schliefen wir einfach, denn es gab nichts zu tun. Wir wollten ein wenig Ruhe tanken, bevor der Montagmorgen kam.

In anderen Fällen waren die Regeln ausdrücklich festgelegt, aber sie waren eindeutig so formuliert, dass sie gebrochen werden sollten.[6] Robin war in North Carolina als Aushilfe angestellt, aber man hatte ihm keine Aufgaben zugewiesen; ihm gelang es, technische Fähigkeiten in einen Weg umzumünzen, um das Erlebnis abzumildern – jedenfalls bis zu einem gewissen Grade.

Robin: Man sagte mir, es sei sehr wichtig, dass ich beschäftigt wirkte, aber ich durfte weder Spiele spielen noch im Web surfen. Meine Hauptfunktion schien darin zu bestehen, einen Stuhl zu besetzen und im Büro zum äußeren Schein beizutragen.

Anfangs schien das sehr einfach zu sein, aber wie ich schnell merkte, ist es in einem Büro eine der unangenehmsten Tätigkeiten, beschäftigt auszusehen, wenn man nicht beschäftigt ist. Schon nach zwei Tagen war mir klar, dass es der schlimmste Job werden würde, den ich jemals hatte.

Ich installierte Lynx, einen ausschließlich textbasierten Webbrowser, der im Wesentlichen aussieht wie ein DOS-Fenster. Keine Bilder, kein Flash, kein JavaScript – nur gleichförmiger Text auf einem endlosen schwarzen Hintergrund. Jetzt schien mein gedankenloses Stöbern im Internet die Arbeit eines qualifizierten Technikers zu sein, und der Webbrowser wirkte wie ein Terminal, in das ich fachkundig meine Kommandos eintippte und so meine endlose Produktivität demonstrierte.

Auf diese Weise konnte Robin seine Zeit zum größten Teil darauf verwenden, Wikipedia-Seiten zu bearbeiten.

Bei Aushilfstätigkeiten werden die Arbeitskräfte häufig sehr genau auf ihre Fähigkeit überprüft, nur herumzusitzen und so zu tun, als würden sie arbeiten. In den meisten Fällen wird es ihnen anders als Robin beispielsweise nicht ausdrücklich verboten, Computerspiele zu spielen; wenn zahlreiche Aushilfskräfte vor Ort sind, kann man aber in der Regel bei den Kollegen diskrete Erkundigungen einholen und ein Gespür dafür entwickeln, welche

Grundregeln gelten und wie krass man sie verletzen muss, damit man tatsächlich entlassen wird.

Unter Mitarbeitern mit langfristigen Stellen besteht manchmal ein so gutes kollegiales Verhältnis, dass sie offen über die Situation sprechen und gemeinsame Strategien gegenüber den Vorgesetzten entwickeln können. Unter solchen Umständen bringt die Solidarität das Gefühl mit sich, ein gemeinsames Ziel zu haben. Robert schreibt über die Rechtsberater in einer betrügerischen Anwaltskanzlei:

> **Robert:** Es war das Seltsamste an diesem Job, dass er auf eine verdrehte Weise sogar Spaß gemacht hat. Die Anwaltshelferinnen waren kluge, interessante Menschen, und die Arbeit auf einer so offenkundig sinnlosen Stelle führte unter ihnen zu vielen Bindungen und Galgenhumor. Mir gelang es, einen Platz an einem Schreibtisch zu ergattern, an dem ich mit dem Rücken zur Wand saß. Auf diese Weise konnte ich möglichst viel Zeit damit verbringen, im Internet zu surfen oder mir das Programmieren von Computern anzueignen. Vieles von dem, was wir taten, war offenkundig ineffizient, wie beispielsweise die manuelle Neubeschriftung von Tausenden von Akten; also automatisierte ich es, und dann nutzte ich die Zeit, die ich für die manuelle Tätigkeit gebraucht hätte, um zu tun, was ich wollte. Außerdem sorgte ich immer dafür, dass ich an mindestens zwei Projekten arbeitete, die von verschiedenen Chefs geleitet wurden, sodass ich jedem sagen konnte, das jeweils andere Projekt nehme gerade viel Zeit in Anspruch.

Zumindest kann im Hinblick auf solche Vermeidungsstrategien konspiratives Schweigen herrschen; manchmal ist es auch aktive Kooperation. In anderen Fällen hat man vielleicht Glück und findet einen Vorgesetzten, der einigermaßen ehrlich und zugänglich ist, sodass er fast ausdrücklich die Bedingungen für die Bummelei vorgibt. Die Betonung liegt hier auf *fast*. Einfach fragen kann man nie. Der folgende Bericht stammt von jemandem, der bei einem Reiseversicherungsunternehmen Bereitschaftsdienst hatte. Er ist im Wesentlichen ein Flickschuster, der alle ein bis zwei Monate die Dinge in Ordnung bringen muss, wenn in der Beziehung zu einem Partnerunternehmen etwas vorhersehbar schiefgegangen ist. Über die übrige Zeit schreibt er:

Calvin: Jede Woche gibt es einige Situationen, in denen sie [unsere Partnerfirma] sich an mein Team wenden und sich beraten lassen soll. Jede Woche haben wir also bis zu 20 Minuten echte Arbeit. In der Regel verschicke ich aber am Tag fünf bis acht E-Mails mit jeweils 15 Wörtern, und an sehr wenigen Tagen gibt es eine zehnminütige Teambesprechung. Der Rest der Arbeitswoche gehört eigentlich mir, aber nicht so, dass ich damit auffallen dürfte. Also treibe ich mich in einem breiten, aber kurzen Browserfenster, das ich diskret auf dem zweiten meiner beiden Monitore offen habe, in sozialen Medien, RSS-Feeds und Kursen herum. Alle paar Stunden erinnere ich mich daran, dass ich mich an meinem Arbeitsplatz befinde; dann antworte ich auf die einzige eingegangene E-Mail mit so etwas wie: »Wir sind mit Ihren Äußerungen einverstanden. Bitte treiben Sie die Sache weiter voran.«

Und dann muss ich noch einmal sieben Stunden am Tag so tun, als wäre ich offensichtlich überarbeitet.

David: Wem würde es denn auffallen, wenn du nicht beschäftigt wirkst? Glaubst du, diese Person weiß, dass es in Wirklichkeit nichts zu tun gibt, und will nur, dass du beschäftigt aussiehst, oder glaubt sie wirklich, dass es sich um eine echte Vollzeittätigkeit handelt?

Calvin: Unsere Teammanagerin weiß anscheinend, was los ist, aber sie würde niemals zulassen, dass es damit Probleme gibt. An manchen Tagen habe ich überhaupt keine Arbeit, dann sage ich ihr Bescheid und melde mich freiwillig zur Hilfe in einer anderen Abteilung, wenn sie dort gerade irgendwie feststecken. Diese Hilfe, so scheint es, wird nie gebraucht. Wenn ich hier also Bescheid sage, ist das meine Art, um zu erklären: »Ich bin jetzt die ganzen acht Stunden auf Twitter, aber ich habe es dir vorher gesagt, und das ist eigentlich ziemlich anständig von mir.« Sie setzt stundenlange wöchentliche Besprechungen an, bei denen der Inhalt nicht einmal für zehn Minuten reicht – den Rest der Zeit plaudern wir zwanglos. Und da ihre obersten Chefs sich bewusst sind, welche echten Probleme die andere Firma verursachen kann, geht man nach meiner Vermutung davon aus, dass wir über ihren Unsinn streiten oder es zumindest in jeder Sekunde hätten tun können.

Demnach machen sich nicht alle Vorgesetzten die Ideologie des »Sie vergeuden meine Zeit« zu eigen. Insbesondere wenn Manager in Großunternehmen ohnehin kaum Eigentumsgefühle hegen und keinen Grund zu der Annahme haben, sie würden in große Schwierigkeiten

geraten, wenn ihre eigenen Vorgesetzten merken, dass manche Untergebenen trödeln, lassen sie den Dingen vielfach durchaus ihren Lauf.[7] Diese Form der höflichen, verschlüsselten gegenseitigen Rücksicht kommt der Ehrlichkeit in solchen Situationen vielleicht so nahe, wie es überhaupt möglich ist. Aber selbst unter solchen wohlwollenden Umständen ist es ein Tabu, zu offenherzig zu sein. Der einzige Satz, den anscheinend niemand jemals aussprechen darf, lautet: »Eigentlich sind Sie nur für den Notfall hier. Ansonsten können Sie tun, was Sie wollen, solange Sie sich bemühen, keinem anderen in die Quere zu kommen.« Und selbst Calvin empfindet die Verpflichtung, einfach als gegenseitige Geste der Anerkennung und des Respekts so zu tun, als sei er überarbeitet.

Im typischen Fall jedoch finden Vorgesetzte einfach subtile Methoden, um zu sagen: »Sei einfach still und spiel mit.«

> **Maria:** Als ich kam und meine Stelle antreten wollte, hatte ich die erste Besprechung mit meiner direkten Vorgesetzten. Sie erklärte mir sehr schnell, sie habe absolut keine Ahnung, welche Aufgabe der Person, die meine Stelle zuvor hatte, eigentlich übertragen worden sei. Aber ich hätte Glück, denn diese Vorgängerin sei noch anwesend. Sie sei nur innerhalb des Teams aufgestiegen und könne mir alles zeigen, was sie in ihrer früheren Funktion getan hätte. Das tat sie auch. Es dauerte ungefähr eineinhalb Stunden.

»Alles, was sie getan hatte«, war, wie sich herausstellte, nahezu nichts. Maria konnte mit dem Leerlauf nicht

umgehen. Sie bat ihre Kolleginnen, sie einen Teil ihrer Arbeit tun zu lassen, irgendetwas, weswegen sie einen gewissen Grund hätte, anwesend zu sein. In den Wahnsinn getrieben, beging sie schließlich den Fehler, sich offen bei ihrer Managerin zu beklagen:

> **Maria:** Ich habe mit meiner Managerin gesprochen, und die sagte mir mit klaren Worten, ich solle die Tatsache, dass ich nicht wahnsinnig viel zu tun hätte, »nicht an die große Glocke hängen«. Ich bat sie, mir unaufgefordert zumindest ein wenig Arbeit zu schicken, und sie antwortete, sie werde mir ein paar von den Dingen zeigen, die sie selbst tut, aber das geschah nie.

Das kommt der unmittelbaren Aufforderung, nur so zu tun, als ob man arbeitet, denkbar nahe. Noch dramatischer, aber keineswegs ungewöhnlich, ist die Erfahrung von Lilian, die in der IT-Abteilung eines großen Verlags als Projektmanagerin für digitale Produkte eingestellt wurde. Trotz ihres ein wenig hochtrabend klingenden Titels behauptet Lilian, solche Stellen seien nicht zwangsläufig Bullshit – sie hatte zuvor bereits einen ähnlichen Job gehabt, und der war zwar relativ wenig anspruchsvoll, sie hatte dort aber zusammen mit einem kleinen, freundlichen Team echte Probleme gelöst. »Aber die neue Stelle …«

Soweit sie die früheren Vorgänge rekonstruieren konnte (vieles davon war bereits geschehen, bevor sie angefangen hatte), hatte ihr unmittelbarer Vorgesetzter – ein arroganter Wichtigtuer, der auf die neuesten geschäftlichen Modeerscheinungen und Schlagworte versessen war – eine Reihe seltsamer, einander widersprechender Anweisungen

erteilt, und daraus hatte sich die unbeabsichtigte Folge ergeben, dass Lilian überhaupt keine Aufgaben hatte. Als sie vorsichtig darauf hinwies, dass hier ein Problem bestand, wurden ihre Bedenken mit einem Augenrollen und ähnlichen Gesten der ungeduldigen Zurückweisung beiseitegewischt.

> **Lilian:** Man würde annehmen, dass ich als Projektmanagerin den ganzen Prozess irgendwie »leite«. Nur lässt der Prozess dafür keinerlei Raum. Niemand leitet diesen Prozess. Alle sind verwirrt.
> Andere Leute erwarten von mir, dass ich ihnen helfe und Dinge organisiere und ihnen das Selbstvertrauen gebe, nach dem Menschen in der Regel bei einem Projektmanager suchen, und ich habe nun einmal diesen Titel. Aber ich habe keine Autorität und kann über nichts bestimmen.
> Also lese ich viel. Ich sehe fern. Ich habe keine Ahnung, was mein Chef glaubt, was ich den ganzen Tag über tue.

Angesichts ihrer Situation hat Lilian zwei ziemlich schwierige, falsche Fronten aufgebaut: die eine gegenüber ihrem Vorgesetzten, die andere gegenüber ihren Untergebenen. Zum einen kann sie nämlich nur darüber spekulieren, ob sie nach Ansicht ihres Vorgesetzten irgendetwas tun soll und wenn ja, was; zum anderen darf sie nur einen positiven Beitrag leisten: Sie kann sich eine Ausstrahlung des fröhlichen Selbstbewusstseins zu eigen machen, die ihre Untergebenen möglicherweise dazu anregt, besser zu arbeiten. (»Die Truppen aufmuntern«, wie Pauline es vielleicht formuliert hätte.) Oder zumindest

sollte sie andere nicht mit ihrer eigenen Verzweiflung und Verwirrung anstecken. Im tiefsten Inneren war Lilian voller Ängste. Es lohnt sich, ihre Aussagen ausführlich zu zitieren, denn sie vermitteln einen Eindruck davon, welchen seelischen Tribut eine solche Situation fordern kann:

> **Lilian:** Was ist das für ein Gefühl, einen solchen Job zu haben? Es ist demoralisierend. Deprimierend. Ich beziehe den meisten Sinn in meinem Leben aus meinem Job, und jetzt hat mein Job weder Sinn noch Ziel.
> Es macht mir Angst, weil ich glaube, jeden Augenblick kann irgendjemandem klar werden, dass sich nichts ändern würde, wenn ich nicht da wäre, und dass sie sich das Geld wirklich sparen könnten.
> Es zerstört auch mein Selbstvertrauen. Wenn ich nicht ständig vor Herausforderungen stehe, die ich bewältigen muss, woher soll ich dann wissen, ob ich qualifiziert bin? Vielleicht sind meine gesamten Fähigkeiten, gute Arbeit zu leisten, verkümmert. Vielleicht *weiß* ich nicht einmal, was nützlich sein könnte. Ich wäre gern in der Lage, größere, kompliziertere Projekte in Angriff zu nehmen, aber ich nehme nichts in Angriff. Wenn ich diese Fähigkeiten nicht nutze, verliere ich sie.
> Ich habe auch Angst, dass andere Leute in der Firma denken könnten, ich sei das Problem; dass sie glauben, ich würde freiwillig herumtrödeln oder ich hätte mich entschlossen, nutzlos zu sein. Aber in Wirklichkeit ist nichts davon meine Entscheidung, und alle meine Versuche, mich nützlicher zu machen oder mir selbst mehr Arbeit zu beschaffen, stoßen auf Ablehnung und ein

> ordentliches Maß an Spott, weil ich versuche, das Boot zum Schaukeln zu bringen und die Autorität meines Chefs infrage zu stellen.
> Ich bin nie dafür bezahlt worden, dass ich so wenig tue, und ich weiß, dass ich es nicht verdient habe. Ich weiß, dass meine Kollegen mit anderen Stellenbezeichnungen erheblich mehr arbeiten. Möglicherweise verdiene ich sogar mehr als sie? Was für ein Bullshit wäre das denn? Ich bin schon froh, wenn sie mich nicht allein deswegen ablehnen.

Lilian schildert hier sehr wortreich, welches Elend die Folge sein kann, wenn es bei der Arbeit nur eine einzige Herausforderung zu bewältigen gilt: sich mit der Tatsache abzufinden, dass man in Wirklichkeit mit keinerlei Herausforderungen konfrontiert wird; wenn man Macht nur dadurch ausüben kann, dass man kreative Wege zur Verschleierung der Tatsache findet, dass man keine Macht ausüben kann; wenn man mit der Tatsache fertigwerden muss, dass man ganz gegen den eigenen Willen zu einem Parasiten und Betrüger gemacht wurde. Eine Angestellte muss schon sehr viel Selbstvertrauen haben, damit sie in einer solchen Situation nicht an sich selbst zweifelt. (Und auch dieses Selbstvertrauen kann wiederum gefährlich werden: Schließlich war es ihr Chef mit seiner idiotischen Aufgeblasenheit, der die Situation überhaupt erst herbeigeführt hatte.)

Psychologen sprechen im Zusammenhang mit Dilemmata, wie sie in diesem Abschnitt beschrieben wurden, manchmal vom »fehlenden Drehbuch«. Wie sich beispielsweise in psychologischen Studien herausgestellt hat, waren Männer

oder Frauen, die während der Pubertät eine unerwiderte Liebe erlebt haben, in den meisten Fällen am Ende in der Lage, das Erlebnis zu verarbeiten, sodass kaum dauerhafte emotionale Narben zurückblieben. Aber für diejenigen, die der *Gegenstand* unerwiderter Liebe waren, sah die Sache anders aus. Viele von ihnen hatten immer noch mit Schuldgefühlen und Verwirrung zu kämpfen. Ein Hauptgrund, so die Schlussfolgerung der Wissenschaftler, war gerade der Mangel an kulturellen Vorbildern. Wer sich in jemanden verliebt, der die Zuneigung nicht erwidert, kann aus der romantischen Literatur von Jahrtausenden genau entnehmen, wie man sich fühlen sollte; diese Literatur liefert zwar detaillierte Einblicke in das Erlebnis, Cyrano zu sein, aber sie sagt in der Regel sehr wenig darüber, wie man sich fühlen sollte, wenn man Roxane ist – von der Frage, wie man sich verhalten soll, ganz zu schweigen.[8]

Einen ähnlich quälenden Mangel an Drehbüchern beinhalten auch viele oder vielleicht sogar die meisten Bullshit-Jobs. Die Verhaltenscodes sind nicht nur zweideutig, sondern es weiß auch niemand, was man eigentlich sagen und wie man sich in der Situation fühlen soll.

Das Elend, keine Ursache zu sein

Trotz aller Zweideutigkeiten stimmen nahezu alle Quellen darin überein, was das Schlimmste an einem Bullshit-Job ist: Es ist schlicht das Wissen, dass es sich um Bullshit handelt. Wie in Kapitel 3 erwähnt, erwächst unser Gefühl,

ein eigenes, von der Umgebung abgegrenztes Ich zu sein, zu einem großen Teil aus der freudigen Erkenntnis, dass wir in dieser Umgebung vorhersagbare Wirkungen erzielen können. Das gilt schon für Säuglinge und bleibt während des ganzen Lebens so. Wer einem Menschen diese Freude völlig wegnimmt, zertritt ihn wie einen Käfer. Natürlich kann man jemandem die Möglichkeit, Wirkungen auf die eigene Umwelt zu erzielen, nicht völlig nehmen – auch wer die Gegenstände in seinem eigenen Rucksack neu ordnet oder Fruit Mahjong spielt, wirkt sich *in gewisser Weise* auf die Umgebung aus –, aber in der modernen Welt und insbesondere in den wohlhabenden Ländern bringt man heute den meisten Menschen bei, in ihrer Arbeit den wichtigsten Weg zu sehen, auf dem sie in der Welt etwas bewirken können, und die Tatsache, dass sie zu diesem Zweck bezahlt werden, gilt als Beweis, dass ihre Anstrengungen tatsächlich gewisse sinnvolle Auswirkungen haben. Fragt man jemanden »Was machst du so?«, nimmt der andere an, dass man damit »Womit verdienst du deinen Lebensunterhalt?« meint.

Viele Befragte sprechen von heftiger Frustration, wenn sie nach und nach erfahren, dass sie eigentlich für das Nichtstun bezahlt werden. Charles beispielsweise bekam nach dem College eine Stelle in der Videospielbranche. An seinem ersten Arbeitsplatz bei dem Unternehmen Sega fing er als Tester an, aber wenig später wurde er zur »Lokalisation« befördert; dann merkte er, dass es sich im Wesentlichen um eine Art Bereitschaftsdienst handelte. Man erwartete von ihm, dass er sich mit Problemen beschäftigte, die ungefähr einmal in der Woche

auftauchten, und in der Zwischenzeit musste er herumsitzen und so tun, als würde er arbeiten. Wie Lilian, so zweifelte auch er in dieser Situation an seinem eigenen Wert: »Bei einem Unternehmen zu arbeiten, das mich im Wesentlichen dafür bezahlte, dass ich herumsaß und nichts tat, führte dazu, dass ich mich vollkommen wertlos fühlte.« Nachdem seine Vorgesetzten ihn gerügt hatten, weil er zu spät zur Arbeit gekommen war, kündigte er und stürzte sich stattdessen in eine leidenschaftliche Liebesaffäre. Einen Monat später versuchte er es noch einmal.

Anfangs glaubte er, die neue Tätigkeit – ebenfalls bei einem Computerspielunternehmen – sei anders:

> **Charles:** Im Jahr 2002 wurde ich von einer großen Computerspielfirma in Los Angeles als beigeordneter Producer eingestellt. Ich freute mich sehr auf den Job, denn man hatte mir gesagt, ich würde dafür verantwortlich sein, die Designdokumentation zu schreiben, die eine Brücke zwischen den Wünschen der Künstler und den realen Möglichkeiten der Programmierer herstellen sollte. Aber während der ersten paar Monate hatte ich nichts zu tun. Meine größte tägliche Aufgabe bestand darin, bei einem Lieferdienst das Essen für das übrige Personal zu bestellen.
>
> Wieder nur herumsitzen und E-Mails schreiben. An den meisten Tagen machte ich frühzeitig Feierabend – ja, warum denn auch nicht?
>
> Da ich so viel Zeit hatte, fing ich an, von einer eigenen Firma zu träumen, und jetzt nutzte ich meine gesamte freie Zeit, um dafür eine Website aufzubauen. Aber irgendwann drohte mir mein vorgesetzter Producer, er

> werde es dem Firmeninhaber melden. Also musste ich aufhören.
> Am Ende durfte ich mit der Arbeit an einer richtigen Designdokumentation beginnen. Ich stürzte mich in die Aufgabe. Ich war glücklich, dass ich etwas zu tun hatte. Als ich fertig war, sagte mir der Producer, ich solle es für alle, die an dem Spiel arbeiteten, auf den gemeinsamen Server hochladen.
> Sofort gab es einen Aufstand. Dem Producer, der mich eingestellt hatte, war nicht klar gewesen, dass es eine Etage tiefer eine ganze Designabteilung gab, die für alle Spiele solche Dokumentationen erstellte. Ich hatte die Arbeit eines anderen gemacht. Dieser Producer hatte bereits früher einen großen Fehler begangen, also bat er mich, die Schuld auf mich zu nehmen, damit er nicht entlassen würde. Dagegen rebellierte jeder Zentimeter meiner Seele. Aber meine Freunde unter den Programmierern waren eigentlich froh, dass sie einen unfähigen Producer hatten, denn das bedeutete, dass es ihnen freistand zu tun, was immer sie wollten, und so baten sie mich, für ihn die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Sie wollten nicht, dass der Producer durch jemanden ersetzt wurde, der ihnen straffe Zügel anlegte. Also übernahm ich die Verantwortung und kündigte am nächsten Tag. Seither habe ich bei keiner anderen Firma mehr gearbeitet.

So sagte Charles der Welt der formellen, bezahlten Beschäftigung Ade, verdiente sich seinen Lebensunterhalt mit Gitarrespielen und schlief in seinem Van.

So klar wie in diesem Fall liegen die Dinge selten. Kaum einmal tut der Mitarbeiter im Wesentlichen überhaupt nichts (allerdings kann so etwas, wie wir erfahren haben, durchaus vorkommen). In der Regel ist aber ein klein wenig Arbeit zu tun, und der Mitarbeiter begreift entweder sofort oder allmählich, dass diese Arbeit sinnlos ist. Die meisten Angestellten denken über den gesellschaftlichen Wert ihrer Tätigkeit nach; ganz gleich, welchen Maßstab sie dabei anlegen. Wenn sie ihre Tätigkeit erst einmal als sinnlos eingestuft haben, hat dies weitreichende Auswirkungen auf ihr Erleben – unabhängig von der Art der Arbeit oder den Beschäftigungsbedingungen. Sind die Bedingungen dann auch noch schlecht, wird die Sache natürlich oftmals unerträglich.

Betrachten wir einmal ein Worst-Case-Szenario: unangenehme Arbeit, schlechte Arbeitsbedingungen, offenkundige Nutzlosigkeit. Nigel war als Aushilfskraft bei einem Unternehmen angestellt, das einen Vertrag zum Einscannen mehrerer Hunderttausend Antragsformulare für Kundenkarten erhalten hatte. Die in der Firma verwendeten Scanner arbeiteten nicht fehlerfrei, andererseits besagte aber der Vertrag, dass jedes Formular nicht weniger als dreimal auf Fehler überprüft und erst dann bewilligt werden würde. Also musste das Unternehmen jeden Tag eine kleine Armee von Aushilfskräften mit dem Bus herankarren, damit diese die »Daten perfektionieren« konnten. Nigel beschreibt seine Arbeit so:

> **Nigel:** Wie sich dieses Ausmaß von träumerischer Langeweile anfühlt, ist schwer zu erklären. Ich ertappte

mich dabei, wie ich mit Gott sprach, darum bat, die nächste Aufnahme möge einen Fehler enthalten, oder die übernächste, oder die überübernächste. Aber es war, als würde die Zeit schnell vorübergehen wie bei einer Art Nahtoderfahrung.

Die schiere Reinheit der gesellschaftlichen Nutzlosigkeit dieser Tätigkeit in Verbindung mit der lähmenden Nüchternheit des ganzen Vorgangs hatte etwas, was die Datenperfektionierer zusammenschweißte. Wir wussten alle, dass es Bullshit war. Ich glaube wirklich, wenn wir Anträge für etwas mit einem offensichtlicheren gesellschaftlichen Wert verarbeitet hätten – beispielsweise die Anmeldungen zu Organtransplantationen oder die Tickets für Glastonbury [Rock Festival] –, es wäre ein ganz anderes Gefühl gewesen. Damit meine ich nicht, dass der Prozess weniger langweilig gewesen wäre – ein Antragsformular ist ein Antragsformular –, aber da wir wussten, dass die Arbeit für niemanden von Bedeutung war, dass wirklich nichts von irgendeinem Wert davon abhing, wie wir die Aufgabe erledigten, fühlte sich das Ganze wie eine Art persönliche Ausdauerprüfung an, wie beständige olympische Langeweile um ihrer selbst willen.

Es war wirklich seltsam.

Irgendwann kam der Punkt, an dem einige von uns zu dem Schluss gelangten, dass wir es nicht mehr aushielten. Eines Tages beklagten wir uns über einen Vorgesetzten, der unhöflich gewesen war, und am nächsten Morgen bekamen wir von der Agentur einen

Anruf, in dem man uns sagte, wir würden nicht mehr gebraucht.

In einem hatte Nigel Glück: Seine Kollegen waren ebenfalls Aushilfskräfte, die der Firma gegenüber keine Loyalität empfanden und keinen Grund hatten, Stillschweigen über die Vorgänge zu bewahren – zumindest nicht untereinander. Bei langfristigen Beschäftigungsverhältnissen kann man oftmals nicht genau wissen, wem man vertrauen kann und wem nicht.

Für manche Menschen verstärkt Sinnlosigkeit die Langeweile, für andere verstärkt sie die Angst. Greg arbeitete zwei Jahre bei einer Marketingagentur als Designer für digitale Werbeanzeigen: »Ich habe diese lästigen Banner gemacht, die man auf den meisten Websites sieht.« Das ganze Geschäft, solche Bannerwerbung herzustellen und zu verkaufen, ist nach seiner Überzeugung im Wesentlichen Betrug. Die Agenturen, die solche Werbeanzeigen verkaufen, sind im Besitz von Studien, aus denen klar hervorgeht, dass Internetsurfer derartige Werbung nicht einmal wahrnehmen und fast nie darauf klicken. Das hält sie aber nicht davon ab, die Bücher mehr oder weniger zu frisieren und mit ihren Kunden fröhliche Veranstaltungen abzuhalten, auf denen sie raffinierte »Beweise« für die Wirksamkeit der Werbeanzeigen präsentieren.

Da die Werbeanzeigen eigentlich nicht wirkten, war Kundenzufriedenheit das Wichtigste. Den Designern sagte man, sie sollten jeder Laune der Kunden nachgeben, ganz gleich, wie technisch schwierig, maßlos oder absurd sie auch waren.

> **Greg:** Zahlungskräftige Kunden wollen meist, dass sich ihre Fernsehspots in der Bannerwerbung wiederholen, und forderten komplizierte Drehbücher mit vielen »Szenen« und obligatorischen Elementen. Autofirmen kamen und verlangten, dass wir mit Photoshop auf einem Bild von der Größe eines Daumennagels die Position des Lenkrads oder des Tankdeckels veränderten.

Solche anspruchsvollen Forderungen wurden gestellt und mussten erfüllt werden. Dabei wussten die Designer ganz genau, dass vermutlich kein Internetsurfer derart winzige Details in einem Bild, das sich schnell bewegte, aus dem Augenwinkel erkennen würde. Das alles war kaum erträglich. Aber nachdem Greg dann noch die erwähnten Studien gesehen hatte, in denen sich ebenfalls zeigte, dass der Internetnutzer selbst dann nicht auf das Banner klicken würde, wenn er sie sah, entwickelten sich bei ihm Symptome krankhafter Angstzustände.

> **Greg:** Dieser Job hat mich gelehrt, dass Sinnlosigkeit den Stress verstärkt. Als ich zum ersten Mal an solchen Bannern gearbeitet habe, hatte ich Geduld. Aber nachdem ich erkannt hatte, dass die Tätigkeit mehr oder weniger sinnlos war, verflüchtigte sich meine Geduld völlig. Es ist mühsam, die kognitive Dissonanz zu überwinden – sich für den Prozess zu engagieren, während man so tut, als ginge es um das Ergebnis.

Schließlich wurde ihm der Stress zu viel. Er kündigte und nahm eine andere Stelle an.

Stress war ein weiteres Thema, das regelmäßig zur Sprache kam. Wenn der Bullshit-Job wie bei Greg nicht nur darin besteht, herumzusitzen und so zu tun, als würde man arbeiten, sondern wenn man tatsächlich an etwas arbeiten muss, von dem alle wissen – aber nicht sagen können –, dass es sinnlos ist, steigen die Spannungen in der Umgebung, und häufig schlagen die Menschen dann willkürlich um sich. Wir haben bereits Hannibal kennengelernt, der außerordentlich viel Geld mit dem Schreiben von Berichten verdient, die dazu dienen sollen, bei pharmazeutischen Marketingschulungen herumgezeigt zu werden, bevor man sie wegwirft. Er beschränkt die Bullshit-Aspekte seiner Beschäftigung auf einen bis zwei Tage in der Woche – gerade genug, um seine Rechnungen zu bezahlen – und verwendet den Rest seiner Zeit auf medizinische Forschung mit dem Ziel, die Tuberkulose auf der Südhalbkugel auszurotten, eine Tätigkeit, für die offenbar niemand bezahlen will. Das verschafft ihm die Gelegenheit, die Verhaltensweisen an den beiden Arbeitsplätzen zu vergleichen:

> **Hannibal:** Das war das Zweite, was mir aufgefallen ist. Die Menge an Aggression und Stress, die ich bei den Menschen am Arbeitsplatz beobachte, ist umgekehrt proportional zur Bedeutung ihrer Arbeit: »Der Kunde wird fuchsteufelswild, denn er steht von seinem Chef unter Druck, die Präsentation am Montag für das Q3-Planungsmeeting fertig zu haben! Sie drohen uns, den ganzen Scheißvertrag zu kündigen, wenn wir nicht *morgen früh* liefern! Wir müssen alle lange arbeiten und ihn fertig stellen! (Keine Sorge, wir bestellen ein paar

schlabbrige Junkfood-Pizzas und lauwarmes Bier, damit wir die ganze Nacht arbeiten können …).« Das ist typisch für Bullshit-Berichte. Dagegen läuft die Arbeit an sinnvollen Themen immer in einer stärker kooperativen Atmosphäre ab, weil alle im Sinne eines größeren Ziels zusammenarbeiten.

Zwar sind wohl nur die wenigsten Firmen vollkommen frei von Grausamkeit und psychologischer Kriegsführung, aber viele Befragte hatten den Eindruck, dass solche Phänomene besonders häufig in Unternehmen vorkommen, in denen jeder weiß – aber nicht zugeben will –, dass eigentlich überhaupt nicht viel getan wird.[9]

Annie: Ich habe bei einer Firma für medizinisches Kostenmanagement gearbeitet. Angestellt wurde ich als Mitglied eines Teams für Sonderaufgaben, das innerhalb des Unternehmens mehrere Funktionen erfüllte.
Sie haben mir nie die Schulung dafür zuteilwerden lassen; stattdessen bestand meine Aufgabe darin:

- Formulare vom Pool in die Arbeitssoftware zu ziehen;
- in diesen Formularen bestimmte Felder hervorzuheben;
- die Formulare wieder in den Pool zurückzugeben, damit jemand anderes etwas damit anfangen konnte.

Die Stelle unterlag auch einer sehr strengen Kultur – nicht mit anderen reden – und war eines der erniedrigendsten Umfelder, in denen ich jemals gearbeitet habe.

> Insbesondere machte ich während meiner ersten beiden Arbeitswochen beim Hervorheben immer wieder den gleichen Fehler. Ich erfuhr, dass ich es falsch gemacht hatte, und korrigierte ihn sofort. Aber während meiner gesamten restlichen Zeit in dem Unternehmen wurde ich jedes Mal, wenn jemand eines dieser falsch markierten Formulare fand, beiseitegenommen und zur Rede gestellt. Jedes Mal, als wäre es ein neues Thema. Jedes Mal, als wüsste die Managerin nicht, dass die Fehler alle während des gleichen Zeitraums passiert waren und jetzt nicht mehr passierten – und das, obwohl ich es ihr jedes Mal gesagt habe.

Solche kleinen sadistischen Akte dürften den meisten von uns, die schon einmal in einem Büroumfeld gearbeitet haben, vertraut sein. Wir müssen uns fragen: Was dachte die Vorgesetzte eigentlich, wenn sie Annie immer und immer wieder rief, um mit ihr über einen Fehler zu reden, von dem sie ganz genau wusste, dass er längst korrigiert war? Hatte sie irgendwie jedes Mal vergessen, dass das Problem bereits gelöst war? Das wirkt unwahrscheinlich. Ihr Verhalten scheint vielmehr reine Machtausübung um ihrer selbst willen zu sein. Die ganze Übung war sinnlos – sowohl Annie als auch ihre Chefin wussten ganz genau, dass man nichts erreicht, wenn man jemandem sagt, er solle etwas in Ordnung bringen, was bereits in Ordnung gebracht wurde. Aber es gab der Chefin die Gelegenheit, Annie die Tatsache, dass es sich um eine reine, willkürliche Machtbeziehung handelte, unter die Nase zu reiben. Es ist ein Demütigungsritual, das es dem Vorgesetzten ermöglicht, im buchstäblichen Sinne zu zeigen, wer der

Boss ist, und die Untergebene in ihre Schranken zu weisen; gerechtfertigt wird so etwas zweifellos durch das Gefühl, dass Untergebene schon von ihrem Wesen her zumindest der geistigen Aufmüpfigkeit schuldig sind, weil sie sich der Tyrannei der Chefin widersetzen; auf ganz ähnliche Weise reden auch Polizeibeamte sich selbst ein, der Betreffende sei zweifellos eines anderen Vergehens schuldig, wenn sie einen Verdächtigen schlagen, obwohl sie genau wissen, dass er unschuldig ist.

> **Annie:** Ich habe ein halbes Jahr durchgehalten, aber dann habe ich den Entschluss gefasst, lieber zu sterben als weiterzumachen. Es war aber auch das erste Mal, dass ich mir meinen Lebensunterhalt verdient habe, indem ich wirklich etwas tat. Davor war ich Vorschullehrerin. Was ich dort gemacht habe, war zwar sehr wichtig, aber ich habe (in der Region Boston) 8,25 Dollar die Stunde verdient.

Damit sind wir bei einem anderen Thema: bei den Auswirkungen solcher Situationen auf die körperliche Gesundheit der Mitarbeitenden. Mir fehlen zwar statistische Belege, aber wenn man aus den Aussagen irgendetwas ableiten kann, scheinen stressbedingte Leiden eine häufige Folge von Bullshit-Jobs zu sein. Ich habe zahlreiche Berichte über Depressionen und Angstzustände in Verbindung mit körperlichen Symptomen aller Art gelesen, von einem Karpaltunnelsyndrom, das auf rätselhafte Weise verschwand, als der Job zu Ende war, bis zu einer Krankheit, die im ersten Augenblick wie ein Autoimmunzusammenbruch aussah. Auch Annie wurde

zunehmend krank. Im Rückblick lag es nach ihrem Eindruck vor allem an dem krassen Gegensatz zwischen dem Arbeitsumfeld in ihrem früheren und ihrem jetzigen Job:

David: Ich versuche mir vorzustellen, wie das gewesen sein muss, von einer richtigen Tätigkeit – dem Unterrichten und der Betreuung von Kindern – zu etwas so vollkommen Sinnlosem und Erniedrigendem zu wechseln, nur um die Miete bezahlen zu können. Glauben Sie, dass viele Menschen in einer solchen Situation sind?

Annie: Ich stelle mir vor, dass das ziemlich häufig vorkommt! In schlecht bezahlten Kinderbetreuungstätigkeiten herrscht eine hohe Fluktuation. Manche Menschen erhalten eine zusätzliche Ausbildung und können dann nachhaltiger etwas tun, aber viele von denen (meistens Frauen), die ich kennengelernt habe und die ausgeschieden sind, enden in irgendeinem Büro oder im Einzelhandel.
Vor allem über einen Teil meiner Erlebnisse denke ich viel nach: Ich kam aus einem Umfeld, in dem ich den ganzen Tag über berührt wurde und berührt habe – ich hob Kinder hoch, wurde umarmt, nahm Kinder huckepack, wiegte sie in den Schlaf –, und dann bin ich in eine Umgebung gewechselt, in der keiner mit dem anderen geredet hat, von Berührungen ganz zu schweigen. Welchen Effekt das auf meinen Körper hatte, war mir nicht sofort klar, aber jetzt im Rückblick sehe ich, dass die Auswirkungen auf meine körperliche und seelische Gesundheit *gewaltig* waren.

Nach meiner Vermutung hat Annie nicht nur recht, sondern sie beschreibt auch ein ungewöhnlich krasses Beispiel für eine Dynamik, die in Wirklichkeit sehr verbreitet ist. Annie war überzeugt, dass nicht nur ihre Tätigkeit als solche sinnlos war, sondern dass eigentlich das ganze Unternehmen überhaupt nicht existieren sollte. Es war im besten Fall eine gewaltige Übung in Flickschusterei: Man wollte einige kleine Aspekte der Schäden ausbessern, die durch das berüchtigt schlecht funktionierende amerikanische Gesundheitssystem angerichtet wurden, dessen Teil das Unternehmen war. Aber in der Firma durfte natürlich niemand über solche Themen diskutieren. Niemand durfte in der Firma überhaupt über irgendetwas diskutieren. Die physische Isolation ging bruchlos in die soziale Isolation über. Jeder war gezwungen, um sich herum seine eigene kleine Blase zu schaffen.

In einem solchen eindeutig ungleichberechtigten sozialen Minimalumfeld können seltsame Dinge geschehen. Schon in den 1960er Jahren äußerte der radikale Psychoanalytiker Erich Fromm erstmals die Vermutung, »nichtsexuelle« Formen von Sadismus und Nekrophilie könnten sich in stark puritanischen, hierarchischen Umfeldern durch den Alltag ziehen.[10] In den 1990er Jahren kombinierte die Soziologin Lynn Chancer einige dieser Ideen mit denen der feministischen Psychoanalytikerin Jessica Benjamin und entwickelte daraus eine Theorie des Sadomasochismus im Alltagsleben.[11] Nach Chancers Feststellungen können angeblich »normale« Menschen im Gegensatz zu den Mitgliedern der tatsächlichen BDSM-Subkulturen, die sich vollständig bewusst sind, dass sie mit Vorspiegelungen

spielen, in eine Art pathologische Variante der gleichen sadomasochistischen Dynamik abgleiten, in der die am unteren Ende stehende Person verzweifelt um eine Anerkennung kämpft, die sich definitionsgemäß niemals einstellt, während die höhergestellte Person sich immer größere Mühe gibt, eine Dominanz zu praktizieren, von der beide wissen, dass sie letztlich eine Lüge ist – denn wäre der Höhergestellte tatsächlich das allmächtige, selbstbewusste, meisterhafte Wesen, das er zu sein vorgibt, müsste er nicht so empörend viel Mühe darauf verwenden, sich bei dem Tiefergestellten die Anerkennung seiner Macht zu sichern. Das ist natürlich der wichtigste Unterschied zwischen dem SM-Vorspiegelungsspiel – die sich daran beteiligen, bezeichnen es tatsächlich als »Spiel« – und seiner nichtsexuellen Ausprägungsform im wirklichen Leben. In der spielerischen Version werden alle Parameter sorgfältig im Voraus und im gegenseitigen Einverständnis festgelegt, wobei beide Parteien wissen, dass das Spiel in jedem Augenblick einfach durch Nennung eines zuvor festgelegten Codewortes beendet werden kann. Man braucht beispielsweise nur das Wort »orange« auszusprechen, dann wird der Partner sofort aufhören, heißes Wachs auf die Haut zu träufeln, und er wird sich von dem wahnsinnigen Marquis wieder in einen fürsorglichen Menschen verwandeln, der sich davon überzeugen will, dass er den anderen nicht wirklich verletzt hat. (Man kann sogar die Ansicht vertreten, dass das Vergnügen für die tiefergestellte Person gerade aus dem Wissen erwächst, dass sie die Macht hat, diese Verwandlung nach Belieben herbeizuführen.[12]) Genau das fehlt aber in realen

sadomasochistischen Situationen. Zum Chef kann man nicht »orange« sagen. Vorgesetzte legen nie im Vorhinein fest, wie man Mitarbeitende wegen verschiedenartiger Vergehen zusammenstauchen kann und wie nicht, und wenn eine Mitarbeiterin wie Annie gerügt oder auf andere Weise erniedrigt wird, weiß sie, dass nichts, was sie sagen könnte, dem Einhalt gebieten würde; es gibt kein Codewort, außer vielleicht »ich kündige«. Indem man diese Worte ausspricht, tut man aber mehr, als nur das Demütigungsszenario zu durchbrechen. Man durchbricht das gesamte Arbeitsverhältnis – was durchaus dazu führen kann, dass man am Ende ein ganz anderes Spiel spielt, in dem man verzweifelt herumlungert und nach etwas zu essen sucht, oder in dem man verhindern muss, dass einem die Heizung abgestellt wird.

Das Elend, vermeintlich kein Recht auf das Elend zu haben

Nach meiner Vermutung trägt also die schiere Sinnlosigkeit von Bullshit-Beschäftigungen zur Verstärkung der sadomasochistischen Dynamik bei, die bereits potenziell in jeder von oben nach unten gerichteten, hierarchischen Beziehung steckt. Das ist nicht unvermeidlich; manche Vorgesetzten sind großzügig und freundlich. Aber wenn jedes Gefühl eines gemeinsamen Zwecks fehlt, wenn es keinen Grund zu der Annahme gibt, die gemeinsamen Tätigkeiten würden das Leben für die Menschen außerhalb der Firma besser machen oder außerhalb der Firma überhaupt irgendeinen nennenswerten Effekt auf die

Menschen haben, verstärken sich in der Regel die kleinen Beleidigungen, Temperamentsausbrüche, Ressentiments und Grausamkeiten des Bürolebens, weil sich letztlich nichts anderes abspielt als bürointerne Strategien.

Viele waren wie Annie über die gesundheitlichen Auswirkungen entsetzt. Genau wie ein Häftling in Einzelhaft, bei dem sich zwangsläufig Gehirnschäden einstellen, so erlebt auch die Arbeitskraft, die jedes Bewusstseins für einen Zweck beraubt ist, häufig einen mentalen und körperlichen Verfall. In Kapitel 2 haben wir Nouri kennengelernt, der den Programmcode für einen unfähigen Wiener Psychologen reparierte. Er führte eine Art Tagebuch über seine aufeinanderfolgenden Bullshit-Tätigkeiten und ihre Auswirkungen auf seinen Geist und Körper:

> **Nouri:**
> Job 1: Programmierer, (sinnloses) Start-up.
> Auswirkung auf mich: Ich habe zum ersten Mal gelernt, mich selbst zu verabscheuen. Hatte jeden Monat eine Erkältung. Hochstaplersyndrom tötete mein Immunsystem ab.
> Job 2: Programmierer, (ehrgeiziges Projekt) Start-up.
> Auswirkung auf mich: Ich habe mich so angestrengt, dass mein Auge Schaden genommen hat und ich mich ausruhen musste.
> Job 3: Softwareentwickler, (betrügerisches) Kleinunternehmen.
> Auswirkung auf mich: die übliche Depression, Antriebsarmut.

> Job 4: Softwareentwickler (gescheitertes, funktionsunfähiges) ehemaliges Start-up.
> Auswirkung auf mich: Gnadenlose Mittelmäßigkeit und Befürchtungen wegen meiner Unfähigkeit, mich zu konzentrieren, legten meinen Geist lahm; ich bekam jeden Monat eine Erkältung; das Verbiegen meines Bewusstseins, mit dem ich mich motivieren wollte, schwächte mein Immunsystem. Posttraumatisches Belastungssyndrom. Meine Gedanken waren durch und durch mittelmäßig.

Nouri hatte das Pech, dass er nacheinander in mehrere gnadenlos absurde und/oder beleidigende Unternehmensumfelder hineinstolperte. Es gelang ihm, zumindest so weit geistig gesund zu bleiben, dass er einen vollständigen mentalen und körperlichen Zusammenbruch abwehren konnte, weil er ein anderes Gefühl für einen Zweck fand: Er begann mit einer detaillierten Analyse der sozialen und institutionellen Dynamik, die hinter gescheiterten Unternehmensprojekten stand. Eigentlich wurde er damit zum Anthropologen. (Das war für mich sehr nützlich. Danke, Nouri!) Dann entdeckte er die Politik und verwendete nun immer mehr Zeit und Mittel auf Pläne, um das System zu zerstören, das solche lächerlichen Tätigkeiten schuf. Als es so weit war, so berichtet er, verbesserte sich sein Gesundheitszustand.

Selbst in einem relativ angenehmen Unternehmensumfeld frisst das Gefühl der Zwecklosigkeit die Menschen auf. Es kommt dann vielleicht nicht zu akuten körperlichen und mentalen Verfallserscheinungen, aber zumindest kämpfen die Angestellten mit Gefühlen der

Leere oder Wertlosigkeit. Solche Empfindungen werden durch das Ansehen, den Respekt und die großzügige Bezahlung, die sich häufig mit solchen Positionen verbinden, keineswegs gelindert, sondern sogar noch weiter verstärkt. Inhaber von Bullshit-Jobs wie Lilian quälen sich insgeheim mit der Vermutung, dass sie eine bessere Bezahlung erhalten als ihre wirklich produktiven Untergebenen (»Was für ein Bullshit wäre das denn?«), oder dass andere legitime Gründe haben, sie zu hassen. Deshalb wissen viele Menschen wirklich nicht mehr genau, wie sie sich fühlen *sollten*. Ein moralischer Kompass steht ihnen nicht zur Verfügung. Dies kann man als eine Art moralische Orientierungslosigkeit auffassen.

Betrachten wir einmal einen relativ harmlosen Fall. Finn arbeitet bei einer Firma, die Softwarelizenzen auf Abonnementbasis vergibt:

> **Finn:** Von dem Augenblick an, als ich vor ein paar Jahren zum ersten Mal den Artikel über die »Bullshit-Jobs« gelesen habe, fand er in mir seinen Widerhall. Ich hole ihn noch heute manchmal heraus, lese ihn und mache Freunde darauf aufmerksam.
>
> Ich bin für technischen Support bei einem Unternehmen, das Software als Service vertreibt. Mein Job besteht anscheinend vorwiegend darin, in Besprechungen zu sitzen, E-Mails zu schreiben, meinem Team bevorstehende Veränderungen mitzuteilen, als Blitzableiter für Kundenbeschwerden zu dienen und Leistungsbeurteilungen zu schreiben.

Leistungsbeurteilungen, das räumt Finn ein, sind Bullshit, denn »hier weiß ohnehin schon jeder, wer die Trödler sind«. Er gesteht sogar bereitwillig, dass die meisten seiner Aufgaben Bullshit sind. Die nützliche Arbeit, die er leistet, besteht vorwiegend aus Flickschusterei: Er löst Probleme, die durch verschiedene, unnötig komplizierte bürokratische Prozesse innerhalb des Unternehmens entstehen. Außerdem ist das Unternehmen als Ganzes ziemlich sinnlos.

> **Finn:** Aber wenn ich mich hinsetze und das hier schreibe, gibt es einen Teil in meinem Gehirn, der meinen Bullshit-Job verteidigen will. Vor allem deshalb, weil der Job für mich und meine Familie sorgt. Ich glaube, an dieser Stelle kommt die kognitive Dissonanz ins Spiel. Aus emotionaler Sicht habe ich in keinster Weise in meinen Job oder die Firma investiert. Wenn ich am Montag dort erscheinen würde, und das Gebäude wäre verschwunden, wäre es nicht nur der Gesellschaft egal, sondern auch mir. Wenn sich mit meinem Job überhaupt eine Befriedigung verbindet, dann die, Experte für die Orientierung in einer schlecht organisierten Firma zu sein und Dinge erledigen zu können. Aber Experte für etwas Unnötiges zu sein, ist, wie man sich leicht vorstellen kann, nicht allzu erfüllend.
> Am liebsten wäre es mir, wenn ich Romane und Meinungsartikel schreiben könnte. In meiner Freizeit tue ich das auch, aber ich fürchte, wenn ich meinen Bullshit-Job aufgebe, würde es hinten und vorne nicht mehr reichen.

Das ist natürlich ein häufiges Dilemma. Der Job selbst mag unnötig sein, aber man kann darin kaum etwas Schlechtes sehen, solange er die Möglichkeit schafft, damit die eigenen Kinder zu ernähren. Man kann fragen, was das für ein Wirtschaftssystem ist, das eine Welt schafft, in der man die eigenen Kinder nur dann ernähren kann, wenn man sich während eines großen Teils seiner wachen Stunden mit nutzlosen Übungen im Kästchenankreuzen beschäftigt oder Probleme löst, die es gar nicht geben sollte. Man kann die Frage aber ebenso gut auch auf den Kopf stellen und fragen, ob das alles wirklich so nutzlos ist, wie es scheint, wenn das Wirtschaftssystem, das solche Jobs geschaffen hat, die Menschen in die Lage versetzt, ihre Kinder zu ernähren. Wollen wir den Kapitalismus wirklich im Nachhinein kritisieren? Vielleicht ist einfach jeder Aspekt des Systems, ganz gleich, wie nutzlos er zu sein scheint, schlicht und einfach so, wie er sein muss.

Gleichzeitig kann man aber auch die eigene Erfahrung, dass irgendetwas ganz schrecklich verkehrt ist, nicht einfach abtun.

Viele andere sprachen wie Lilian von der quälenden Diskrepanz zwischen dem äußeren Respekt, der ihnen von der Gesellschaft entgegengebracht wurde, und dem Wissen um das, was sie tatsächlich tun. Dan, Verwaltungsmitarbeiter in der Niederlassung eines britischen Unternehmens in Toronto, leistete nach eigener Überzeugung jede Woche nur eine bis zwei Stunden echte Arbeit – und die hätte er ohne Weiteres von zu Hause aus erledigen können. Der Rest war vollkommen sinnlos. Den Anzug anzuziehen und ins Büro zu kommen, war nach

seinem Eindruck nur ein raffiniertes, heiliges Ritual; eine Serie sinnloser Gesten, die er ausführen musste, um sich eines Respekts würdig zu erweisen, den er nicht verdiente. Bei der Arbeit fragte er sich ständig, ob seine Kollegen ähnlich empfanden.

> **Dan:** Es fühlte sich an wie eine kafkaeske Traumsequenz, in der nur ich das Pech hatte, dass mir klar wurde, wie dumm so vieles von dem ist, was wir tun. Tief in meinem Inneren hatte ich aber den Eindruck, als würden in Wirklichkeit alle dieses Erlebnis stillschweigend teilen. Wir müssen es alle gewusst haben! Wir waren sechs Leute im Büro, und alle waren »Manager« … In dem Gebäude gab es viel mehr Manager als normale Angestellte. Es war eine vollkommen absurde Situation.

In Dans Fall spielten alle die Scharade mit. Das Umfeld war keineswegs unangenehm. Die sechs Manager und ihre vorgesetzten Manager-Manager waren höflich, freundlich, gegenseitig hilfsbereit. Alle versicherten sie sich untereinander, was für eine tolle Tätigkeit sie hätten und was für eine Katastrophe es für alle anderen wäre, wenn sie nicht dem Team angehörten – aber das war nach Dans Eindruck nur ein Weg, um sich gegenseitig zu trösten, weil alle insgeheim wussten, dass sie kaum etwas taten, dass ihre Arbeit keinen gesellschaftlichen Wert hatte und dass es keine Rolle spielen würde, wenn sie nicht da wären. Außerhalb der Firma war es noch schlimmer: In der Familie wurde er als derjenige behandelt, der es im Leben wirklich zu etwas gebracht hatte. »Wie dumm und nutzlos ich mich gefühlt habe, ist ehrlich schwer zu beschreiben. Ich wurde

als ›junger Profi‹ ernst genommen – aber wusste irgendjemand von denen, was ich wirklich tat?«

Am Ende kündigte Dan und wurde Lehrer für Naturwissenschaften in einer Gemeinschaft der Cree-Indianer im Norden von Québec.

Es hilft auch nicht, dass Inhaber höherer Positionen regelmäßig darauf beharren, die Wahrnehmung der Nutzlosigkeit sei selbstverständlich absurd. Das ist nicht immer der Fall. Wie wir bereits erfahren haben, werden manche Manager im Wesentlichen mit den Augen zwinkern und lächeln; und einige wenige diskutieren vielleicht sogar ehrlich zumindest einen Teil der Vorgänge. Aber da mittlere Manager ihre Aufgabe im Allgemeinen darin sehen, Moral und Arbeitsdisziplin aufrechtzuerhalten, haben sie nach ihrer eigenen Wahrnehmung häufig kaum eine andere Wahl, als die Situation in ein rationales Gewand zu kleiden. (Das zu tun, ist sogar der einzige Teil ihrer Tätigkeit, der *kein* Bullshit ist.) Und je höher die Manager in der Hierarchie aufsteigen, desto vergesslicher scheinen sie zu werden – während sie gleichzeitig umso mehr formelle Autorität besitzen.

Vasily arbeitet als wissenschaftlicher Analyst bei einem europäischen Außenministerium. In seiner Behörde gibt es, wie er berichtet, ebenso viele Vorgesetzte wie Wissenschaftler, und jeder Satz in jedem Dokument, das von einem Wissenschaftler verfasst wird, durchläuft am Ende zwei Hierarchieebenen, wo es gelesen, überarbeitet und wieder nach unten weitergegeben wird, bis es keinerlei Sinn mehr hat. Zugegebenermaßen wäre dies ein größeres Problem, wenn auch nur die geringste Aussicht

bestünde, dass irgendjemand außerhalb der Behörde die Berichte jemals liest oder auch nur wüsste, dass sie existieren. Hin und wieder versucht Vasily, seine Vorgesetzten auf das alles aufmerksam zu machen.

> **Vasily:** Wenn ich die Nützlichkeit oder den Sinn unserer Arbeit infrage stelle, sehen meine Chefs mich an, als käme ich von einem anderen Planeten. Anders kann es auch nicht sein: Für sie ist es entscheidend, dass die Arbeit, die wir tun, nicht als völliger Unsinn betrachtet wird. Wäre das der Fall, würde man ihre Stellen streichen, und dann hätten sie keinen Job mehr.

In diesem Fall ist es nicht das kapitalistische Wirtschaftssystem, sondern das moderne internationale Staatensystem mit seinen verschiedenen konsularischen Diensten, Vereinten Nationen und Bretton-Woods-Institutionen, das auf der ganzen Welt ungezählte Tausende von (in der Regel gut bezahlten, angesehenen, angenehmen) Jobs schafft. Wie immer kann man darüber diskutieren, welche dieser Stellen wirklich nützlich sind und wofür. In einigen Fällen wird vermutlich wichtige Arbeit geleistet – zum Beispiel die Verhütung von Kriegen. Andere bestehen darin, immer wieder die Möbel umzustellen. Und das ist noch nicht alles: Innerhalb des Apparats gibt es Nischen, die zumindest ihren niedrigrangigen Bewohnern vollkommen überflüssig vorkommen. Diese Wahrnehmung, so erklärt Vasily, schafft Schuld- und Schamgefühle.

> **Vasily:** Wenn ich in der Öffentlichkeit bin und die Leute mich nach meiner Arbeit fragen, mag ich das nicht. Es gibt nichts zu sagen, nichts, worauf man stolz sein könnte. Für das Außenministerium tätig zu sein, hat ein hohes Ansehen. Wenn ich also sage, dass »ich beim Außenministerium arbeite«, reagieren die Leute in der Regel mit Respekt, aber eigentlich wissen sie nicht, was ich mache. Ich glaube, durch den Respekt wird alles noch schlimmer.

Man kann einem Menschen auf unzählige Arten ein Gefühl der Wertlosigkeit vermitteln. In den Vereinigten Staaten, die in solchen Bereichen häufig Pionierarbeit leisten, wurde unter anderem eine typisch amerikanische Methode des politischen Diskurses perfektioniert, bei der man anderen Vorträge darüber hält, was für Trottel sie doch sind, weil sie glauben, sie hätten auf irgendetwas ein Recht. Man kann es als »Rechteverhöhnung« bezeichnen. Diese gibt es in vielen Formen und Ausprägungen. Die rechtsgerichtete Version verurteilt andere, weil sie glauben, die Welt schulde ihnen ihren Lebensunterhalt, eine medizinische Behandlung, wenn sie schwer krank sind, Mutterschutz, Arbeitsplatzsicherheit oder gleichberechtigten gesetzlichen Schutz. Es gibt aber auch eine Version des linken Flügels: Sie besteht darin, dass man den Leuten sagt, sie sollten »ihre Privilegien überprüfen«, wenn sie den Eindruck haben, sie hätten das Recht auf irgendetwas, was ärmere oder stärker unterdrückte Menschen nicht besitzen.

Nach diesen Maßstäben kann selbst derjenige, der einen Polizeiknüppel über den Kopf bekommt und ohne Grund ins Gefängnis geworfen wird, sich nur dann über die

Ungerechtigkeit beklagen, wenn er zuerst alle Kategorien von Menschen benennt, denen dies mit größerer Wahrscheinlichkeit widerfährt. Die Verhöhnung der Rechte dürfte in Nordamerika ihre groteskeste Entwicklung erlebt haben, aber mit dem Aufschwung der neoliberalen Marktideologien hat sie sich über die ganze Welt verbreitet. Unter solchen Umständen ist es verständlich, dass die Forderung nach einem ganz neuen, uns nicht vertrauten Recht – beispielsweise dem Recht auf sinnvolle Beschäftigung[13] – ein hoffnungsloses Unterfangen zu sein scheint. Heute ist es schon schwer genug, ernst genommen zu werden, wenn man Dinge fordert, die wir angeblich bereits haben.

Von der Verhöhnung der Rechte sind vor allem die jüngeren Generationen betroffen. In den meisten wohlhabenden Ländern dürfte die Altersgruppe der 20- bis 30-Jährigen die erste Generation seit mehr als einem Jahrhundert sein, die im Ganzen mit nennenswert schlechteren Chancen und Lebensstandards rechnen muss als ihre Eltern. Gleichzeitig halten Linke und Rechte ihnen erbarmungslose Vorträge über ihre Ansprüche auf das Gefühl, etwas anderes verdient zu haben. Das macht es für jüngere Menschen besonders schwierig, sich über sinnlose Beschäftigung zu beklagen.

Lassen wir deshalb zum Schluss Rachel das Entsetzen einer ganzen Generation zum Ausdruck bringen.

Rachel war ein Mathematikgenie mit einem ersten Abschluss in Physik, aber sie stammte aus einer armen Familie. Sie strebte einen höheren Abschluss an, aber da die Studiengebühren an britischen Universitäten sich

verdreifacht hatten und die finanzielle Unterstützung drastisch zusammengestrichen worden war, blieb ihr nichts anderes übrig, als bei einem Versicherungsunternehmen eine Stelle als Katastrophenrisikoanalystin anzunehmen, um sich die notwendigen Mittel zu beschaffen. Das, so sagte sie sich selbst, würde sie ein Jahr ihres Lebens kosten, es wäre aber kein Weltuntergang.

> **Rachel:** Es ist nicht das Schlechteste – man erlernt neue Fähigkeiten, verdient ein wenig Geld und baut sich Netzwerke auf. Das jedenfalls habe ich gedacht. »Wie schlimm kann es realistischerweise werden?« Und natürlich hast du im Hinterkopf den Gedanken: »Jede Menge Menschen leisten ihr ganzes Leben lang langweilige Knochenarbeit und bekommen kaum Geld dafür. Wieso sollst du etwas so Besonderes sein, dass du nicht ein Jahr eine langweilige Bürotätigkeit ausführen kannst?«
> Die letzte Aussage drückt eine überragende Furcht selbstkritischer Angehöriger der Generation Y aus. Ich kann kaum einmal durch Facebook scrollen, ohne dass ich irgendeinen belehrend-nachdenklichen Text über die Ansprüche meiner Generation und den Widerwillen gegen ganz normale Tagesarbeit lese, um Himmels willen! Ich kann nur schwer ermessen, ob meine Maßstäbe für einen »erträglichen« Job vernünftig sind oder nur das lächerliche Produkt des Anspruchsdenkens einer verweichlichten Generation (wie meine Großmutter gesagt hätte).

Das ist, nebenbei bemerkt, insbesondere eine britische Spielart der Verhöhnung von Rechten (die sich allerdings zunehmend auch im Rest Europas ausbreitet): Ältere Menschen, die von der Wiege bis zur Bahre mit dem Schutz des Wohlfahrtsstaats aufgewachsen sind, machen sich über junge Leute lustig, weil die glauben, sie hätten das gleiche Anrecht. Darüber hinaus gab es einen weiteren Faktor, den einzugestehen Rachel allerdings ein wenig peinlich fand. Sie wurde auf ihrer Stelle extrem gut bezahlt; es war mehr, als ihre beiden Eltern jemals verdient hatten. Für jemanden, der sein ganzes Erwachsenenleben als mittellose Studierende verbracht und sich mit Aushilfstätigkeiten, Arbeit im Callcenter und Jobs in der Gastronomie finanziert hatte, war es erfrischend, endlich einen Eindruck vom bürgerlichen Leben zu bekommen.

> **Rachel:** Ich hatte schon das »Büroding« gemacht, und ich hatte das »Scheißjobding« gemacht, also wie schlimm kann ein Scheißbürojob eigentlich sein? Ich hatte keine Vorstellung von den Abgründen der tiefen Langeweile, in die ich unter einem Haufen von Bürokratie, entsetzlichem Management und unzähligen Bullshit-Aufgaben hinuntersinken würde.

Notwendig gemacht wurde Rachels Tätigkeit durch verschiedene Vorschriften für Kapitalgesellschaften, die ihr Arbeitgeber wie alle Unternehmen in einer ähnlichen Situation nicht einhalten wollte. Ein typischer Arbeitstag bestand also darin, dass sie jeden Morgen die E-Mails mit Daten in Empfang nahm, die besagten, wie viel Geld die verschiedenen Filialen des Unternehmens bei einem

hypothetischen Katastrophenszenario voraussichtlich verlieren würden; dann wurden die Daten »bereinigt«, in eine Tabellenkalkulation kopiert (wobei das Tabellenkalkulationsprogramm regelmäßig abstürzte und neu gestartet werden musste), und dann wurde eine Zahl für den Gesamtverlust berechnet. Wenn potenzielle juristische Probleme denkbar waren, musste Rachel die Zahlen so lange frisieren, bis das Problem verschwunden war. So jedenfalls lief es, wenn alles gut ging. An schlechten Tagen oder in schlechten Monaten dachten sich ihre Vorgesetzten komplizierte, offenkundig sinnlose Übungen aus, um sie zu beschäftigen – beispielsweise sollte sie »geistige Landkarten« aufbauen.[14] Oder sie gaben ihr gar keine Arbeit –, aber immer unter der Bedingung, dass sie auch dann, wenn sie nichts tat, aktiv so tun sollte, als täte sie etwas:

> **Rachel:** Das war das Seltsamste und (abgesehen vom Titel) vielleicht am meisten Bullshit-Artige an meiner Tätigkeit: Zwar war allgemein anerkannt, dass es eigentlich nicht genug Arbeit gab, aber es war nicht erlaubt, ganz offensichtlich nicht zu arbeiten. In einem Rückgriff auf die Frühzeit des Internets waren sogar Twitter und Facebook verboten.
>
> Mein akademischer Abschluss war recht interessant und mit viel Arbeit verbunden, deshalb hatte ich wiederum keine Vorstellung davon, welche entsetzliche Furcht ich empfinden würde, wenn ich morgens aufstand, den ganzen Tag in einem Büro sitzen sollte und mich darum bemühen musste, unauffällig die Zeit totzuschlagen.

> Der letzte Strohhalm bot sich nach monatelangen Klagen, als ich mich nach einer Woche des allergrößten Bullshits mit meiner Freundin Mindy auf einen Drink traf. Man hatte mich gerade gebeten, eine geistige Landkarte mit Farben zu versehen, und so zwischen »schön zu haben«, »haben müssen« und »hätte ich gerne in der Zukunft« zu unterscheiden. (Nein, ich habe auch keine Ahnung, was das bedeuten soll.) Mindy arbeitete an einem ähnlichen Bullshit-Projekt – sie schrieb Werbetexte für ein Unternehmensmagazin, das niemand liest.
>
> Sie schimpfte, und ich schimpfte. Ich hielt eine lange, leidenschaftliche Ansprache, und am Ende rief ich: »Ich kann nicht warten, bis der Meeresspiegel steigt und der Weltuntergang kommt, denn ich wäre lieber draußen und würde Fische und Kannibalen mit einem Speer jagen, den ich aus einem blöden Mast gebaut habe, statt diesen beschissenen Blödsinn zu machen!« Wir mussten beide lange lachen, dann fing ich an zu weinen. Am nächsten Tag kündigte ich. Das ist ein großer Vorteil, wenn man während des Studiums alle möglichen seltsamen, einfachen Jobs gemacht hat: Man findet fast immer schnell wieder Arbeit.
>
> Also ja, ich bin die Prinzessin auf der Erbse aus der Generation Schneeflocken und schmelze in der Wärme eines angenehm klimatisierten Büros dahin, aber, du lieber Gott, die Arbeitswelt ist Mist.

Von dem Gedanken, ein »langweiliger Bürojob« sei kein Weltuntergang, gelangte Rachel schließlich zwangsweise zu der Schlussfolgerung, dass der Weltuntergang in Wirklichkeit zu bevorzugen sei.[15]

Das Elend, zu wissen, dass man Schaden anrichtet

Es gibt noch eine weitere, geringfügig andere Form des sozialen Leidens, von der hier die Rede sein soll: das Elend, so zu tun, als würde man der Menschheit irgendeinen Nutzen bringen, wobei man gleichzeitig weiß, dass das genaue Gegenteil der Fall ist. Dies findet man aus naheliegenden Gründen am häufigsten bei sozialen Dienstleistungsunternehmen, die im Auftrag von Regierungen und Nichtregierungsorganisationen (NGOs) arbeiten. Meist handelt es sich dabei zumindest bis zu einem gewissen Grad um Rituale des Kästchenankreuzens, aber viele Betroffene sind sich auch bewusst, dass ihre Tätigkeit noch schlimmer als nur nutzlos ist: Sie schädigen die Menschen, denen sie angeblich helfen sollen. Shihi ist heute Künstlerin, aber früher war sie in New York als kommunale Therapeutin tätig:

> **Shihi:** Ich habe in den 1990er und 2000er Jahren als Therapeutin in einem kommunalen Zentrum für geistige Gesundheit in der Bronx gearbeitet. Ich habe einen Abschluss in Sozialarbeit.
> Meine Klienten wurden am Ende entweder zur »Behandlung« überwiesen, nachdem sie wegen irgendwelcher kleinen Vergehen im Gefängnis gesessen hatten (Clintons Strafgesetz). Nach der Inhaftierung hatten sie ihren Job und ihre Wohnung verloren, oder sie mussten einfach den Arbeits- oder Sozialbehörden beweisen, dass sie SSI [Supplemental Security Income,

Hilfe zum Lebensunterhalt] brauchten, weil sie geistig krank waren.

Manche waren tatsächlich geistig schwer krank, aber in vielen anderen Fällen handelte es sich einfach um sehr arme Menschen, die ständig von der Polizei belästigt wurden. Ihre Lebensbedingungen würden jeden »geisteskrank« machen.

Meine Aufgabe war es, die Therapie durchzuführen und ihnen im Wesentlichen zu sagen, dass es ihre eigene Schuld sei und dass es in ihrer Verantwortung stehe, ihr Leben zu verbessern. Und wenn sie täglich an dem Programm teilnahmen, sodass das Unternehmen sie über das medizinische Sozialprogramm Medicaid finanzieren konnte, kopierten die Mitarbeiter ihre medizinischen Akten und schickten sie an die Sozialbehörde, damit sie im Hinblick auf die Behindertenhilfe begutachtet werden konnten. Je mehr Papierkrieg in den Akten, desto besser standen die Aussichten.

Die Gruppen, die ich leiten musste, trugen Überschriften wie »Wutmanagement«, »Bewältigungsstrategien« und so weiter. Sie waren so beleidigend und bedeutungslos! Wie bewältigt man einen Mangel an anständigem Essen, und wie managt man die Wut gegenüber der Polizei, wenn sie einen misshandelt?

Meine Tätigkeit war nutzlos und schädlich. Viele NGOs profitieren von dem Elend, das durch Ungleichheit entsteht. Ich habe von dem, was ich dort getan habe, sehr schlecht gelebt, aber es bereitet mir noch heute große Schmerzen, dass ich eine Armutszuhälterin war.

Was dabei interessant und wichtig ist: Viele kleine Beamte, die im Namen des Papierkriegs absurde, schreckliche Dinge tun, sind sich genau bewusst, was sie anrichten und welche menschlichen Nachteile daraus entstehen – selbst wenn sie in der Regel glauben, sie müssten im Publikumsverkehr ein steinernes Gesicht aufsetzen. Manche schaffen sich rationale Begründungen. Einige empfinden dabei sogar sadistisches Vergnügen. Aber jedes Opfer des Systems, das sich schon einmal gefragt hat, wie solche Menschen eigentlich mit sich selbst leben können, findet vielleicht ein wenig Trost in der Tatsache, dass sie es in vielen Fällen tatsächlich nicht können. Als Meena ihre Stelle bei der Kommunalbehörde einer englischen Kleinstadt antrat, die manchmal als »Klein-Skid Row am Meer« bezeichnet wird, hatte man ihr gesagt, sie würde mit Obdachlosen arbeiten. Wie sie feststellen musste, stimmte das in einem gewissen Sinn auch:

> **Meena:** Meine Aufgabe bestand nicht darin, obdachlose Menschen unterzubringen, zu beraten oder ihnen in irgendeiner Form zu helfen. Stattdessen musste ich mich darum bemühen, ihre Papiere zu sammeln (Identitätsnachweis, Sozialversicherungsnummer, Einkommensnachweise und so weiter), sodass die Abteilung für vorübergehend Obdachlose die Zuschüsse für die Unterbringung beantragen konnte. Sie hatten drei Tage, die Papiere beizubringen. Wenn sie das nicht konnten oder wollten, musste ich ihre Sachbearbeiter auffordern, sie aus den Übergangsheimen hinauszuwerfen. Natürlich haben drogensüchtige Obdachlose häufig Schwierigkeiten, zwei

> Einkommensnachweise und anderes beizubringen. Das Gleiche gilt aber auch für 15-Jährige, die von ihren Eltern verlassen wurden, für Veteranen mit posttraumatischer Belastungsstörung und für Frauen, die vor häuslicher Gewalt flüchten.

Letztlich, so erklärt Meena, hatte sie also die Aufgabe, ehemals obdachlosen Menschen damit zu drohen, dass sie wieder obdachlos würden, »und alles nur, damit eine Abteilung von einer anderen eine Geldüberweisung fordern kann«. Wie das war? »Es zerstört die Seele.« Nach sechs Monaten konnte sie es nicht mehr ertragen und kehrte dem öffentlichen Dienst völlig den Rücken.

Meena kündigte. Beatrice, die bei einer anderen Kommunalbehörde arbeitete, konnte es ebenfalls nicht mehr ertragen, als sie miterlebte, wie Kollegen über Briefe an Pensionäre lachten, die absichtliche Fehler enthielten, weil die Empfänger damit verwirrt werden sollten und die Behörde ihnen fälschlich Zuschläge für zu späte Zahlung in Rechnung stellen konnte. Wie sie erklärt, hatte nur eine Handvoll Kollegen echtes Vergnügen daran, die Bürger zu betrügen, in deren Dienst sie eigentlich standen, aber es warf ein entsetzliches Licht auf eine ansonsten legere, freundliche Arbeitsumgebung. Sie versuchte, sich bei Vorgesetzten zu beschweren (»Das ist doch sicher nicht richtig!«). Aber die sahen sie an, als wäre sie verrückt. Also ergriff Beatrice die erste Gelegenheit, um sich eine andere Stelle zu suchen.

George arbeitete bei Atos, einem französischen Unternehmen, das von der britischen Regierung den Auftrag erhalten hatte, möglichst vielen Bürgern den

Behindertenstatus abzuerkennen (in den folgenden Jahren stellte sich heraus, dass mehr als 2000 Menschen gestorben waren, kurz nachdem man sie für »arbeitsfähig« erklärt hatte[16]). Er berichtet, dass alle Angestellten des Unternehmens genau begreifen würden, was abläuft, und »Atos in stiller Verzweiflung hassen«. In anderen Fällen sind Angehörige des öffentlichen Dienstes überzeugt, sie seien in ihrer Behörde die Einzigen, die herausgefunden haben, wie nutzlos oder zerstörerisch ihre Arbeit wirklich ist – wenn man sie aber fragt, ob sie ihre Ansichten gegenüber den Kollegen unmittelbar geäußert hätten, verneinen sie fast immer; damit lassen sie die Möglichkeit offen, dass ihre Kollegen ebenso davon überzeugt sind, sie wüssten als Einzige, was wirklich abläuft.[17]

Mit alledem begeben wir uns auf ein etwas anderes Terrain. Vieles, was in solchen Behörden abläuft, ist schlicht sinnlos, aber eine zusätzliche Dimension von Schuld und Schrecken kommt hinzu, wenn man weiß, dass man aktiv daran beteiligt ist, anderen wehzutun. Schuldgefühle aus naheliegenden Gründen. Schrecken, weil in solchen Umfeldern nahezu immer düstere Gerüchte die Runde machen, in denen es darum geht, was mit Whistleblowern geschehen wird. Aber im Alltag vertieft das alles einfach Beschaffenheit und Qualität des Elends, das sich mit solchen Jobs verbindet.

Coda: Die Auswirkungen von Bullshit-Jobs auf die Kreativität der Menschen und die Gründe dafür, warum der Versuch, sich

kreativ oder politisch gegen sinnlose Tätigkeiten zu wehren, als eine Form der geistigen Kriegsführung gelten kann

Zum Abschluss möchte ich auf das Thema der seelischen Gewalt zurückkommen.

Man kann sich kaum etwas anderes vorstellen, was die Seele so zerstört – wie Meena es formulierte –, als wenn man gezwungen ist, gegen den eigenen Willen Akte der willkürlichen bürokratischen Grausamkeit zu vollziehen. Zum Gesicht des Apparats zu werden, den man verachtet. Zu einem Monster zu werden. So ist es beispielsweise meiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, dass die beängstigendsten Ungeheuer in der populären Literatur nicht einfach damit drohen, den anderen zu zerfleischen, zu foltern oder zu töten, sondern ihn selbst zu einem Monster zu machen. Man denke nur an Vampire, Zombies und Werwölfe. Das ist so entsetzlich, weil sie nicht nur den Körper, sondern auch die Seele bedrohen. Und es ist vermutlich der Grund, warum insbesondere Heranwachsende sich davon angezogen fühlen: Die Adoleszenz ist genau die Zeit, in der die meisten von uns zum ersten Mal mit der Aufgabe konfrontiert werden, nicht zu einem Monster der Art zu werden, die wir verachten.

Nutzlose oder hinterhältige Tätigkeiten, die den Vorwand eines Dienstes für die Öffentlichkeit beinhalten, sind vielleicht am schlimmsten, aber fast alle in diesem Kapitel erwähnten Jobs kann man in dieser oder jener Hinsicht als Seelenzerstörer betrachten. Bullshit-Jobs verursachen regelmäßig Gefühle der Hoffnungslosigkeit, der Depression

und der Selbstverachtung. Es sind Formen einer seelischen Gewalt, die sich gegen den innersten Kern dessen richtet, was es bedeutet, ein Mensch zu sein.

Wenn meine Argumentation aus dem vorangegangenen Kapitel stimmt – wenn also die Unversehrtheit der menschlichen Psyche und sogar die körperliche Unversehrtheit (soweit man beides überhaupt vollkommen trennen kann) von den Beziehungen zu anderen und von dem Gefühl, selbst in der Welt etwas bewirken zu können, abhängt –, können solche Jobs kaum etwas anderes sein als seelische Gewalt.

Damit will ich aber nicht behaupten, die Seele besitze keine Mittel zum Widerstand. Zum Ende dieses Kapitels dürfte es durchaus angemessen sein, Notiz von dem so entstehenden geistigen Krieg zu nehmen und einige Methoden zu dokumentieren, mit denen Angestellte selbst für ihre seelische Gesundheit sorgen, indem sie sich mit anderen Projekten beschäftigen. Wenn man will, kann man von Guerillazielen sprechen. Robin, der als Aushilfe tätig war, stellte seinen Bildschirm so ein, dass es aussah, als würde er programmieren, obwohl er in Wirklichkeit im Web surfte, die Zeit für kostenlose Redaktionstätigkeiten an einer Anzahl von Wikipedia-Seiten nutzte, die er überwachte (darunter offensichtlich auch meine), und zum Betrieb einer Initiative für alternative Währungen. Andere gründen Unternehmen, schreiben Drehbücher und Novellen oder betreiben heimlich Agenturen für Sexdienstleistungen.

Wieder andere flüchten sich in Träumereien im Stil von Walter Mitty – ein traditioneller Bewältigungsmechanismus

für Menschen, die dazu verurteilt sind, ihr ganzes Leben in einem sterilen Büroumfeld zu verbringen. Vermutlich ist es kein Zufall, dass es sich dabei heutzutage häufig nicht um Fantasien handelt, ein Fliegerass aus dem Ersten Weltkrieg zu sein, einen Erbprinzen zu heiraten oder zu einem Teenagerschwarm zu werden, sondern einen besseren – ganz einfach einen lächerlich besseren – Job zu haben.
Boris beispielsweise arbeitet bei »einer großen internationalen Institution« und schreibt dort Bullshit-Berichte. In dem folgenden Bericht macht er sich offensichtlich ein wenig über sich selbst lustig:

> **Boris:** Es ist eindeutig ein Bullshit-Job, denn ich habe alles Mögliche versucht, Selbsthilferatgeber, heimliche Onanierpausen, Anrufe bei meiner Mutter und Weinen, denn mir war klar, dass alle meine Lebensentscheidungen reiner Mist waren. Dennoch mache ich weiter, denn ich muss meine Miete zahlen.
> Und das ist noch nicht alles. Meine Situation, die mir eine mäßige bis schwere Depression verursacht, zwingt mich auch, die eigentliche Berufung meines Lebens hinauszuschieben: persönlicher Assistent von J. Lo oder Beyoncé zu sein (entweder getrennt oder gleichzeitig). Ich bin ein hart arbeitender, ergebnisorientierter Mensch, deshalb glaube ich, dass ich damit gut zurechtkäme. Ich wäre auch bereit, für eine von den Kardashians zu arbeiten, insbesondere für Kim.

Die meisten Aussagen drehen sich jedoch um Kreativität als Form des Ungehorsams. Die hartnäckige Tapferkeit, mit der viele sich darum bemühen, sich mit Kunst, Musik,

Schriftstellerei oder Dichtung zu beschäftigen, dient als Gegengift zur Sinnlosigkeit ihrer »eigentlichen«, bezahlten Arbeit. Natürlich könnte hier eine Stichprobenverzerrung mitspielen. Die Aussagen, die ich erhielt, stammten im Wesentlichen von meinen Followern auf Twitter, einer Bevölkerungsgruppe, die wahrscheinlich kunstsinniger und politisch engagierter ist als die Öffentlichkeit insgesamt. Deshalb möchte ich nicht darüber spekulieren, wie häufig so etwas vorkommt. Aber bestimmte interessante Gesetzmäßigkeiten kristallisieren sich heraus.

So nutzen beispielsweise Arbeitskräfte, die aufgrund einer bestimmten Fähigkeit eingestellt wurden und diese dann eigentlich nicht ausüben dürfen, nur in seltenen Fällen die gleiche Fähigkeit im Geheimen, wenn sie merken, dass sie viel freie Zeit haben. Fast immer tun sie am Ende etwas anderes. In Kapitel 3 war davon die Rede, wie Ramadan, der Ingenieur, der davon träumte, an vorderster Front von Wissenschaft und Technologie zu arbeiten, einfach aufgab, als er merkte, dass er in Wirklichkeit den ganzen Tag nur herumsitzen und Papierkram erledigen sollte. Statt insgeheim wissenschaftliche Projekte zu verfolgen, stürzte er sich in Filme, Romane und die Geschichte der gesellschaftlichen Bewegungen in Ägypten. So etwas ist typisch. Faye, die darüber nachdachte, eine Kampfschrift mit dem Titel »Wie man die Seele in einem Unternehmensumfeld unversehrt hält« zu schreiben, greift auf die Musik zurück.

Faye: Die frustrierte Musikerin in mir hat Wege gefunden, um lautlos Musik zu lernen, während ich an meinem Schreibtisch in der Firma festsitze. Eine Zeit lang habe

> ich mich mit klassischer indischer Musik beschäftigt und mich mit zwei ihrer Rhythmussysteme vertraut gemacht. Die indischen Systeme sind abstrakt, zahlenorientiert und werden nicht aufgeschrieben; damit eröffnete sich für mich ein Weg, schweigend und unsichtbar im Kopf zu üben.
> Deshalb kann ich Musik improvisieren, während ich im Büro sitze, und sogar Eindrücke aus meiner Umgebung aufnehmen. Man kann zur tickenden Uhr grooven, wenn langweilige Meetings sich hinziehen, oder man macht eine Telefonnummer zu einem rhythmischen Gedicht. Man kann die Silben des Unternehmensjargons in eine Art Hip-Hop übersetzen, oder man interpretiert die Abmessungen des Aktenschranks als Polyrhythmus. Damit habe ich mich gegen die gesammelte Langeweile am Arbeitsplatz besser abgeschirmt, als ich es überhaupt erklären kann. Vor ein paar Monaten habe ich sogar bei Freunden einen Vortrag darüber gehalten, wie man mit Rhythmus spielend die Langeweile am Arbeitsplatz lindern kann, und ich habe gezeigt, wie man Aspekte einer langweiligen Besprechung zu einer Funk-Komposition machen kann.

Lewis, der sich selbst als »Pseudo-Investmentbanker« bezeichnet und bei einem Finanzberatungsunternehmen in Boston tätig ist, arbeitet an einem Theaterstück. Als ihm klar wurde, dass seine Funktion in der Firma im Wesentlichen sinnlos war, verlor er die Motivation und damit auch die Fähigkeit, sich in den ein bis zwei Stunden am Tag, in denen er tatsächlich arbeiten musste, zu konzentrieren. Seine Vorgesetzte, eine Pedantin in Sachen

Zeit und »Optik«, die aber in Fragen der Produktivität bemerkenswert gleichgültig war, kümmerte es anscheinend nicht, was Lewis tat, solange er das Büro nicht vor ihr verließ, aber der mittelwestlich-amerikanische Schuldkomplex, wie er es nennt, veranlasste ihn, ein Mittel zum Weitermachen zu finden.

Lewis: Glücklicherweise habe ich ein automatisches Stehpult und viel mäßig schuldbelastete Freizeit. Im Laufe der vergangenen drei Monate habe ich diese Zeit genutzt, um mein erstes Theaterstück zu schreiben. Seltsamerweise stand am Anfang der kreativen Produktivität nicht der Wunsch, sondern die Notwendigkeit. Ich stellte fest, dass ich viel produktiver und leistungsfähiger bin, wenn ich an einer Szene oder einem Dialog herumgekaut habe. Um die rund 70 Minuten tatsächliche Arbeit zu erledigen, die ich an einem Tag tun muss, brauche ich drei bis vier Stunden kreatives Schreiben.

Faye und Lewis sind ungewöhnlich. Die häufigste Klage derer, die in einem Büro gefangen sind und den ganzen Tag über nichts tun, lautet: Es ist schwierig, die Zeit stattdessen für etwas Lohnendes zu verwenden. Man könnte sich vorstellen, dass Millionen gut ausgebildete junge Männer und Frauen, die keine echten Arbeitsaufgaben haben, aber über Zugang zum Internet verfügen – das zumindest potenziell eine Fundgrube für nahezu das gesamte Wissen und die kulturellen Errungenschaften der Menschheit darstellt –, eine Art Renaissance in Gang setzen. In Wirklichkeit ist nichts

geschehen, was auch nur entfernt in diese Richtung geht. Stattdessen hat die Situation zum Aufblühen der sozialen Medien geführt (Facebook, YouTube, Instagram, Twitter), das heißt einer Form der elektronischen Medien, die sich dazu eignet, produziert und konsumiert zu werden, während man so tut, als täte man etwas anderes. Nach meiner Überzeugung ist dies der Hauptgrund für den Aufschwung der sozialen Medien, insbesondere wenn man sie nicht nur im Licht der Vermehrung von Bullshit-Jobs betrachtet, sondern auch unter dem Gesichtspunkt der zunehmenden Bullshitisierung echter Tätigkeiten. Wie wir bereits erfahren haben, sind die Bedingungen im Einzelnen von einem Bullshit-Job zum anderen sehr unterschiedlich. Manche Angestellte werden gnadenlos überwacht, von anderen erwartet man, dass sie eine Alibitätigkeit ausführen, ansonsten lässt man sie aber mehr oder weniger in Ruhe. In den meisten Fällen liegt die Wirklichkeit irgendwo dazwischen. Aber auch im besten Fall müssen die Mitarbeitenden in Bereitschaft stehen und zumindest eine gewisse Energie aufwenden, wenn ihnen jemand über die Schulter blickt; sie müssen eine falsche Front aufrechterhalten, dürfen niemals zu offensichtlich mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt sein. Das alles und die Unfähigkeit, in vollem Umfang mit anderen zusammenzuarbeiten, begünstigt eine Kultur der Computerspiele, des YouTube-Geschwätzes, der Meme und der Twitter-Kontroversen stärker als beispielsweise Rock-’n’-Roll-Musik, Dichtung oder experimentelles Theater, wie sie im Wohlfahrtsstaat aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts geschaffen wurden. Wir erleben den

Aufschwung bestimmter Formen der volkstümlichen Kultur: Büroangestellte können sie in den vereinzelten, heimlichen Zeiträumen produzieren und konsumieren, die ihnen an Arbeitsplätzen, an denen es nichts zu tun gibt, ohne dass sie es offen zugeben könnten, zur Verfügung stehen.

In manchen Aussagen wurde auch die Tatsache beklagt, dass man traditionelle künstlerische Ausdrucksformen unter Bullshit-Bedingungen schlicht und einfach nicht verfolgen kann. Padraigh, ein irischer Absolvent einer Kunsthochschule, geriet durch die Besonderheiten des irischen Sozial- und Steuersystems – das, wie er erklärt, eine selbstständige Beschäftigung nahezu unmöglich macht, wenn man nicht sehr reich ist – an eine sinnlose Stelle bei einem ausländischen, multinationalen Technikunternehmen und war gezwungen, die Berufung seines Lebens aufzugeben:

> **Padraigh:** Mich macht vor allem verrückt, dass ich außerhalb der Arbeit nicht mehr in der Lage war, zu malen, meinen kreativen Impulsen zu folgen, zu zeichnen oder meine Ideen auf der Leinwand festzuhalten. Darauf konnte ich mich ganz konzentrieren, solange ich arbeitslos war, nur zahlte es sich nicht aus. Jetzt habe ich das Geld, aber nicht die Zeit, die Energie oder den freien Kopf, um kreativ zu sein.[18]

Dennoch gelingt es ihm, weiterhin als Anarchist politisch aktiv zu sein: Er ist entschlossen, das Wirtschaftssystem zu zerstören, das es ihm nicht erlaubt, der wahren Berufung seines Lebens nachzugehen. James dagegen, ein Rechtsbeistand in New York, muss sich auf Akte des

subtilen Protests beschränken: »Wenn ich den ganzen Tag in einer sterilen Büroumgebung verbracht habe, bin ich geistig so abgestumpft, dass ich nichts anderes mehr tun kann, als sinnlos Medien zu konsumieren«, sagt er. »Und gelegentlich, ja, da fühle ich mich wegen alledem ganz schön deprimiert: die Isolation, die Nutzlosigkeit, die Müdigkeit. Mein einziger kleiner Akt der Rebellion besteht darin, dass ich bei der Arbeit jeden Tag einen Anstecker mit schwarz-roten Sternen trage – sie haben keine Ahnung davon!«

Und schließlich ist da der britische Psychologe, der durch die Bildungsreform des Premierministers Tony Blair in den 1990er Jahren als Lehrer entlassen und als »Projektassessor« wieder eingestellt wurde, um etwas über die Auswirkungen der Entlassung von Lehrern herauszufinden.

Harry: Mich überrascht, dass es erstaunlich schwierig ist, Zeit, für die man bezahlt wird, für etwas anderes zu verwenden. Ich hätte mich schuldig gefühlt, wenn ich die Bullshit-Arbeit umgangen und die Zeit beispielsweise dazu verwendet hätte, mit dem Schreiben eines Romans anzufangen. Ich fühlte mich verpflichtet, mir Mühe zu geben, um die Tätigkeiten auszuführen, die ich laut Vertrag ausführen sollte – auch wenn ich wusste, dass diese Tätigkeiten vollkommen nutzlos waren.

David: Wissen Sie, dass ist ein Thema, das in den Berichten, die ich gelesen habe, immer wieder auftaucht: Es gibt Jobs, die eigentlich großartig sind, weil man eine Menge Geld dafür bekommt, dass man wenig oder gar nichts tut, und bei denen oft nicht einmal darauf bestanden wird,

dass man so tut, als ob man arbeitet, und doch machen sie die Menschen verrückt, weil die keinen Weg finden können, um Zeit und Energie in eine andere Tätigkeit zu lenken.

Harry: Ich sage Ihnen etwas, was Ihre Behauptung bestätigt. Derzeit arbeite ich als Ausbildungsmanager in einem Busdepot. Nicht allzu glamourös natürlich, aber viel sinnvolle Arbeit. Und ich arbeite jetzt auch mehr freiberuflich zum Vergnügen (Kurzgeschichten, Artikel) als in dem völlig anspruchslosen Bullshit-Job.

David: Vielleicht sind wir da einer Sache auf der Spur!

Harry: Ja, es ist wirklich interessant.

Einen Bullshit-Job zu nutzen, um andere Projekte voranzutreiben, ist also nicht einfach. Es erfordert Erfindungsreichtum und die Entschlossenheit, sich Zeit zu nehmen, die zuvor abgeflacht und vereinheitlicht wurde – was in einem »sterilen Büroumfeld«, wie James es nennt, in aller Regel geschieht –, sie dann in oft unberechenbar große Teilstücke zu zerlegen und diese Zeit für Projekte zu verwenden, die Nachdenken und Kreativität erfordern. Wer das schafft, hat bereits einen großen Teil seiner – vermutlich endlichen – kreativen Energie nur darauf verwendet, sich selbst in eine Lage zu bringen, in der man die Zeit für etwas Ehrgeizigeres als Männchenmalen verwenden kann. Nicht dass am Männchenmalen etwas falsch wäre. Ich habe einige sehr gute Zeichnungen gesehen. Aber man würde sich gern vorstellen, dass unsere jungen Leute für Größeres bestimmt sind.

Einige Berichte erhielt ich auch von Arbeitskräften, die nach eigenem Eindruck die von Bullshit-Jobs verursachte

mentale Zerstörung im Wesentlichen überwunden hatten; das waren fast immer Menschen, die einen Weg gefunden hatten, um solche Jobs auf einen oder zwei Tage in der Woche zu beschränken. Wie nicht besonders betont zu werden braucht, ist so etwas logistisch entweder aus finanziellen Gründen oder wegen der Karriere äußerst schwierig oder sogar unmöglich. In dieser Hinsicht könnte Hannibal als Erfolgsgeschichte durchgehen. Erinnern wir uns noch einmal an ihn: Er schreibt Bullshit-Berichte für Marketingagenturen, erhält dafür bis zu 12 000 britische Pfund das Stück und bemüht sich, seine Arbeit möglichst auf einen Tag in der Woche zu beschränken. In der restlichen Zeit verfolgt er Projekte, die er für vollkommen lohnend hält, wobei er aber zugleich weiß, dass er sie selbst nicht finanzieren könnte.

> **Hannibal:** Eines der Projekte, an denen ich arbeite, ist die Erstellung eines Bildverarbeitungsalgorithmus, mit dem man preisgünstige Diagnosestreifen für Tuberkulosepatienten in Entwicklungsländern auslesen kann. Die Tuberkulose ist weltweit eine der tödlichsten Krankheiten: Sie ist jedes Jahr für eineinhalb Millionen Todesfälle verantwortlich, und bis zu acht Millionen Menschen sind ständig infiziert. Die Diagnose ist nach wie vor ein beträchtliches Problem – wenn man also die Behandlung von nur einem Prozent dieser acht Millionen Patienten verbessern kann, rettet man jedes Jahr einige Zehntausend Menschenleben. Wir bewirken bereits etwas. Die Arbeit ist für alle Beteiligten lohnend. Sie ist technisch anspruchsvoll, beinhaltet Problemlösungsverfahren und die gemeinsame Arbeit

> zum Erreichen eines höheren Ziels, an das wir alle glauben. Es ist das genaue Gegenteil eines Bullshit-Jobs. Und doch erweist es sich praktisch als unmöglich, dafür mehr als sehr geringe Geldbeträge zu beschaffen.

Selbst nachdem er viel Zeit und Energie darauf verwendet hatte, verschiedene Gesundheitsmanager davon zu überzeugen, dass das Projekt potenziell gewinnbringende Nebeneffekte haben könnte, sammelte er nur so viel Geld, dass er damit die Aufwendungen für das Projekt selbst bezahlen konnte, aber es reichte nicht, um denjenigen, die daran arbeiteten – einschließlich seiner selbst –, irgendeine Bezahlung bieten zu können. Also schreibt Hannibal sinnlose Wortspaghetti für Marketingforen, um ein Projekt zu finanzieren, mit dem man tatsächlich Menschenleben retten kann.

> **Hannibal:** Wenn ich die Gelegenheit habe, frage ich Leute, die in den PR-Abteilungen oder bei globalen Pharmakonzernen arbeiten, was sie von diesem Zustand halten. Die Reaktionen sind interessant. Wenn ich mit Leuten rede, die jünger sind als ich, glauben sie in der Regel, ich wollte sie einer Art Prüfung unterziehen oder sie überrumpeln. Vielleicht will ich sie ja nur dazu bringen, dass sie ihre Arbeit als wertlos bezeichnen, damit ich ihren Chef überzeugen kann, sie als überflüssig zu betrachten? Frage ich dagegen Leute, die höhergestellt sind als ich, sagen sie in der Regel so etwas wie »Willkommen in der Wirklichkeit«, als wäre ich irgendein halbwüchsiger Aussteiger, der es noch »kapieren muss« und sich damit abzufinden hat, dass

man nicht den ganzen Tag zu Hause Videospiele spielen und Gras rauchen kann. Ich muss zugeben, dass ich als Teenager viel Zeit auf so etwas verwendet habe, aber ich bin kein Teenager mehr. Meistens berechne ich ihnen eine riesige Geldsumme für das Schreiben von Bullshit-Berichten, und dann stelle ich oft fest, dass ein Moment des Nachdenkens eintritt, wenn sie sich insgeheim die Frage stellen, wer es eigentlich »nicht kapiert hat«.

Hannibal steht in dem Spiel ganz oben. Er ist ein angesehener Wissenschaftler, der voller Selbstvertrauen durch die Korridore der Unternehmensmacht wandeln kann. Er ist sich aber auch bewusst, dass es im Berufsleben am wichtigsten ist, die richtige Rolle zu spielen: Form wird immer höher geschätzt als Inhalt, und allen Anzeichen zufolge füllt er seine Rolle mit höchster Geschicklichkeit aus.[19] Deshalb kann er seine Bullshit-Tätigkeiten im Wesentlichen als eine Art Masche betrachten, als Betrug, den er der Welt des Unternehmens überstülpt. Er kann sich selbst als eine Art moderner Robin Hood in einer Welt betrachten, in der »es umstürzlerisch ist, etwas Lohnendes zu tun«, wie er es formuliert.

Hannibals Szenario kennzeichnet den besten Fall. Andere wenden sich dem politischen Aktivismus zu. Das kann für die emotionale und körperliche Gesundheit von Arbeitskräften äußerst nützlich sein,[20] und es lässt sich gewöhnlich – zumindest wenn es sich um digitalen Aktivismus handelt – leichter in die zerstückelte Zeit im Büro integrieren als konventionellere kreative Beschäftigungen. Dennoch ist häufig eine gewaltige psychische und emotionale Anstrengung notwendig, um

sinnvolle Interessen und Bullshit-Arbeit ins Gleichgewicht zu bringen. Ich habe bereits Nouris arbeitsbedingte Gesundheitsprobleme erwähnt, die sich deutlich besserten, als er begann, sein Arbeitsumfeld gewerkschaftlich zu organisieren. Das erforderte eindeutig geistige Disziplin, aber diese war nicht annähernd so groß wie die Disziplin, die notwendig war, um in einem Unternehmensumfeld effizient zu funktionieren, in dem hoher Druck herrschte, wobei man gleichzeitig wusste, dass die eigene Arbeit überhaupt keine Auswirkungen hatte.

> **Nouri:** Ich musste buchstäblich »verrückt« werden, um mich an die Arbeit zu machen. Musste »mich« wegbürsten und zu dem Ding werden, das diese Arbeit tun kann. Hinterher brauchte ich oft einen ganzen Tag, um mich zu erholen und mich wieder daran zu erinnern, wer ich eigentlich bin. (Wenn ich das nicht tat, wurde ich für die Menschen in meinem Privatleben zu einem giftigen Nörgler, der sich über Kleinigkeiten aufregte.) Also musste ich alle möglichen mentalen Methoden finden, um die Arbeit erträglich zu machen. Die wirksamste Motivation waren Termine und Wut. (Ich tat zum Beispiel so, als sei ich beleidigt, und dann würde ich es ihnen mit meiner ausgezeichneten Produktivität zeigen.) Aber das machte es schwierig, die verschiedenen Teile von mir zu organisieren, die ursprünglichen Dinge, die zum »Ich« zusammenfließen; sie gingen oft seltsame Wege.
>
> Dagegen konnte ich abends lange aufbleiben und stundenlang an der Arbeitsplatzorganisation arbeiten, beispielsweise wenn ich den Kollegen beibrachte, wie

> man verhandelt, programmiert oder Projektmanagement macht … Dann war ich ganz ich selbst. Meine Fantasie und Logik arbeiteten im Einklang. Bis ich anfing zu träumen und schlafen gehen musste.

Auch Nouri erlebte die Arbeit an sinnvollen Projekten als etwas völlig anderes. Im Gegensatz zu Hannibal arbeitete er allerdings nicht mit einem Team zusammen. Aber schon die Arbeit zum Erreichen eines größeren, sinnvollen Ziels schuf für ihn nach eigener Einschätzung die Möglichkeit, ein zerschmettertes Ich wieder zusammenzufügen. Und am Ende fand er auch die Samen einer Gemeinsamkeit zumindest in der Minimalform eines ebenso isolierten Arbeitsplatzorganisators:

> **Nouri:** Wenn ich mich vorgestellt habe, habe ich gesagt, Programmieren sei meine Tagesarbeit und Arbeitsplatzorganisation mein eigentlicher Job. Mein Arbeitsplatz subventioniert meinen Aktivismus. Kürzlich habe ich online jemanden gefunden, dem es ganz ähnlich ging wie mir; wir sind enge Freunde geworden, und seit vergangener Woche fällt es mir viel leichter, zur Arbeit in »die Zone« zu gehen. Ich glaube, das liegt daran, dass mich jemand versteht. Für alle meine anderen »engen« Freunde bin ich ein aktiver Zuhörer, ein Resonanzboden – sie verstehen einfach nicht, was mir wichtig ist. Wenn ich meinen Aktivismus auch nur erwähne, verdrehen sie die Augen.
>
> Aber auch jetzt muss ich meinen Geist leer machen, um arbeiten zu können. Ich höre »Varðeldur« von Sigur Rós, das mein neuer Freund mir geschickt hat. Dann verfalle

ich in eine Art meditative Trance. Wenn der Song zu Ende ist, ist mein Geist leer, und ich kann die Arbeit ziemlich fix hinter mich bringen.

Es ist immer gut, ein düsteres Kapitel mit einer erlösenden Anmerkung zu beenden. Die Geschichten zeigen, selbst angesichts der schlimmsten Bullshit-Jobs, ist es möglich, noch Sinn und Ziel zu finden. Die »Kunst der Drückebergerei«, wie sie manchmal genannt wird, mag in bestimmten Traditionen der Arbeiterklasse hoch entwickelt sein und sogar geschätzt werden, aber richtige Vermeidung setzt anscheinend auch voraus, dass es etwas zu vermeiden gibt. In einem echten Bullshit-Job ist häufig nicht klar, was jemand eigentlich tun soll, was er über seine Tätigkeit sagen kann und was nicht, wen man fragen kann und was, wie viel und innerhalb welcher Parameter erwartet wird, dass man so tut, als ob man arbeitet, und welche Dinge stattdessen zulässig sind und welche nicht. Das ist eine elende Situation. Auf Gesundheit und Selbstwertgefühl hat sie häufig verheerende Auswirkungen. Kreativität und Fantasie bröckeln.

Häufig entwickelt sich daraus eine sadomasochistische Machtdynamik. (Ich würde sogar die Ansicht vertreten, dass sie sich nahezu immer in von oben nach unten organisierten Situationen entwickelt, in denen es keinen Zweck gibt, es sei denn, man unternimmt ausdrücklich Anstrengungen, damit sie nicht entsteht – und manchmal geschieht es trotz solcher Anstrengungen.) Ich habe die Folgen nicht ohne Grund als seelische Gewalt bezeichnet. Diese Gewalt hat sich auf unsere Kultur und unsere Sensibilität ausgewirkt. Vor allem hat sie unsere Jugend

beeinflusst. Insbesondere in Europa und Nordamerika, aber auch zunehmend weltweit, werden junge Leute psychologisch auf nutzlose Tätigkeiten vorbereitet; sie lernen, wie man so tut, als ob man arbeitet, und werden dann auf verschiedenen Wegen in Stellen bugsiert, von denen fast niemand glaubt, dass sie irgendeinem sinnvollen Zweck dienen.[21]

Mit der Frage, wie es dazu kam und wie die derzeitige Situation zum Normalfall oder sogar begünstigt wurde, werden wir uns in Kapitel 5 genauer befassen. Wir müssen uns mit ihr beschäftigen, denn sie bildet eine echte Narbe auf unserer kollektiven Seele.

KAPITEL 5

Warum vermehren sich die Bullshit-Jobs?

Die Scilly-Inseln … Von den Eingeborenen dieser Inselgruppe wird allgemein gesagt, sie würden sich einen bescheidenen Lebensunterhalt sichern, indem sie sich gegenseitig die Wäsche waschen.

– zweifelhafter Witz aus dem 19. Jahrhundert

Ein bürgerliches Paradies wird kommen, in dem es jedem freisteht auszubeuten – aber es wird niemanden mehr geben, den man ausbeuten kann. Insgesamt muss man vermuten, dass das Vorbild dafür jene Stadt sein wird, von der ich gehört habe, und deren Bewohner davon leben, dass sie sich gegenseitig die Wäsche besorgen.

– William Morris, 1887

Hätten wir in den vorangegangenen Kapiteln ausschließlich Formen der sinnlosen Beschäftigung beschrieben, die uns schon immer auf diese oder jene Weise begleitet haben – oder die uns auch seit Anbeginn des Kapitalismus vertraut sind –, wäre die Angelegenheit schon besorgniserregend

genug. Aber die Lage ist noch düsterer. Wir haben allen Grund zu der Annahme, dass die Gesamtzahl der Bullshit-Jobs und darüber hinaus der Gesamtanteil der Tätigkeiten, die von den Betroffenen als Bullshit bezeichnet werden, in den vergangenen Jahren rapide zugenommen hat – zusammen mit der ständig zunehmenden Bullshitisierung nützlicher Beschäftigungsformen. Mit anderen Worten: Dieses Buch handelt nicht nur von einem bisher vernachlässigten Aspekt der Arbeitswelt, sondern von einem echten gesellschaftlichen Problem. Die Wirtschaftsordnungen auf der ganzen Welt sind zunehmend zu riesigen Maschinen für die Produktion von Unsinn geworden.

Wie kam es dazu? Und warum hat das Thema in der Öffentlichkeit so wenig Aufmerksamkeit gefunden? Dass es kaum zur Kenntnis genommen wird, liegt nach meiner Überzeugung unter anderem daran, dass dies in unserem derzeitigen Wirtschaftssystem gerade nicht geschehen sollte: Genau wie die Tatsache, dass so viele Menschen unglücklich sind, weil sie für das Nichtstun bezahlt werden, unseren allgemeinen Annahmen über die Natur des Menschen widerspricht, so widerspricht auch die Tatsache, dass viele Menschen für das Nichtstun bezahlt werden, unseren grundlegenden Vorstellungen von der Funktionsweise einer Marktwirtschaft. Während großer Teile des 20. Jahrhunderts schufen staatssozialistische Regierungen, die sich zur Vollbeschäftigung bekannten, im Rahmen ihrer Politik Scheinarbeitsplätze, und ihre sozialdemokratischen Konkurrenten in Europa und anderswo arbeiteten daran zumindest mit, indem sie den

öffentlichen Dienst oder die Tätigkeit bei staatlichen Vertragspartnern zu einem weichen Ruhekissen machten und personell übermäßig ausstatteten, wenn sie nicht sogar aus Verlegenheit eigene Arbeitsbeschaffungsprogramme wie die Works Progress Administration (WPA) schufen, wie es die Vereinigten Staaten auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise taten. Das alles endete angeblich in den 1990er Jahren mit dem Zusammenbruch des Sowjetblocks und den weltweiten marktwirtschaftlichen Reformen. Lautete der Witz in der Sowjetunion »wir tun so, als würden wir arbeiten; sie tun so, als würden sie uns bezahlen«, ging es in dem neuen, neoliberalen Zeitalter angeblich nur noch um Effizienz. Aber wenn es überhaupt so etwas wie Gesetzmäßigkeiten der Beschäftigung gibt, geschah nach dem Fall der Berliner Mauer 1989 offensichtlich genau das Gegenteil.

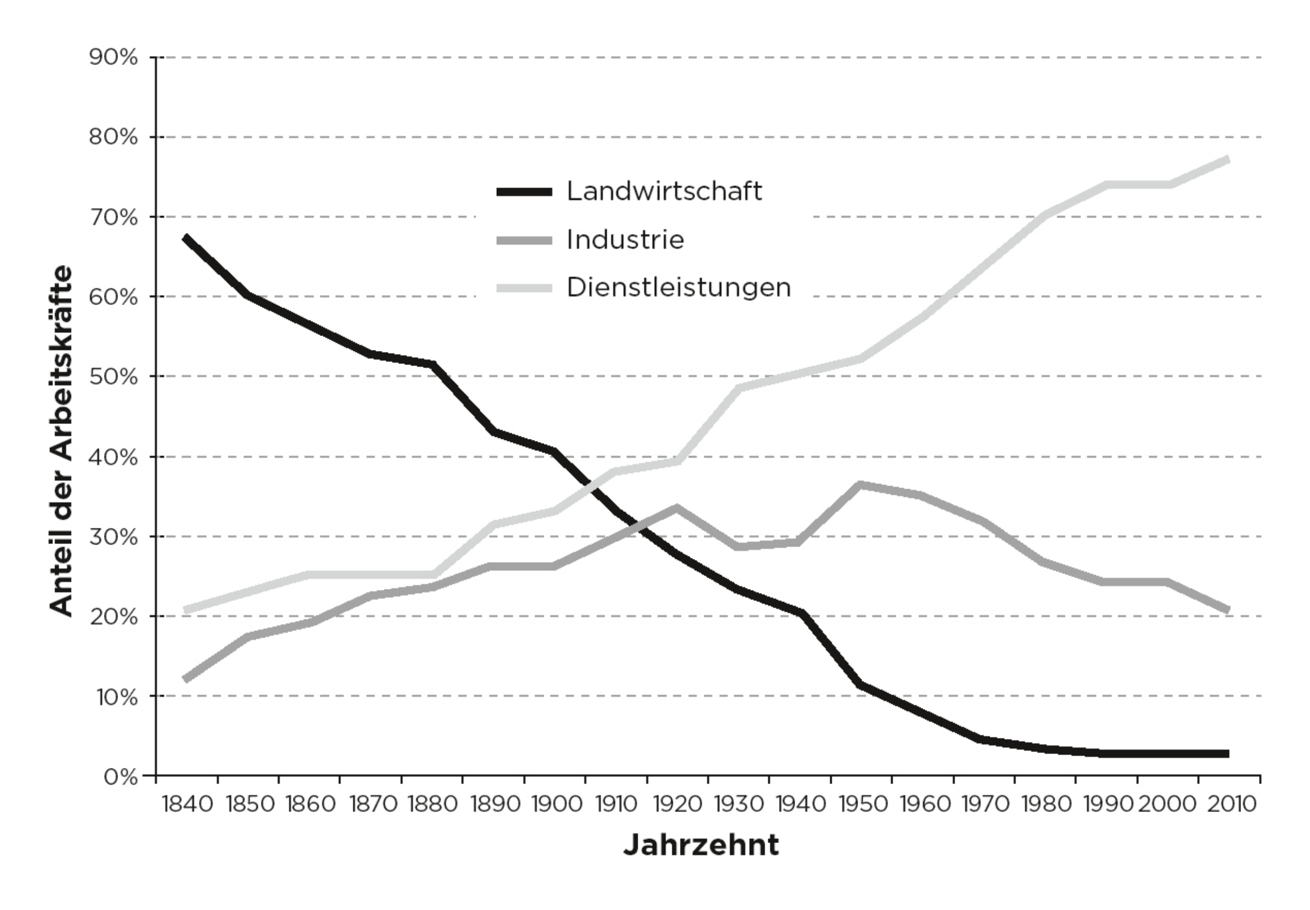


Abbildung 2: Verteilung der Arbeitskräfte nach Sektoren

Dass es niemandem auffiel, hatte zumindest teilweise sicher einen einfachen Grund: Die Menschen mochten selbst dann nicht glauben, dass der Kapitalismus überhaupt zu solchen Folgen führen kann, wenn das bedeutete, dass sie ihre eigenen Erfahrungen oder die ihrer Freunde und Angehörigen irgendwie als Anomalie abtun mussten.

Es gibt aber auch einen anderen Grund, warum das Phänomen so an den Menschen vorübergehen konnte. Um über Veränderungen im Wesen der Beschäftigung zu reden, haben wir einen Weg entwickelt, mit dem wir vieles von dem, was wir um uns herum sehen und hören, scheinbar erklären können, womit wir uns aber in Wirklichkeit zutiefst täuschen. Damit meine ich den Aufschwung der

sogenannten Dienstleistungswirtschaft. Seit den 1980er Jahren mussten alle Gespräche über die Veränderungen in der Struktur der Beschäftigung damit beginnen, dass man einen allgemeinen globalen Trend insbesondere in den reichen Ländern anerkannte: die stetige Abnahme von Landwirtschaft und Produktion bei gleichzeitiger Zunahme der sogenannten Dienstleistungen. Eine typische, nach Sektoren aufgeschlüsselte Langzeitanalyse für die Arbeitskräfte in den Vereinigten Staaten zeigt Abbildung 2. [1]

Häufig nimmt man an, der Rückgang der Produktion – die, nebenbei betrachtet, unter dem Gesichtspunkt der Arbeitskräfte in den Vereinigten Staaten nicht sonderlich stark zurückgegangen ist und 2010 ungefähr wieder auf dem gleichen Stand war wie bei Ausbruch des Bürgerkriegs – sei einfach damit zu erklären, dass Fabriken in ärmere Länder verlagert wurden. Das stimmt natürlich bis zu einem gewissen Grade, interessant ist aber, dass man den gleichen allgemeinen Trend in der Zusammensetzung der Arbeitsverhältnisse auch in den Ländern beobachten kann, in die solche Fabrikarbeitsplätze verschoben wurden. Ein Beispiel ist Indien (siehe Abbildung 3).

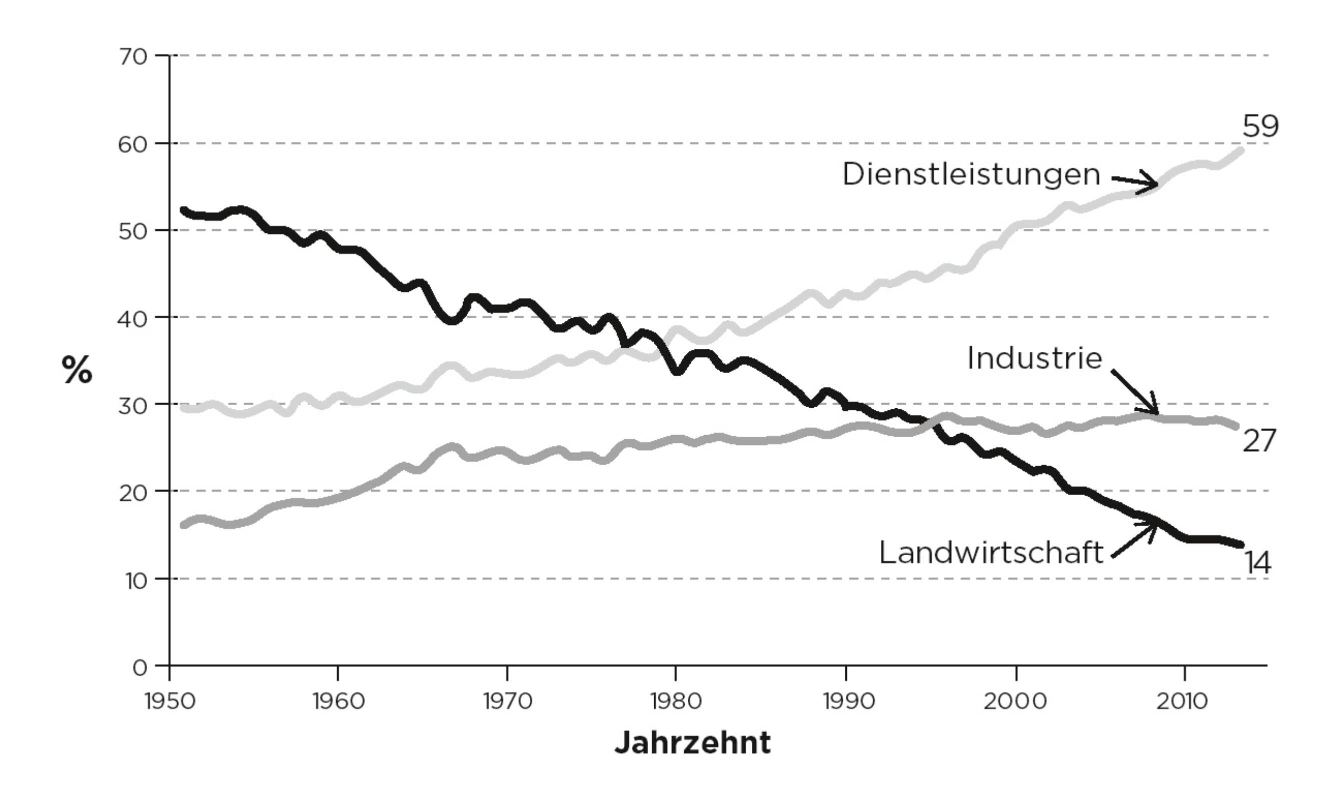
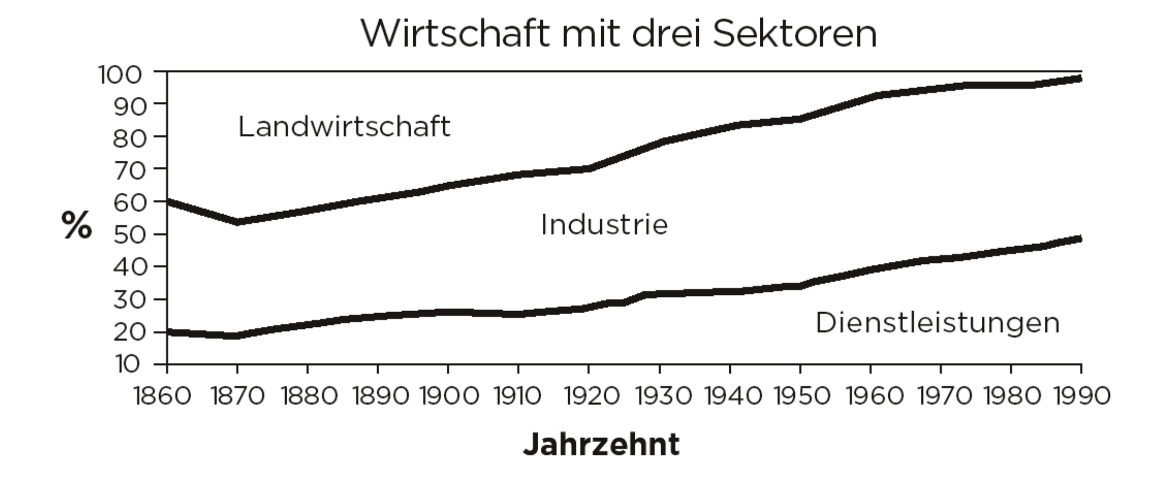


Abbildung 3: Beitrag der Sektoren zum BIP, Indien

Die Zahl der Industriearbeitsplätze ist konstant geblieben oder geringfügig angestiegen, ansonsten sieht das Bild aber nicht wesentlich anders aus.

Das eigentliche Problem liegt in der Vorstellung von einer »Dienstleistungswirtschaft« als solcher. Dass ich den Begriff in Anführungszeichen setze, hat einen Grund. Wenn man erklärt, die Wirtschaft eines Landes wäre vom Dienstleistungssektor beherrscht, bleibt der Eindruck, die Menschen in diesem Land würden sich gegenseitig im Wesentlichen damit finanzieren, dass sie einander Eistee servieren oder dem anderen die Shorts bügeln. Natürlich stimmt das nicht. Was tun sie also sonst noch? Wenn Wirtschaftswissenschaftler von einem vierten Sektor neben Landwirtschaft, Produktion und Dienstleistung sprechen, definieren sie ihn in der Regel als FIRE (Finanzen,

Versicherungen und Immobilien). Der Bibliothekswissenschaftler Robert Taylor äußerte allerdings schon 1992 die Vermutung, nützlicher sei eine Definition als Arbeit mit Informationen. Die Ergebnisse waren aufschlussreich (siehe Abbildung 4).



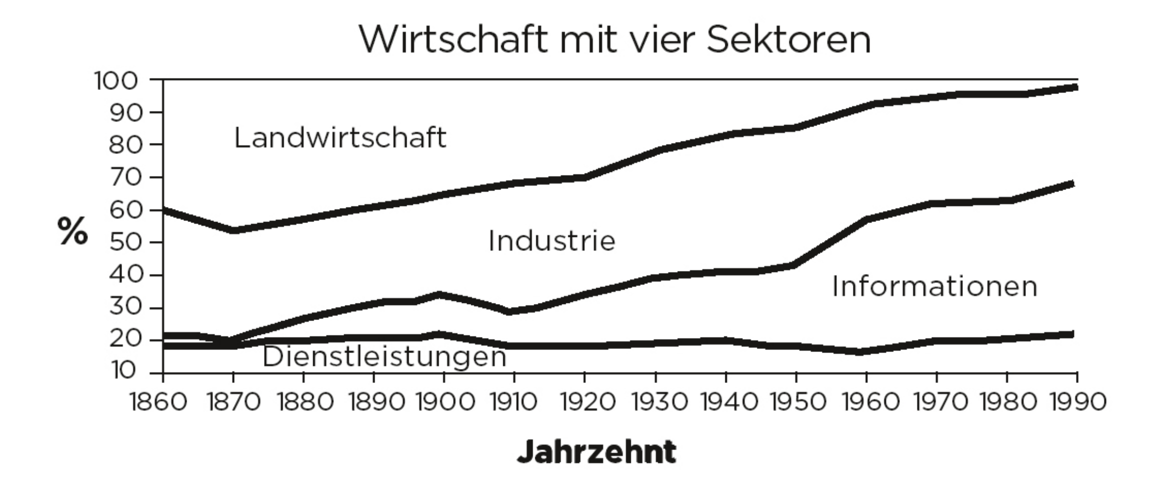


Abbildung 4: Informationen als Bestandteil der Wirtschaft

Wie man leicht erkennt, war der Anteil der Arbeitskräfte, die aus Kellnern, Friseuren, Verkäufern und Ähnlichem bestand, auch 1990 sehr klein. Außerdem blieb er im Laufe der Zeit bemerkenswert konstant und lag seit mehr als einem Jahrhundert bei rund 20 Prozent. Bei der großen

Mehrzahl aller anderen Berufe, die dem Dienstleistungssektor zugerechnet wurden, handelte es sich in Wirklichkeit um Verwalter, Berater, Büro- und Buchhaltungskräfte, IT-Experten und Ähnliches. Dieser Teil des Dienstleistungssektors war es auch, der tatsächlich zugenommen hat, und das seit den 1950er Jahren sehr dramatisch. Und auch wenn nach meiner Kenntnis noch niemand diese Analyse bis in die Gegenwart nachvollzogen hat, war der Anteil der Tätigkeiten, die mit Informationen zu tun hatten, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in schneller Zunahme begriffen. Die Annahme, dass der Trend sich fortgesetzt hat und die große Mehrzahl der neuen Dienstleistungstätigkeiten tatsächlich zum gleichen Typ gehörte, ist vernünftig.

Natürlich ist genau das der Bereich, in dem die Bullshit-Jobs sich vermehren. Zwar haben nicht alle, die mit Informationen arbeiten, den Eindruck, sie würden Bullshit betreiben (zu Taylors Kategorie gehören auch Wissenschaftler, Lehrer und Bibliothekare), und keineswegs alle, die ihre eigene Tätigkeit für Bullshit halten, arbeiten mit Informationen; aber wenn man unseren Umfragen trauen kann, scheint es auf der Hand zu liegen, dass die Mehrzahl derer, die als »Informationsarbeiter« eingestuft werden, tatsächlich das Gefühl haben, es würde in der Welt kaum etwas ausmachen, wenn ihre Jobs verschwinden würden.

Darauf hinzuweisen, halte ich für wichtig, denn trotz des Mangels an statistischen Daten gab es seit den 1990er Jahren viele Diskussionen um den Aufstieg der informationsorientierten Berufe und ihre größeren

Auswirkungen auf die Gesellschaft. Einige Autoren, so der frühere US-Arbeitsminister Robert Reich, bezeichnete die aufstrebende neue, technikaffine Mittelschicht als »Symbolanalysten«, die alle Gewinne des Wachstums einzustreichen drohen und die altmodische Arbeiterklasse in Armut zurücklassen; andere sprachen von »Wissensarbeitern« und »Informationsgesellschaft«. Manche Marxisten waren sogar überzeugt, neue Formen der »immateriellen Arbeit«, wie sie es nannten – einer Arbeit, die ihre Grundlagen in Marketing, Unterhaltung und digitaler Wirtschaft hat, aber auch bis in unser zunehmend mit Marken gesättigtes, I-Phone-zufriedenes Alltagsleben ausstrahlt –, sei zum neuen Zentrum der Wertschöpfung geworden. Das führte zu der Prophezeiung, es werde eines Tages einen Aufstand des digitalen Proletariats geben.[2] Nahezu alle gingen davon aus, dass der Aufschwung solcher Tätigkeiten etwas mit dem Aufstieg des Finanzkapitals zu tun hatte – auch wenn man in der Frage nach dem »Wie« keine Einigkeit erzielen konnte. Es schien einfach plausibel zu sein: Genau wie die Gewinne an der Wall Street immer weniger aus Handels- oder Produktionsunternehmen und immer stärker aus Schulden, Spekulation und der Schaffung komplexer Finanzinstrumente erwuchsen, so verdiente auch ein ständig zunehmender Anteil der Arbeitskräfte seinen Lebensunterhalt mit der Handhabung ähnlicher abstrakter Gebilde.

Heute fällt es schwer, sich an die nahezu mystische Aura zu erinnern, mit der sich der Finanzsektor in den Jahren vor 2008 umgeben hatte. Finanzfachleute hatten die

Öffentlichkeit – und nicht nur die Öffentlichkeit, sondern auch Gesellschaftstheoretiker (woran ich mich gut erinnern kann) – davon überzeugt, sie hätten mit Instrumenten wie Collateralized Debt Obligations und Hochgeschwindigkeits-Handelsalgorithmen, die so komplex sind, dass nur Astrophysiker sie verstehen können, wie moderne Alchimisten einen Weg gefunden, um mit Mitteln, die andere nicht einmal zu verstehen wagen, Werte aus dem Nichts zu schaffen. Dann kam natürlich der Zusammenbruch, und es zeigte sich, dass es sich bei den meisten Instrumenten um Betrügereien handelte. In vielen Fällen waren es nicht einmal besonders raffinierte Betrügereien.

Eigentlich kann man die Ansicht vertreten, dass der ganze Finanzsektor eine Art Betrug ist, denn er stellt sich so dar, als würde er Investitionen in gewinnbringende Anlagen von Handel und Industrie lenken, obwohl er das in Wirklichkeit nur in sehr geringem Umfang tut. Seine Profite stammen in ihrer überwältigenden Mehrheit von einem Zusammenspiel mit den Regierungen zur Schaffung verschiedener Formen von Schulden, die man dann handeln und manipulieren kann. Und wie ich in diesem Buch darlegen möchte, ist nicht nur das meiste von dem, was der Finanzsektor tut, letztlich Rauch und Spiegelfechterei, sondern das Gleiche gilt auch für die meisten Tätigkeiten im Informationssektor, der seinen Aufstieg begleitete.

Hier kehren wir zu der Frage zurück, die wir bereits im vorangegangenen Kapitel gestellt haben: Wenn es sich

dabei um Betrügereien handelt, wer betrügt dann eigentlich wen?

Ein kurzer Exkurs über Kausalität und das Wesen soziologischer Erklärungen

In diesem Kapitel möchte ich mich also mit dem Aufstieg der Bullshit-Jobs beschäftigen und einige Vermutungen über die Ursachen anstellen.

Natürlich haben wir uns schon zuvor, insbesondere in Kapitel 2, einige eher unmittelbare Ursachen für die Schaffung nutzloser Beschäftigungen angesehen: Manager, deren Prestige von der Gesamtzahl ihrer Verwaltungsassistenten oder Untergebenen abhängt, eine seltsame bürokratische Unternehmensdynamik, schlechtes Management, schlechter Informationsfluss. Das alles ist wichtig, wenn man das Phänomen verstehen will, aber eine Erklärung ist es eigentlich nicht. Immer noch müssen wir fragen: Warum kommt eine solche schlechte Unternehmensdynamik 2015 häufiger vor als beispielsweise 1915 oder 1955? Hat in der Unternehmenskultur ein Wandel stattgefunden, oder liegt die Ursache tiefer? Handelt es sich um einen Wandel in unserer gesamten Vorstellung von Arbeit?

Wir stehen hier vor einem klassischen Problem der Gesellschaftstheorie: der Frage nach den Ebenen der Kausalität. Zu jedem Ereignis in der wirklichen Welt kann man eine Zahl verschiedener Ursachen nennen, warum es sich abgespielt hat. Diese wiederum lassen sich in Ursachen verschiedener Typen einteilen. Wenn ich in einen

offenen Kanalschacht falle, kann man dies auf meine Unvorsichtigkeit zurückführen. Stellen wir aber fest, dass plötzlich eine statistische Zunahme der Anzahl der Menschen stattfindet, die in einer bestimmten Stadt in Kanalschächte fallen, muss man nach einer anderen Erklärung suchen. Entweder muss man verstehen, warum die Geistesabwesenheit häufiger geworden ist, oder – wahrscheinlicher – warum mehr Kanalschächte offen standen. Dies ist absichtlich ein skurriles Beispiel. Betrachten wir einmal einen ernsthafteren Fall.

Wie Meena am Ende des vorangegangenen Kapitels festgestellt hat, haben zwar viele Menschen, die irgendwann obdachlos werden, eine Vergangenheit mit Alkohol oder einer sonstigen Drogensucht oder andere persönliche Schwächen, viele weitere sind aber auch Teenager, die von ihren Eltern verstoßen wurden, Veteranen mit posttraumatischer Belastungsstörung oder Frauen, die vor häuslicher Gewalt flüchten. Wenn man zufällig jemanden herausgreift, der auf der Straße oder in einer Obdachlosenunterkunft lebt und dessen Lebensgeschichte untersucht, findet man zweifellos mehrere Faktoren, die zusammenfließen, und hinzu kommt in der Regel schlicht eine große Menge Pech.

Man kann also in keinem Einzelfall behaupten, jemand schlafe einfach deshalb auf der Straße, weil er moralisch verwerflich sei; denn selbst wenn alle, die auf der Straße schlafen, tatsächlich in irgendeiner Hinsicht moralisch zu tadeln wären, könnte man damit höchstwahrscheinlich kaum den Anstieg und Rückgang des Anteils der Obdachlosen in verschiedenen Jahrzehnten erklären, und

ebenso wäre es kein Grund, warum der Anteil der Obdachlosen zu einem bestimmten Zeitpunkt von einem Land zum anderen schwankt. Das ist ein entscheidender Punkt. Man braucht die Angelegenheit nur umgekehrt zu betrachten. Moralisten haben zu allen Zeiten die Ansicht vertreten, die Armen seien wegen ihrer moralischen Verderbtheit arm. Schließlich, daran erinnert man uns häufig, findet man leicht Beispiele für Menschen, die arm geboren wurden und allein mit Intelligenz, Entschlossenheit und Unternehmergeist reich geworden sind. Demnach bleiben die Armen arm, weil sie sich nicht die Mühe gegeben haben, die sie sich hätten geben *können*. Das klingt überzeugend, solange man nur den Einzelnen betrachtet; weniger plausibel wird es jedoch, wenn man vergleichende Statistiken betrachtet und sich klarmacht, dass die Häufigkeit des Klassenaufstiegs im Laufe der Zeit dramatisch schwankt. Hatten arme Amerikaner in den 1930er Jahren einfach weniger den Drang nach oben als in vorangegangenen Jahrzehnten? Oder könnte es etwas mit der Weltwirtschaftskrise zu tun gehabt haben? Noch schwieriger wird es, einen rein moralischen Standpunkt aufrechtzuerhalten, wenn man die Tatsache einbezieht, dass die Häufigkeit des Aufstiegs auch von einem Land zum anderen sehr unterschiedlich ist. Ein Kind, das in Schweden in einer Familie mit bescheidenen Mitteln zur Welt kommt, wird mit sehr viel größerer Wahrscheinlichkeit später wohlhabend als ein armes Kind in den Vereinigten Staaten. Muss man daraus schließen, dass Schweden allgemein mehr Intelligenz und Unternehmergeist besitzen als Amerikaner?

Dass die meisten heutigen konservativen Moralisten eine solche Argumentation vertreten würden, bezweifle ich.

Man muss also nach einer anderen Erklärung suchen: Liegt es beispielsweise an den Bildungschancen oder daran, dass die ärmsten schwedischen Kinder nicht annähernd so arm sind wie die ärmsten Amerikaner?[3] Das heißt nicht, dass persönliche Qualitäten nicht auch eine Erklärung dafür wären, warum manche armen schwedischen Kinder Erfolg haben und andere nicht. Aber das sind andere Fragen und Analyseebenen. Die Frage, warum ein Spieler in einem Spiel gewonnen hat, ist etwas ganz anderes als die Frage, wie schwierig das Spiel ist.

Aber warum spielen die Menschen überhaupt? Das ist eine dritte Frage. In Fällen wie diesem, wo wir uns eine weit gefasste Gesetzmäßigkeit des gesellschaftlichen Wandels wie beispielsweise den Aufschwung der Bullshit-Jobs ansehen, müssen wir nach meiner Vorstellung nicht nur zwei, sondern drei Erklärungsebenen betrachten: erstens die besonderen Gründe, warum ein Einzelner am Ende obdachlos wird, zweitens die größeren gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Faktoren, die zu einem zunehmenden Anteil an Obdachlosen führen (wie beispielsweise ein Anstieg der Mieten oder Veränderungen in der Familienstruktur), und drittens schließlich die Gründe, warum niemand eingegriffen hat. Diese letzte Frage können wir als politische und kulturelle Ebene bezeichnen. Sie wird auch am leichtesten übersehen, denn dabei geht es häufig um Dinge, welche die Menschen *nicht* tun. Ich kann mich noch gut erinnern, wie ich zum ersten Mal mit Freunden in Madagaskar über das Phänomen der

Obdachlosigkeit in Amerika diskutierte. Sie waren vollkommen entgeistert darüber, dass Menschen im reichsten und mächtigsten Land der Welt auf den Straßen schlafen. »Aber schämen sich die Amerikaner denn nicht?«, fragte ein Freund. »Sie sind doch so reich! Macht es ihnen nichts aus, wenn sie wissen, dass alle anderen auf der Welt darin eine nationale Peinlichkeit sehen würden?«

Eine gute Frage, das musste ich zugeben. Warum ist es für Amerikaner eigentlich keine nationale Peinlichkeit, dass Menschen auf der Straße schlafen? In bestimmten Phasen der US-amerikanischen Geschichte wäre es sicher peinlich gewesen. Hätte in den 1820er oder auch in den 1940er Jahren eine große Zahl von Menschen in den Großstädten auf den Straßen gelebt, es hätte sicher einen Aufschrei gegeben, und man hätte etwas unternommen. Vielleicht wäre es keine sehr nette Maßnahme gewesen. Irgendwann hätte es wahrscheinlich bedeutet, dass man die Landstreicher verhaftete und in Arbeitshäuser brachte. Zu anderen Zeiten hätte man vielleicht sozialen Wohnungsbau betrieben; aber was man auch unternommen hätte, man hätte sie nicht an öffentlichen Durchgangsstraßen in Behausungen aus Pappe herumlungern lassen. Seit den 1980er Jahren jedoch reagierten die gleichen Amerikaner meist nicht mit Empörung darüber, wie die gesellschaftlichen Bedingungen sich so entwickeln konnten, sondern mit einem Rückgriff auf Erklärungen der ersten Ebene – sie gelangten zu dem Schluss, Obdachlosigkeit sei nichts anderes als die unvermeidliche Folge menschlicher Schwäche. Menschen sind

wankelmütige Wesen. Das waren sie immer. Kann man an dieser Tatsache wirklich nichts ändern?[4]

Deshalb lege ich Wert darauf, die dritte Ebene gleichzeitig als politisch und kulturell zu bezeichnen: Sie basiert auf Grundannahmen darüber, was Menschen sind, was man von ihnen erwarten kann und was sie vernünftigerweise voneinander erwarten können. Solche Annahmen haben ihrerseits einen ungeheuer starken Einfluss darauf, was man für ein politisches Thema hält und was nicht. Ich möchte nicht den Eindruck erwecken, als seien die populären Einstellungen hier der einzige Faktor. Politische Autoritäten übergehen häufig den Willen des Volkes. In Umfragen stellt sich regelmäßig heraus, dass zwei Drittel aller Amerikaner ein nationales Gesundheitssystem befürworten, und doch hat keine politische Partei jemals ein solches Projekt unterstützt. Umfragen zeigen auch, dass die meisten Briten für die Wiedereinführung der Todesstrafe sind, aber auch dies wurde von keiner großen politischen Partei aufgegriffen.[5] Dennoch ist das allgemeine kulturelle Klima sicher ein wichtiger Faktor.

Wenn es um die Bullshit-Jobs geht, können wir also drei Fragen stellen:

1. Die individuelle Ebene: Warum finden sich Menschen bereit, Bullshit-Jobs auszuführen, und wie kommen sie damit zurecht?
2. Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Ebene: Welche größeren Kräfte haben zur Vermehrung der Bullshit-Jobs geführt?

3. Die kulturelle und politische Ebene: Warum wird die Bullshitisierung der Wirtschaft nicht als gesellschaftliches Problem gesehen, und warum hat niemand etwas dagegen getan?[6]

Dass die Debatte um gesellschaftliche Fragen von so viel Verwirrung umgeben ist, lässt sich ganz allgemein darauf zurückführen, dass Menschen verschiedene Erklärungen stets für Alternativen halten und nicht für Faktoren, die alle gleichzeitig wirksam sind. So höre ich beispielsweise manchmal, jeder Versuch, die Bullshit-Jobs unter politischen Gesichtspunkten zu erklären, sei nicht gut durchdacht; solche Jobs, so wird behauptet, gibt es einfach deshalb, weil die Menschen das Geld brauchen – als wäre mir dieser Gedanke selbst noch nie gekommen. Die Betrachtung der subjektiven Motive derer, die solche Jobs ausführen, wird dann als Alternative zu der Frage gesehen, warum so viele Menschen sich in einer Position befinden, in der sie Geld überhaupt nur mit solchen Jobs verdienen können.

Noch schlimmer sieht es auf der kulturell-politischen Ebene aus. In kultivierten Kreisen herrscht ein stillschweigendes Einverständnis, dass man den Menschen nur dann Motive zuschreiben kann, wenn man von der individuellen Ebene spricht. Jede Vermutung, die Mächtigen würden irgendetwas tun, was sie nicht sagen, oder sie täten das, was man öffentlich sehen kann, aus anderen Gründen als denen, die sie angeben, wird sofort als »paranoide Verschwörungstheorie« abgetan und zurückgewiesen. Die Vermutung, manche »Law and Order«-Politiker oder Anbieter von Sozialleistungen

könnten eigentlich kein Interesse daran haben, viel gegen die grundlegenden Ursachen der Obdachlosigkeit zu tun, wird dann so eingestuft, als hätte man gesagt, die Obdachlosigkeit selbst gebe es nur wegen der Machenschaften irgendeines Geheimbunds. Oder als hätte man gesagt, das Bankensystem würde von Heuschrecken betrieben.

Ein paar Anmerkungen über die Rolle des Staates bei der Schaffung und Beibehaltung von Bullshit-Jobs

Dieses Thema ist von Bedeutung, denn in meinem ursprünglichen, 2013 erschienenen Aufsatz über Bullshit-Jobs äußerte ich die Vermutung, unser derzeitiges Arbeitswesen sei nie bewusst gestaltet worden, und dass es so bleiben dürfe, wie es ist, liege daran, dass die Auswirkungen den Mächtigen politisch gut in den Kram passen. Dies wurde allgemein als verrücktes Gerede abgetan. Deshalb kann das vorliegende Kapitel auch in dieser Hinsicht einige Dinge klarstellen.

Social Engineering gibt es. So wurde beispielsweise das System der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, das in der Sowjetunion oder im kommunistischen China praktiziert wurde, von oben im Sinne einer wohlüberlegten staatlichen Politik der Vollbeschäftigung geschaffen. Diese Behauptung ist keineswegs umstritten. Dass es so war, erkennt praktisch jeder an. Aber es war wohl kaum so, dass irgendjemand im Kreml oder in der Großen Halle des Volkes saß und eine Anordnung erließ, die besagte: »Ich

befehle hiermit allen Beamten, unnötige Tätigkeiten zu erfinden, bis die Arbeitslosigkeit beseitigt ist.«

Dass solche Anordnungen nicht erteilt wurden, lag daran, dass sie nicht notwendig waren. Die Strategie sprach für sich selbst. Solange man nicht sagt »strebt nach Vollbeschäftigung, aber schafft keine Tätigkeiten, wenn sie nicht den folgenden Maßstäben entsprechen« – und solange man klarmacht, dass man penibel auf die Einhaltung der Maßstäbe achten wird –, kann man sich der Ergebnisse sicher sein. Die örtlichen Beamten werden tun, was sie tun müssen.

Unter kapitalistischen Regierungen wurden zwar zumindest nach meiner Kenntnis nie derartige zentrale Anweisungen ausgegeben, aber zumindest seit dem Zweiten Weltkrieg hat die Wirtschaftspolitik auch hier überall das Ideal der Vollbeschäftigung angestrebt. Nun haben wir allen Grund zu der Annahme, dass die meisten Politiker eigentlich dieses Ideal nicht erreichen wollen, denn echte Vollbeschäftigung würde viel zu großen »Aufwärtsdruck auf die Löhne« ausüben. Marx hatte offensichtlich recht, als er die Ansicht vertrat, es müsse »eine Reservearmee von Arbeitslosen« geben, damit der Kapitalismus so funktioniert, wie er funktionieren soll.[7] Es stimmt aber auch, dass »mehr Arbeitsplätze« der politische Slogan ist, auf den sich Linke und Rechte immer einigen können.[8] Unterschiede gibt es nur in der Frage, welches Mittel sich am besten zur Schaffung von Arbeitsplätzen eignet. Die Transparente, mit denen auf Gewerkschaftsdemonstrationen mehr Arbeitsplätze gefordert werden, besagen nie, dass diese Arbeitsplätze

auch einem nützlichen Zweck dienen sollten. Man geht einfach davon aus, dass dies der Fall ist – was natürlich bedeutet, dass es oft nicht stimmt. Ähnlich verhält es sich, wenn rechtsgerichtete Politiker nach Steuersenkungen rufen, um denen, die »Arbeitsplätze schaffen«, mehr Geld in die Hand zu geben. Auch hier wird nie festgelegt, ob diese Arbeitsplätze auch für irgendetwas gut sein sollen; man geht einfach davon aus, dass es der Fall ist, wenn der Markt sie hervorgebracht hat. In einem solchen Klima könnte man sagen: Auf diejenigen, die die Wirtschaft lenken, wird ein ähnlicher politischer Druck ausgeübt, als würden Anweisungen aus dem Kreml kommen; die Quelle ist nur diffuser, und ein großer Teil davon findet in der Privatwirtschaft statt.

Und schließlich gibt es, wie ich deutlich gemacht habe, die Ebene der bewussten öffentlichen Politik. Ein Sowjetbeamter, der einen Plan herausgibt, oder ein amerikanischer Politiker, der die Schaffung von Arbeitsplätzen fordert, ist sich wahrscheinlich der Auswirkungen seines Handelns nicht vollständig bewusst. Wenn aber – selbst als unbeabsichtigte Nebenwirkung – eine Situation entstanden ist, kann man damit rechnen, dass Politiker die größeren Folgerungen dieser Situation abschätzen können, wenn sie sich überlegen, ob sie etwas dagegen tun sollen und wenn ja, was.

Heißt das, dass die Angehörigen der politischen Klasse tatsächlich kollaborieren, um nutzlose Beschäftigung aufrechtzuerhalten? Wer das für eine gewagte Behauptung oder sogar für eine Verschwörungstheorie hält, sollte den folgenden Auszug aus einem Interview mit dem ehemaligen

US-Präsidenten Barack Obama betrachten. Es ging um die Gründe, warum er die Wünsche der Wählerschaft missachtete und darauf bestand, in Amerika ein privates, profitorientiertes System der Krankenversicherungen aufrechtzuerhalten:

> »Ich denke nicht in ideologischen Begriffen. Das habe ich nie getan«, sagte Obama über das Gesundheitswesen. »Jeder, der eine einheitliche Krankenversorgung befürwortet, sagt: ›Seht euch nur an, wie viel Geld wir bei Versicherungen und Papierkrieg sparen würden.‹ Das entspricht einer Million, zwei Millionen, drei Millionen Arbeitsplätzen, die von Menschen besetzt sind, die bei [den Krankenversicherungen] Blue Cross Blue Shield oder Kaiser oder anderswo arbeiten. Was machen wir mit denen? Was geben wir ihnen zu tun?«[9]

Ich fordere jeden Leser auf, genau über diesen Absatz nachzudenken, denn in ihm kann man einen eindeutigen Beweis sehen. Was sagt der Präsident eigentlich? Er erkennt an, dass Millionen Arbeitsplätze in Krankenversicherungskonzernen wie Kaiser oder Blue Cross überflüssig sind. Er erkennt sogar an, dass ein vergesellschaftetes Gesundheitssystem effizienter wäre als das derzeitige marktbasierte System, weil unnötiger Papierkrieg vermindert und die Doppelarbeit durch Dutzende von konkurrierenden Privatunternehmen beseitigt würde. Er sagt aber auch, dass es genau aus diesem Grund nicht wünschenswert wäre. Er besteht darauf, ein Motiv für die Aufrechterhaltung des vorhandenen marktbasierten Systems sei gerade seine

Ineffizienz, denn es sei besser, diese Millionen eigentlich nutzlosen Büroarbeitsplätze zu erhalten, als sich die Mühe zu machen, für die Aktenschieber möglicherweise eine andere Tätigkeit zu finden.[10]

Hier denkt also der seinerzeit mächtigste Mann der Welt über die gesetzgeberische Errungenschaft nach, die sein Markenzeichen werden soll – und er besteht darauf, ein wichtiger Faktor für die Ausgestaltung dieser Gesetzgebung sei die Erhaltung von Bullshit-Jobs.[11]

Dass eine politische Kultur, in der die »Schaffung von Arbeitsplätzen« den höchsten Stellenwert einnimmt, zu solchen Ergebnissen führt, sollte uns nicht erschrecken (aus irgendeinem Grund wird es allerdings als erschreckend angesehen); es besagt aber allein noch nichts darüber, was für eine wirtschaftliche und gesellschaftliche Dynamik solche Jobs überhaupt erst entstehen lässt. Diese Dynamik wollen wir im Rest des vorliegenden Kapitels betrachten und dann kurz auf die Rolle des Staates zurückkommen.

Einige falsche Erklärungen für den Aufschwung der Bullshit-Jobs

Bevor wir uns ansehen, was wirklich abgelaufen ist, müssen wir zunächst einige sehr verbreitete, schlecht durchdachte Erklärungen für den Aufschwung offenkundig sinnloser Beschäftigungsverhältnisse aus der Welt schaffen, die von begeisterten Marktanhängern gern genannt werden. Da Libertaristen, »Anarchokapitalisten«, Anhänger von Ayn Rand oder Friedrich von Hayek und ihresgleichen

in volkstümlichen Wirtschaftsforen häufig auftauchen, und da solche begeisterten Marktanhänger an der Annahme festhalten, eine Marktwirtschaft könne schon definitionsgemäß keine Tätigkeiten schaffen, die keinem Zweck dienen,[12] hört man solche Argumente recht oft. Mit ihnen wollen wir uns jetzt beschäftigen.[13]

Grundsätzlich lassen sich solche Argumente in zwei große Gruppen einteilen. Die Anhänger beider Formen räumen ohne Weiteres ein, dass zumindest manche von denen, die nach eigener Einschätzung im öffentlichen Dienst sinnlose Tätigkeiten verrichten, damit recht haben. Die erste Gruppe vertritt aber die Ansicht, dass diejenigen, die ähnliche Vermutungen auch über die Privatwirtschaft anstellen, schlicht und einfach unrecht haben. Da Unternehmen, die untereinander in Konkurrenz stehen, ihre Arbeitskräfte niemals für das Nichtstun bezahlen würden, müssen ihre Tätigkeiten in irgendeiner Form, die sie selbst einfach nicht verstehen, nützlich sein.

Die zweite Gruppe gibt zu, dass es nutzlose Aktenschiebereien auch in der Privatwirtschaft gibt und dass sie sogar zugenommen haben. Diese Gruppe behauptet aber, Bullshit-Jobs in der Privatwirtschaft müssten zwangsläufig eine Folge staatlicher Eingriffe sein.

Ein Musterbeispiel für die Argumente des ersten Typs war ein Artikel, der 2013, ungefähr eineinhalb Tage nach meinem ursprünglichen Beitrag über die Bullshit-Jobs, im *Economist* erschien.[14] Er trug alle Anzeichen eines Schnellschusses,[15] aber schon die Tatsache, dass dieses Bollwerk der orthodoxen Lehre von freien Märkten die Notwendigkeit empfand, nahezu augenblicklich zu

reagieren, war ein Zeichen, dass die Redakteure wussten, woran man eine ideologische Bedrohung erkennt. Sie fassten ihre Argumentation folgendermaßen zusammen:

> Während der vergangenen hundert Jahre ist die Weltwirtschaft immer komplexer geworden. Die gelieferten Waren sind komplexer; die Versorgungsketten zu ihrem Aufbau sind komplexer; die Systeme für Vermarktung, Verkauf und Verteilung sind komplexer; die Mittel, um das alles zu finanzieren, sind komplexer und so weiter. Diese Komplexität macht uns reich. Aber sie zu handhaben, kostet ungeheure Mühe. Ich würde sagen, ein Weg, um alles zu managen, würde über Teams aus Generalisten verlaufen – Handwerker-Manager, die das System vom Planungsstadium bis hin zu den Serviceanrufen der Kunden kennen –, aber es gibt keinen Weg, wie eine solche Komplexität in dieser Welt wirtschaftlich funktionieren könnte (genau wie billige, allgegenwärtige Autos in einer Welt, in der Generalisten-Mechaniker ein Auto nach dem anderen bauen, unmöglich wären).
>
> Nein, der effiziente Weg besteht darin, Prozesse in viele verschiedene Aufgaben aufzuteilen, die jeweils ein hohes Maß an Spezialisierung möglich machen. So hat man am Ende die bürokratische Entsprechung zum wiederholten Anheften des Etiketts A an den Rahmen B: Papiere werden hin- und hergeschoben, das Klein-Klein der Lieferketten wird gemanagt und so weiter. Eine solche Zerlegung mag dazu führen, dass es sinnlos aussieht, weil viele Beschäftigte am Ende etwas tun, was unglaublich weit von den Endpunkten des Prozesses

> entfernt ist; die Tage, an denen das Eisenerz zur einen Tür hinein- und das Auto zur anderen hinausrollt, sind vorüber. Aber der Grundgedanke ist der gleiche.

Mit anderen Worten: Der Autor[16] behauptet, wenn wir von »Bullshit-Jobs« sprechen, reden wir in Wirklichkeit über die postindustrielle Entsprechung zu Fließbandarbeitern, die das wenig beneidenswerte Schicksal haben, immer wieder die gleichen, geisttötend langweiligen und dennoch notwendigen Aufgaben auszuführen, die im Rahmen immer komplizierterer Produktionsprozesse notwendig sind. Nachdem Fabrikarbeiter zunehmend von Robotern ersetzt werden, sind dies zunehmend die einzigen verbliebenen Tätigkeiten. (Diese Haltung wird manchmal mit dem ziemlich herablassenden Argument über die eigene Wichtigkeit in Verbindung gebracht: Wenn so viele Menschen den Eindruck haben, ihre Tätigkeiten seien nutzlos, liegt es in Wirklichkeit nur daran, dass die heutigen gebildeten Belegschaften von Experten für Philosophie oder Renaissanceliteratur durchsetzt sind, die glauben, sie seien für Besseres bestimmt. Nur ein Rädchen in einem Administrationsapparat zu sein, ist für sie unter ihrer Würde.)

Ich glaube nicht, dass ich mich bei dem zweiten Argument allzu lange aufhalten muss, denn ihm ist wohl nahezu jeder in verschiedenen Variationen schon tausendmal begegnet. Wer wirklich an die Magie der Märkte glaubt, wird immer behaupten, jedes Problem, jede Ungerechtigkeit, jede Absurdität, die scheinbar aus den Märkten entsteht, sei in Wirklichkeit auf staatliche Eingriffe zurückzuführen. Das muss so sein, weil der Markt

Freiheit ist, und Freiheit ist immer gut. Formuliert man es so, klingt es vielleicht wie eine Karikatur, aber ich habe Libertarier kennengelernt, die bereit sind, genau das und fast genau mit diesen Worten zu sagen.[17] Natürlich stellt sich bei jeder derartigen Argumentation das Problem, dass es sich um einen Zirkelschluss handelt, den man nicht widerlegen kann. Da alle tatsächlich existierenden Marktsysteme bis zu einem gewissen Grade staatlich reguliert sind, kann man leicht behaupten, jedes Ergebnis, das einem gefällt (beispielsweise ein insgesamt hohes Wohlstandsniveau), sei das Ergebnis funktionierender Märkte, und jeder Aspekt, der einem nicht gefällt (beispielsweise ein hohes Maß an Armut), sei in Wirklichkeit auf staatliche Eingriffe in die Funktionen des Marktes zurückzuführen – und dann liegt die Beweislast immer bei dem, der etwas anderes behauptet. Ein wirklicher Beleg für die Haltung ist nicht notwendig, denn sie ist im Wesentlichen ein Glaubensbekenntnis.[18]

Nachdem ich dies klargestellt habe, sollte ich sofort etwas hinzufügen: Ich behaupte nicht, staatliche Regulation spiele für die Schaffung von Bullshit-Jobs (insbesondere solche des Kästchenankreuzer-Typs) keine Rolle. Sie trägt sicher dazu bei. Wie wir bereits erfahren haben, würden ganze Branchen wie beispielsweise Corporate Compliance ohne staatliche Vorschriften überhaupt nicht existieren. Aber hier lautet das Argument nicht, solche Vorschriften seien ein Grund für den Aufstieg der Bullshit-Jobs, sondern sie sind sogar der wichtigste oder der einzige Grund.

Zusammenfassend haben wir also zwei Argumente: erstens, dass die Globalisierung den Produktionsprozess sehr kompliziert gemacht hat, sodass wir zu seiner Verwaltung immer mehr Büroarbeitskräfte brauchen, deren Tätigkeiten demnach keine Bullshit-Jobs sind; und zweitens, dass es sich bei vielen davon tatsächlich um Bullshit-Jobs handelt, die aber nur existieren, weil die zunehmende staatliche Regulation nicht nur eine ständig zunehmende Zahl nutzloser Bürokraten hervorgebracht hat, sondern weil sie die Unternehmen auch gezwungen hat, ganze Heerscharen von Kästchenankreuzern zu beschäftigen, um damit zurechtzukommen.

Beide Argumente sind falsch, und nach meiner Überzeugung kann ein einziges Beispiel beide widerlegen. Dazu betrachten wir die Privatuniversitäten in den Vereinigten Staaten. Die beiden dargestellten Tabellen stammen aus dem Buch *The Fall of the Faculty* von Benjamin Ginsberg, das von der Übernahme amerikanischer Universitäten durch die Verwaltungen berichtet und praktisch alles enthält, was wir wissen müssen. Die erste zeigt das Wachstum des Anteils der Verwaltungskräfte und ihrer Mitarbeiter an amerikanischen Universitäten insgesamt. In den fraglichen 30 Jahren, einer Zeit, in der die Studiengebühren in die Höhe schossen, blieb der Anteil der Lehrkräfte je Studierenden mehr oder weniger konstant (am Ende des Zeitraums waren es sogar geringfügig weniger Lehrkräfte als am Anfang). Zur gleichen Zeit blähte sich die Zahl der Verwalter und vor allem des untergeordneten Verwaltungspersonals auf wie

ein Ballon und erreichte ein nie da gewesenes Niveau (siehe Abbildung 5).

Personal	+240%
Verwaltungskräfte	+85%
Zahl der immatrikulierten Studierenden	+56%
Lehrkörper	+50%
Zahl der Institutionen, die Abschlüsse vergeben	+50%
Zahl der vergebenen Bachelor-Abschlüsse	+47%

Quelle: berechnet nach NCES, »Digest«, 2006

Abbildung 5: Veränderungen von Angebot und Nachfrage und Nachfrage nach administrativen Dienstleistungen von 1985 bis 2005

Liegt das daran, dass der »Produktionsprozess« (was in diesem Fall vermutlich Lehre, Lesen, Schreiben und Forschung bedeuten würde) von 1985 bis 2005 um das Zwei- oder Dreifache komplizierter wurde, sodass für seine Verwaltung jetzt eine kleine Armee von Büropersonal notwendig ist?[19] Natürlich nicht. Hier kann ich aus persönlicher Erfahrung sprechen. Sicher hat sich einiges verändert, seit ich in den 1980er Jahren das College besuchte – heute wird von Dozenten erwartet, dass sie nicht mehr an Wandtafeln schreiben, sondern PowerPoint-Darstellungen liefern; Seminarblogs, Moodle-Seiten und Ähnliches werden häufiger verwendet. Aber das alles ist Kleinkram. Es ist nicht einmal entfernt vergleichbar beispielsweise mit der Einführung der Container in der Schifffahrt, der Just-in-time-Produktion nach japanischem Vorbild oder der Globalisierung der Lieferketten. Die

Lehrenden tun größtenteils nach wie vor das Gleiche, was sie immer getan haben: Sie halten Vorlesungen, leiten Seminare, treffen während ihrer Sprechzeiten mit Studierenden zusammen, bewerten Hausarbeiten und Examina.[20]

Wie steht es dann mit der schweren Hand des Staates? Auch für diese Behauptung liefert Ginsberg eine Widerlegung in Form einer einfachen Tabelle (siehe Abbildung 6).

	1975	1995	2005	Veränderung
Verwaltungskräfte und Manager an staatlichen Hochschulen	60,733	82,396	101,011	+66%
Verwaltungskräfte und Manager an privaten Hochschulen	40,530	65,049	95,313	+135%

Quelle: berechnet nach NCES, »Digest«, 2006

Abbildung 6: Wachstum der Verwaltungen an staatlichen und privaten Einrichtungen von 1975 bis 2005

In Wirklichkeit ist die Zahl der Verwaltungskräfte und Manager in privaten Institutionen *mehr als doppelt so schnell gestiegen* wie im öffentlichen Dienst. Dass staatliche Vorschriften dazu geführt haben, dass Verwaltungsstellen im privaten Sektor doppelt so schnell geschaffen wurden wie in der staatlichen Bürokratie selbst, ist äußerst unwahrscheinlich. Die einzige plausible Interpretation für die Zahlen ist vielmehr genau das Gegenteil: Staatliche Universitäten sind letztlich der Öffentlichkeit verantwortlich und stehen deshalb ständig

unter politischem Druck, die Kosten gering zu halten und keine verschwenderischen Ausgaben zu tätigen. Dies führt vielleicht zu seltsamen Prioritäten (in den meisten US-Bundesstaaten ist der Football- oder Basketball-Trainer an einer staatlichen Universität der bestbezahlte Bedienstete), aber es hat zur Folge, dass ein neu ernannter Dekan nur in sehr beschränktem Umfang entscheiden kann, dass ihm fünf oder sechs Verwaltungskräfte unterstellt sein sollen, weil er so eine wichtige Person ist – und dass er erst im Anschluss herausfinden muss, was diese Mitarbeitenden eigentlich tun sollen. An privaten Universitäten sind die Verwalter nur ihrem Kuratorium Rechenschaft schuldig. Kuratoren sind in der Regel sehr reich. Wenn sie nicht selbst Geschöpfe der Unternehmenswelt sind, sind sie es zumindest gewohnt, sich in einem Umfeld zu bewegen, das von deren Gebräuchen und Empfindlichkeiten geprägt ist – und deshalb werden sie das Verhalten eines solchen Dekans in der Regel als vollkommen normal bewerten und nicht beanstanden.

Ginsberg selbst hält die Zunahme von Zahl und Kompetenzen der Hochschulverwalter für einen einfachen Griff nach der Macht – der, wie er erklärt, zu einer tief greifenden Verschiebung der Vorstellungen vom Wesen der Universitäten und den Gründen für ihre Existenz geführt hat. In den 1950er und 1960er Jahren konnte man noch behaupten, die Hochschulen seien eine der wenigen europäischen Institutionen, die seit dem Mittelalter mehr oder weniger unbeschadet überlebt hatten. Was dabei entscheidend war: Sie wurden immer noch nach dem mittelalterlichen Prinzip geleitet, dass diejenigen, die an

einer bestimmten Form der Produktion beteiligt sind – sei es nun die Produktion von Steinstatuen, Lederhandschuhen oder mathematischen Gleichungen –, nicht nur das Recht haben, ihre Angelegenheiten selbst zu organisieren, sondern dass sie auch als Einzige dafür qualifiziert sind. Universitäten waren im Wesentlichen Handwerksgilden, die von Gelehrten geleitet wurden; ihre wichtigste Aufgabe war die Produktion von Gelehrsamkeit, an zweiter Stelle kam die Ausbildung neuer Gelehrtengenerationen. Seit dem 19. Jahrhundert hatten die Universitäten zwar eine Art Absprache mit den Regierungen, wonach sie auch Beamte (und später Unternehmensbürokraten) ausbildeten; im Gegenzug wurden sie im Wesentlichen in Ruhe gelassen. Aber seit den 1980er Jahren, so Ginsberg, haben die Universitätsverwalter eigentlich einen Umsturz inszeniert. Sie entrissen dem Lehrkörper die Kontrolle über die Universität und richteten die Institution zu ganz anderen Zwecken aus. Heute ist es in großen Universitäten allgemein üblich, dass »strategische Visionen« formuliert werden, in denen Gelehrsamkeit oder Lehre kaum vorkommen, während sie ausführlich das »Studienerlebnis«, die »Forschungsexzellenz« (mit anderen Worten: die Beschaffung von Forschungsmitteln), die Zusammenarbeit mit Industrie oder Staat und Ähnliches beschreiben.

Das alles klingt für jeden vertraut, der sich in der Hochschulszene auskennt, aber es bleibt eine Frage: Wenn es ein Umsturz war, wie kamen dann die Verwalter damit durch? Man muss davon ausgehen, dass es schon in den 1880er Jahren Verwaltungskräfte an den Universitäten gab,

die mit Vergnügen auf diese Weise die Macht ergriffen und jeweils selbst ein Gefolge aus Untergebenen eingestellt hätten. Was geschah in dem dazwischenliegenden Jahrhundert, dass sie nun in der Lage waren, es tatsächlich zu tun? Und was es auch war – in welcher Verbindung steht es zur Zunahme des Gesamtanteils an Managern, Verwaltungskräften und nutzlosen Aktenschiebern außerhalb der Hochschulen, die sich im gleichen Zeitraum abgespielt hat?

Da im gleichen Zeitraum auch der Finanzkapitalismus seinen Aufschwung erlebte, betrachtet man am besten noch einmal den FIRE-Sektor (Finanzen, Versicherungen, Immobilien), wenn man Erkenntnisse darüber gewinnen will, welche umfassende wirtschaftliche Dynamik den Anlass zu solchen Veränderungen gab. Wenn diejenigen, von denen der *Economist* glaubt, sie würden komplexe globale Lieferketten verwalten, in Wirklichkeit keine komplexen globalen Lieferketten verwalten, stellt sich die Frage: Was tun sie dann? Und ermöglicht uns das, was in solchen Büros abläuft, einen Blick auf die Vorgänge an anderer Stelle?

Die Finanzbranche als Musterbeispiel für die Schaffung von Bullshit-Jobs

- Beschleunigung der reibungslosen Konvergenzen
- koordinierte, interaktive Marktinstitutionen
- vertraglich gebundene, virtuelle Clearinghäuser
- gerichtete Margenangleichung[21]

Oberflächlich betrachtet entstehen Bullshit-Jobs im FIRE-Sektor durch die gleichen unmittelbaren Mechanismen wie überall sonst. Einige davon habe ich in Kapitel 2 im Zusammenhang mit den fünf Grundtypen von Bullshit-Jobs und ihrer Entstehung aufgeführt. Lakaienstellen werden geschaffen, weil die Inhaber von Machtpositionen in einem Unternehmen ihre Untergebenen für ein Statussymbol halten; Schläger werden aufgrund einer Dynamik des Ausstechens eingestellt (wenn unsere Konkurrenz eine Top-Anwaltskanzlei beschäftigt, müssen wir das auch tun); Positionen von Flickschustern werden geschaffen, weil die Behebung eines Problems den Unternehmen manchmal schwerer fällt als der Umgang mit seinen Folgen; und die Stellen von Kästchenankreuzern existieren, weil der Papierkrieg in Großunternehmen, der belegt, dass bestimmte Maßnahmen ergriffen wurden, häufig für wichtiger gehalten wird als die Maßnahmen selbst; Aufgabenverteiler existieren vorwiegend als Nebeneffekt verschiedener Formen der unpersönlichen Autorität. Wenn man Organisationen als komplexes Wechselspiel von Anziehungskräften begreift, die in viele verschiedene Richtungen ziehen, kann man feststellen, dass es immer in jeder dieser fünf Richtungen einen gewissen Zug geben wird. Dennoch muss man fragen: Warum existiert kein größerer Druck in der Gegenrichtung? Warum wird das Ganze nicht stärker als Problem begriffen? Unternehmen stellen sich doch selbst gern als schlank und sparsam dar.

Nach meinem Eindruck eignen sich diejenigen, die im FIRE-Sektor riesige Geldbeträge schaffen, damit spielen und sie wieder vernichten, hervorragend als

Ausgangspunkt für solche Fragen. Das liegt zum Teil daran, dass viele, die in dem Sektor arbeiten, ohnehin überzeugt sind, dass fast alles, was dort getan wird, im Wesentlichen Betrug ist.[22]

> **Elliot:** Ich habe kurze Zeit bei einer der »großen vier« Beratungsfirmen gearbeitet. Sie waren von einer Bank beauftragt worden, Schadenersatz an Kunden zu zahlen, die vom PPI-Skandal betroffen waren. Das Beratungsunternehmen wurde nach der Anzahl der Fälle bezahlt, unsere Bezahlung erfolgte stundenweise. Deshalb wurden die Mitarbeiter absichtlich falsch geschult und schlecht organisiert, damit die Aufgaben immer wieder und einheitlich falsch ausgeführt wurden. System und Durchführung wurden ständig abgewandelt und verändert, damit sich niemand an die neue Vorgehensweise gewöhnen und korrekt arbeiten konnte. Deshalb mussten die Fälle wiederholt bearbeitet werden, und die Verträge wurden verlängert.

Falls es nicht allgemein bekannt sein sollte: Der Skandal mit Restschuldversicherungen (PPI-Skandal) brach in Großbritannien 2006 aus, als sich herausstellte, dass zahlreiche Banken ihren Kunden unerwünschte und häufig höchst nachteilige Versicherungspolicen angedreht hatten. Gerichte entschieden, dass ein großer Teil des Geldes zurückgegeben werden musste, und die Folge war eine ganz neue Branche, die sich rund um die Befriedigung solcher Zahlungsansprüche organisierte. Wie Elliot berichtet, ließen sich zumindest manche von denen, die

entsprechende Ansprüche bearbeiten sollten, absichtlich Zeit, um den Vertrag so gut wie möglich auszuschlachten.

> **Elliot:** Das leitende Management muss darüber Bescheid gewusst haben, aber ausdrücklich ausgesprochen wurde es nie. In ungezwungenen Augenblicken sagte jemand aus dem Management vielleicht so etwas wie: »Wir verdienen Geld, indem wir eine undichte Rohrleitung betreiben – bringt man also die Rohrleitung in Ordnung oder lässt man sie weiterhin undicht sein?« (oder eine ähnliche Formulierung). Die Bank hatte riesige Summen zurückgestellt, um Schadenersatz für die PPI leisten zu können.

Solche Aussagen las ich in den Zuschriften, die ich erhielt, recht häufig. Ähnliche Geschichten hörte ich aus Anwaltskanzleien, die sich mit Schadenersatzzahlungen wegen Asbest beschäftigten. Immer wenn eine Geldsumme in der Größenordnung mehrerer Hundert Millionen zurückgestellt wird, weil man eine ganze Kategorie von Menschen entschädigen muss, braucht man eine Bürokratie, die Anspruchsteller ausfindig macht, Ansprüche bearbeitet und das Geld verteilt. Eine solche Bürokratie besteht häufig aus Hunderten oder sogar Tausenden von Menschen. Da das Geld, mit dem deren Gehalt bezahlt wird, letztlich aus dem gleichen Topf stammt, haben sie keinen besonderen Anreiz, die Beute effizient zu verteilen. Damit würde man die Gans töten, die goldene Eier legt! Nach Elliots Angaben führte dies häufig zu »verrückten, surrealen Dingen« – so wurden beispielsweise absichtlich Niederlassungen in

verschiedenen Städten eröffnet, und die Mitarbeitenden waren gezwungen, zwischen ihnen zu pendeln, oder die gleichen Dokumente wurden ein halbes Dutzend Mal gedruckt und wieder vernichtet. Bei alledem drohte man mit juristischen Schritten gegen jeden, der Außenstehende über solche Praktiken in Kenntnis setzte.[23] Natürlich ging es darum, so viel Geld wie möglich abzuzapfen, bevor es an die Anspruchsteller ging; je länger die kleinen Angestellten brauchten, desto mehr verdiente die Firma; aber wegen der besonderen, im vorangegangenen Kapitel erörterten Dynamik begünstigte offenbar die schiere Sinnlosigkeit des ganzen Unternehmens das Stressniveau und übergriffige Verhaltensweisen.

Elliot: Da war ein bemerkenswerter Zynismus im Spiel. Ich vermute, es läuft auf eine Form des Parasitendaseins hinaus. Nebenbei war die Tätigkeit auch äußerst schwierig und stressbelastet: Anscheinend gehörte es zum Geschäftsmodell, unmögliche Zielvorgaben aufzustellen, die sich die ganze Zeit steigerten, sodass eine hohe Fluktuation herrschte und regelmäßig neue Mitarbeitende hinzugenommen und falsch geschult werden mussten; deshalb, so stelle ich mir vor, konnte die Firma es ihrem Kunden plausibel machen, den Vertrag weiterhin zu verlängern.Das war natürlich demoralisierend. Heute arbeite ich als Reinigungskraft, und das ist der am wenigsten entfremdete Bullshit-Job, den ich jemals hatte.

David: Das hört sich ja nach einer ganz neuen Kategorie an: Jobs, die absichtlich falsch ausgeführt werden! Was glauben Sie, wie häufig das vorkommt?

Elliot: Nach allem, was ich von Leuten in anderen Unternehmen gehört habe, ist die ganze PPI-Branche im Wesentlichen nach diesem Prinzip aufgebaut, denn anscheinend haben nur große Beratungsfirmen die Kapazitäten, um solche Verträge abzuschließen.

David: Nun, ich erkenne, welche Argumentation man vertreten könnte. In jedem System, in dem man es im Grundsatz mit der Verteilung von Beute zu tun hat, ist es sinnvoll, dazwischen möglichst viele Ebenen von Parasiten einzuziehen. Aber wer wird dabei letztlich gemolken? Die Kunden? Oder wer sonst?

Elliot: Wer dafür letztlich bezahlt, weiß ich nicht genau. Die Bank? Ein Versicherungsunternehmen, das die Bank von vornherein gegen Verluste durch betrügerische Aktivitäten abgesichert hat? Letztlich zahlen natürlich die Verbraucher und die Steuerzahler; alle diese Firmen müssen nur wissen, wie man sie melken kann.

Solche Strategien haben eine lange Geschichte. Schon Charles Dickens machte sich in seinem 1852/1853 in Fortsetzungen erschienenen Roman *Bleak House* mit dem Fall »Jarndyce gegen Jarndyce« über den Berufsstand der Juristen lustig. Zwei Anwaltsteams halten den Kampf um ein großes Landgut über mehrere Generationen hinweg am Leben, bis sie alles verjubelt haben, woraufhin sie einfach die ganze Sache für irrelevant erklären und sich die nächste Tätigkeit suchen. Die Moral von der Geschichte lautet: Wenn ein profitorientiertes Unternehmen ein Geschäft mit der Verteilung einer sehr großen Geldsumme machen will, bringt es am meisten Gewinne, wenn man so ineffizient wie möglich arbeitet.

Grundsätzlich tut natürlich der gesamte FIRE-Sektor nichts anderes: Er erzeugt Geld (durch Darlehen) und schiebt es dann auf häufig sehr komplizierten Wegen hin und her, wobei mit jeder Transaktion ein kleiner Anteil abgezweigt wird. Am Ende haben Bankmitarbeiter häufig den Eindruck, das ganze Unternehmen sei ebenso sinnlos wie die absichtlich falsche Schulung der Mitarbeitenden in dem Versicherungsunternehmen, das einen Goldesel melken will. Eine erstaunlich hohe Zahl von Bankangestellten weiß nicht einmal, welche echte Daseinsberechtigung es für den Typ ihrer Bank eigentlich gibt.

> **Bruce:** Ich arbeite als Fondsberater bei einer Depotbank. Ich habe nie herausgefunden, was Depotbanken eigentlich tun. Ich verstehe, welches Konzept sich mit Depotbanken verbindet, aber ich habe sie immer nur für eine überflüssige weitere Form der Buchführung gehalten. Depotbanken bewahren Begriffe wie Aktien und Schuldverschreibungen auf. Aber wie machen sie das eigentlich? Können russische Hacker solche Konzepte stehlen? Soweit ich erkennen kann, ist das ganze Depotbankwesen Bullshit.

Ein Grund für die Verwirrung könnte darin liegen, dass das allgemeine Niveau von Angst, Stress und Paranoia offensichtlich in Banken größer ist als in den meisten anderen Unternehmen, die wir bisher betrachtet haben. Die Mitarbeitenden stehen unter ungeheurem Druck, nicht zu viele Fragen zu stellen. Ein aufsässiger Banker berichtete mir im Detail, mit welchen Machenschaften die

größten Banken bei der Regierung Lobbyarbeit betreiben, um Vorschriften zu ihrem Vorteil durchzusetzen. Anschließend erwarten sie dann, dass alle mitspielen, weil die Vorschriften angeblich einfach erlassen wurden; er sagte mir, so etwas einzugestehen, sei fast so schlimm wie das Coming-out eines Homosexuellen in den 1950er Jahren: »Viele Leute haben den Aufsatz ›Über das Phänomen der Bullshit-Jobs‹ gelesen und kennen die Realitäten in unserer Branche, aber wir (einschließlich meiner selbst) sind besessen von der Angst, unseren Arbeitsplatz zu verlieren, also reden wir nicht über solche Themen und diskutieren sie nicht offen. Wir belügen uns selbst, unsere Kollegen und unsere Familien.«

Solche Einstellungen waren weitverbreitet. Fast alle Bankangestellten, mit denen ich in Briefwechsel stand, berichteten über eine komplizierte Heimlichtuerei; dabei blieben alle Details, die möglicherweise eine Verbindung zu ihrem Arbeitgeber hätten herstellen können, im Hintergrund. Gleichzeitig betonten viele, wie erlösend es sei, endlich Dinge aussprechen zu können, die ihnen schon seit so vielen Jahren immer wieder durch den Kopf gingen. Ein Beispiel ist die Aussage von Rupert, der als Wirtschaftsflüchtling aus Australien kam und jetzt in der Londoner City arbeitet. Über die Bullshitisierung in dem Finanzinstitut, in dem er derzeit tätig ist, schreibt er:

> Was das Bankwesen angeht, so trägt offensichtlich der ganze Sektor nichts zum Wert bei und ist demnach Bullshit. Aber lassen wir das einmal beiseite und sehen wir uns im Bankwesen diejenigen an, die buchstäblich nichts tun. Von denen gibt es eigentlich nicht allzu viele,

denn die Arbeit in der Bank ist eine seltsame Mischung. Insgesamt tun wir nichts, aber innerhalb dieses Nichts ist die Arbeit effizient, erfolgsorientiert und im Allgemeinen schlank.
Am offenkundigsten sind die Cheerleader von der Personalabteilung. Irgendwann wurde im Bankwesen klar, dass alle sie hassen, und das wissen auch die dortigen Angestellten, also setzen sie alles daran, damit sich das Personal besser fühlt. Wir haben ein Intranet, und die Personalabteilung sollte daraus eine Art interne »Gemeinschaft« wie Facebook machen. Sie haben es eingerichtet, aber niemand hat es benutzt. Dann haben sie versucht, alle dazu zu drängen, dass sie es nutzten, aber das führte nur dazu, dass wir es noch weniger mochten. Als Nächstes versuchten sie, für die Leute einen Anreiz zu schaffen, indem die Personalabteilung eine Menge gefühlsduseligen Unsinn postete oder Leute »interne Blogs« schrieben, um die sich niemand kümmerte. Immer noch macht keiner mit.
Drei Jahre haben sie das gemacht, und die interne Intranet-Facebook-Seite ist voll mit Leuten aus der Personalabteilung, die schmalzige Dinge über das Unternehmen sagen, und dann antworten andere Leute aus der Personalabteilung: »Tolles Posting! Ich bin damit wirklich einverstanden.« Ich habe keine Ahnung, wie sie das aushalten können. Es ist der Ausdruck eines völligen Mangels an Zusammenhalt im Bankwesen.
Eine andere Seltsamkeit besteht darin, dass sie irgendwie einen starken Drang haben, eine Woche lang etwas Gutes zu tun. Ich beteilige mich daran nicht, denn

ich spende zwar für wohltätige Zwecke, aber nicht über meine Bank: Für die ist es nur eine große Werbeaktion, mit der sie die interne Moral stärken wollen; es soll so aussehen, als würde die Bank nicht durch Wucher von der Arbeitskraft Besitz ergreifen. Sie setzen ein »Ziel« von beispielsweise 90 Prozent Beteiligung – alles »freiwillig« –, und dann versuchen sie zwei Monate lang die Leute dazu zu bewegen, dass sie unterschreiben. Wenn du nicht mitmachst, notieren sie deinen Namen, und dann kommen Leute und fragen dich, warum du nicht unterschrieben hast. In den letzten beiden Wochen vor dem Ende der Aktion bekamen wir automatische Mails, die aussahen, als kämen sie vom Vorstandsvorsitzenden, und uns »ermutigen« sollten zu unterschreiben. Beim letzten Mal machte ich mir wirklich Sorgen, ob ich meinen Job verlieren würde, wenn ich standhaft blieb. Für mich wäre das schlecht gewesen, denn ich bin in einem fremden Land mit einem Arbeitsvisum und ohne Bleiberecht. Aber standhaft blieb ich trotzdem.

Eine solche »freiwillige« Wohltätigkeitsaktion durchzuführen, erfordert eine erstaunliche Anzahl von Arbeitsstunden. Der Fachbegriff, so hat man mir gesagt, lautet »zum Freiwilligen ernannt«.

Das gute Werk als solches ist vollkommen hohl. Es sind Dinge wie zwei Stunden Müll einsammeln. Oder man gibt schlechte Sandwiches an Obdachlose, wobei jemand anderes die ganzen Sandwichpakete organisiert und so weiter. Die Bankangestellten kommen nur hin und verteilen sie und fahren dann wieder in ihren hübschen

> Autos nach Hause. Die Triebkraft für viele solche Wohltätigkeitsaktionen sind Auszeichnungen für »das beste Unternehmen, bei dem man in X arbeiten kann«, wobei »wohltätige Arbeit« ein Kriterium ist. Die Bank muss diesen Kriterien entsprechen, damit sie berücksichtigt wird, und das hilft ihr bei der Personalwerbung. Für so etwas wenden sie jedes Jahr Gott weiß wie viele Stunden auf.
> Na gut, weiter: Der Typ mit den Zeiterfassungsbögen…

Nachdem Rupert ein paar Stellen aufgeführt hat, die man leicht automatisieren könnte und die offensichtlich nur existieren, um Beschäftigung zu schaffen, nennt er am Ende die Position, die am offensichtlichsten nutzlos ist.

> **Rupert:** Und schließlich das mittlere Management. Neulich musste ich von jemandem aus der Ebene des mittleren Managements eine Genehmigung einholen. Ich klickte auf ein System, mit dem solche Genehmigungsanfragen per E-Mail gesendet werden. Darin waren 25 mittlere Manager aufgeführt (nur einer musste die Genehmigung erteilen). Ich hatte immer nur von einem dieser Leute gehört. Was taten die alle den lieben langen Tag? Machen sie sich keine Sorgen, dass sie entlarvt werden und bei McDonald’s arbeiten müssen?

Nach Angaben solcher mittlerer Manager, die sich an mich gewandt haben, lautet die Antwort auf die Frage, was alle diese Menschen den lieben langen Tag lang tun, in vielen Fällen: »Nicht viel.« Zumindest nach Ruperts Einschätzung

sind Kompetenz und Leistungsfähigkeit in den unteren Rängen tatsächlich die beherrschenden Werte; je höher man auf der Leiter steigt, desto weniger scheint das zu gelten.

Ruperts Bericht ist in mehrfacher Hinsicht faszinierend. Beispielsweise schildert er, wie künstliche Wettbewerbe als ein Mechanismus der Bullshitisierung dienen, der sich auch in zahlreichen anderen Zusammenhängen ausgebildet hat. In den Kommunalverwaltungen Großbritanniens werden beispielsweise viele Torheiten von einem ähnlichen Wunsch getrieben, in einer bestimmten Region oder im ganzen Land als »bester Stadtrat« benannt zu werden. Solche Wettbewerbe setzen in allen Fällen ein hektisches Kästchenankreuzen in Gang, das seinen Höhepunkt darin findet, dass von den derzeitigen Mitarbeitenden eine lächerliche Nachahmung wohltätiger Arbeiten verlangt wird, damit sie zukünftigen Angestellten sagen können, ihr Unternehmen sei als einer der besten Arbeitgeber ausgezeichnet worden. Viele weitere Elemente von Ruperts Aussage kommen auch in anderen Berichten aus dem Inneren großer Finanzinstitutionen vor: eine verworrene Mischung aus hektischer, stressbelasteter und fast magischer Effizienz in manchen Sektoren und einer offenkundigen Aufblähung in anderen; und das alles in einem Zusammenhang, in dem niemand genau weiß, was die Bank eigentlich tut oder ob sie überhaupt ein legitimes Unternehmen ist; und die Tatsache, dass solche Fragen nie diskutiert werden.

Ein weiteres häufiges Thema war die Tatsache, dass viele, die sich in Finanzinstitutionen abmühen – der Anteil

war viel größer als in den meisten anderen Großunternehmen –, kaum eine Ahnung davon hatten, wie sie mit ihrer Arbeit zur Bank als Ganzem beitrugen. Irene beispielsweise arbeitete bei mehreren großen Investmentbanken im »Onboarding« – das heißt, sie überwachte, ob die Kunden der Bank (in diesem Fall verschiedene Hedge- und Private-Equity-Fonds) die staatlichen Vorschriften einhielten. In der Theorie musste dazu jede Transaktion beurteilt werden, an der die Bank beteiligt war. Der Prozess war selbstverständlich korrupt, denn die eigentliche Arbeit wurde an zweifelhafte Einrichtungen auf Bermuda, Mauritius und den Kaimaninseln outgesourct (»dort sind die Bestechungsgelder billig«), und es wurde stets festgestellt, dass alles in Ordnung ist. Da aber eine Zustimmungsrate von 100 Prozent kaum glaubhaft war, musste man ein raffiniertes System errichten, damit es so aussah, als habe man tatsächlich manchmal Probleme gefunden. Also berichtete Irene, externe Gutachter hätten die Transaktion gutgeheißen, und eine Kommission zur Qualitätskontrolle werde ihren Papierkrieg durchsehen und pflichtschuldig Tippfehler und andere kleine Irrtümer finden. Dann wurde die Gesamtzahl der »Versager« in jeder Abteilung weitergegeben und von einer Bemessungsabteilung in Tabellen eingefügt, sodass alle Beteiligten jede Woche mehrere Stunden lang in Meetings darüber diskutieren konnten, ob jeder einzelne »Versager« echt war.

> **Irene:** Es gab eine noch höhere Kaste von Bullshit, die über dem Messungs-Bullshit angesiedelt war. Das waren die Datenwissenschaftler. Sie hatten die Aufgabe, die

> Versagermessungen zu sammeln und unter Anwendung komplexer Software hübsche Bilder aus den Daten herzustellen. Die Chefs nahmen dann diese hübschen Bilder und brachten sie zu ihren Chefs, und das erleichterte den Umgang mit der seltsamen Tatsache, dass sie keine Ahnung hatten, wovon eigentlich die Rede war oder was ihre Teams wirklich taten. Bei der [Großbank A] hatte ich in zwei Jahren fünf Chefs. Bei der [Großbank B] waren es drei. In ihrer Mehrzahl wurden sie von höhergestellten Personen handverlesen und eingesetzt, und dann wurden sie mit solchen Bullshit-Mannschaften »beschenkt«. In vielen Fällen erfüllten die Unternehmen so leider ihre Minderheitenquoten im Management.

Wieder einmal haben wir hier also die Kombination aus Betrug und Vortäuschung (niemand durfte über die Schattenunternehmen auf den Kaimaninseln reden); das System war so angelegt, dass man es nicht verstehen konnte. Und dann wurde es an Manager abgeschoben, die keine Ahnung hatten, was in ihrem Verantwortungsbereich vorging, was im Wesentlichen daran lag, dass es keinen Sinn hatte. Alles waren nur sinnlose Rituale. Völlig unklar ist, ob irgendjemand am oberen Ende der Nahrungskette – die Datenverarbeiter, die Manager, die nur durchliefen, selbst die »Höhergestellten«, die sie auswählten – das tatsächlich wusste.

Und schließlich gab es zusätzlich zu dem üblichen, künstlich aufgebauten Stress, den Spannungen und dem Stöhnen über Termine, den üblichen sadomasochistischen zwischenmenschlichen Beziehungen und dem furchtsamen

Schweigen (das heißt zu allen Dingen, die typischerweise eintreten, wenn sinnlose Projekte von oben nach unten organisiert werden) einen heftigen Druck auf die Mitarbeitenden, sich an Ritualen eines anderen Typs zu beteiligen, mit denen bewiesen werden sollte, dass die Institution sich wirklich kümmerte. In Irenes Fall waren das keine inszenierten Wohltätigkeitsveranstaltungen, sondern esoterische Seminare, die sie häufig zu Tränen trieben.

> **Irene:** Zusätzlich zu den Messungen gab es grausame, gönnerhafte Seminare zu »Flexibilität« und »Achtsamkeit«. Nein, du kannst nicht weniger Stunden arbeiten. Nein, du bekommst nicht mehr Gehalt. Nein, du kannst nicht auswählen, welche Bullshit-Projekte du ablehnen willst. Aber du kannst dich in dieses Seminar setzen, wo die Bank dir sagt, wie sehr sie die Flexibilität schätzt.
> Die Achtsamkeitsseminare waren noch schlimmer. Dort versucht man, die unglaubliche Schönheit und verblüffende Traurigkeit des menschlichen Erlebens auf die grobe Körperlichkeit mit Atmen, Essen und Scheißen zu reduzieren. Atme achtsam. Iss achtsam. Scheiße achtsam, dann kannst du im Geschäft Erfolg haben.

Das alles soll die Angestellten vermutlich an etwas erinnern: Wenn man das Leben auf eine Form purer Körperlichkeit reduziert, ist es eigentlich nicht besonders wichtig, dass manche Abstraktionen »realer« sind als andere und dass manche Aufgaben im Büro einem juristischen, moralischen oder sogar wirtschaftlichen Zweck dienen und andere nicht. Es ist, als würde man

zuerst verbieten, dass jemand einräumt, an einem leeren Ritual mitzuarbeiten, und ihn dann zur Teilnahme an Seminaren zwingen, in denen gemietete Gurus einem sagen: »Ist in der letzten Analyse nicht alles, was wir tun, nur ein leeres Ritual?«

Was wir bisher von Elliot, Rupert und Irene gehört haben, waren partielle, situationsbedingte Sichtweisen für sehr große, komplizierte Unternehmen. Keiner von ihnen hat einen Gesamtüberblick. Aber es ist auch nicht ganz klar, ob irgendjemand anderes ihn hat. Man muss davon ausgehen, dass die Höhergestellten in Irenes Geschichte, die gezielt Manager aus Minderheitengruppen in die Onboarding-Abteilung holen, sich durchaus bewusst sind, dass das meiste von dem, was in der Firma abläuft, Bullshit ist. Aber selbst sie wissen vielleicht nicht genau, wie und warum. Es wäre auch nicht möglich, mit einer Art Geheimumfrage festzustellen, welcher Anteil der Bankmitarbeiter die Tätigkeit insgeheim für Bullshit hält und in welchen Abteilungen sie sich konzentrieren. Einer allgemeinen Einsicht am nächsten kam unter allen Äußerungen, die ich fand, die von einem gewissen Simon, der nacheinander bei mehreren internationalen Großbanken im Risikomanagement beschäftigt war. Dies, so sagt er, bedeutet im Wesentlichen, dass man analysiert und »Probleme in den internen Prozessen findet«.

Simon: Bei einer Bank habe ich zwei Jahre lang die entscheidenden Zahlungs- und Operationsprozesse analysiert. Das einzige Ziel bestand darin herauszufinden, wie ein Mitarbeiter mithilfe der Computersysteme Betrug und Diebstahl begehen konnte,

> um dann Lösungen zu empfehlen, um so etwas zu verhindern. Dabei entdeckte ich durch Zufall, dass die meisten Leute in der Bank nicht wussten, warum sie das taten, was sie taten. Sie sagten, sie sollten sich nur in dieses eine System einloggen und einen Menüpunkt auswählen und bestimmte Dinge eintippen. Warum, wussten sie nicht.

Simon hatte also im Wesentlichen die Aufgabe des Auges, das alles sieht und feststellt, wie verschiedene Teile der Bank alle Unstimmigkeiten, Schwachstellen und Redundanzen, auf die er vielleicht stieß, verarbeiten, integrieren und ausbügeln konnten. Mit anderen Worten: Er ist ungefähr ebenso qualifiziert, die Frage zu beantworten, wie jeder andere. Seine Schlussfolgerungen?

> **Simon:** Nach meiner konservativen Schätzung wurden 80 Prozent der 60 000 Mitarbeitenden in der Bank nicht gebraucht. Ihre Tätigkeiten hätten entweder vollständig von einem Programm übernommen werden können, oder sie waren überhaupt nicht notwendig, weil die Programme so gestaltet waren, dass sie manche Bullshit-Prozesse überhaupt erst möglich machten oder wiederholten.

Mit anderen Worten: Von den 60 000 Angestellten der Bank taten 48 000 nichts Nützliches – oder zumindest nichts, was nicht leicht von einer Maschine hätte erledigt werden können. Das, so glaubte Simon, waren eigentlich Bullshit-Jobs, selbst wenn man den Bankangestellten die Mittel versagte, um die Situation zu beurteilen oder kollektiv zu

analysieren, und wenn man von ihnen erwartete, dass sie jeden Verdacht für sich behielten. Aber warum bemerkten die oberen Etagen der Bank dies nicht, und warum taten sie nichts dagegen? Nun, am leichtesten lässt sich diese Frage beantworten, wenn man sich ansieht, was geschah, nachdem Simon Reformen vorgeschlagen hatte:

> **Simon:** In einem Fall erstellte ich ein Programm, das ein wichtiges Sicherheitsproblem löste. Ich wollte es einem Manager präsentieren, und der holte zu der Besprechung alle seine Berater hinzu. Insgesamt saßen 25 von ihnen im Konferenzraum. Während und nach dem Meeting stieß ich auf heftige Feindseligkeit, und allmählich wurde mir klar, dass mein Programm alles automatisierte, das sie derzeit von Hand taten und wofür sie bezahlt wurden. Nicht dass es ihnen Spaß gemacht hätte – es war langwierige, eintönige, langweilige Arbeit. Die Kosten für mein Programm lagen bei fünf Prozent dessen, was sie diesen 25 Personen bezahlten. Aber sie blieben beinhart. Ich stieß auf zahlreiche ähnliche Probleme und schlug Lösungen vor. Aber während meiner ganzen Zeit in dem Unternehmen wurde keine einzige von meinen Empfehlungen umgesetzt. In allen Fällen hätte die Beseitigung der Probleme bedeutet, dass Menschen ihre Arbeitsplätze verloren hätten, denn diese Tätigkeiten dienten nur einem einzigen Zweck: Sie sollten dem vorgesetzten Manager ein Gefühl der Macht verleihen.

Auch wenn es sich bei diesen Jobs ursprünglich nicht um Lakaientätigkeiten handelte – was wahrscheinlich in den meisten Fällen nicht der Fall war –, wurden sie am Ende als

solche beibehalten. Die Bedrohung durch Automatisierung ist natürlich in jedem Großunternehmen ständig ein Anlass zur Besorgnis – ich habe von Unternehmen gehört, in denen Programmierer zur Arbeit ein T-Shirt trugen, auf dem stand: »Hau ab, sonst ersetze ich dich durch ein sehr kleines Shell-Skript«. Aber in diesem Fall und in vielen ähnlichen reichte die Besorgnis bis ganz nach oben: ausgerechnet zu den Managern, die (wenn sie beispielsweise in irgendeiner Form mit Private Equity zu tun haben) stolz darauf sind, mit welcher Rücksichtslosigkeit sie andere Unternehmen übernommen haben und sie im Namen von Gesundschrumpfung und Effizienz mit gewaltigen Schulden belasten. Die gleichen Manager sind auch stolz auf ihren aufgeblasenen Personalbestand. Wenn Simon recht hat, liegt das genau am eigentlichen Wesen einer Großbank: Sie besteht aus einer ganzen Reihe feudaler Gefolgsleute, die jeweils einem Herrn und Manager unterstellt sind.[24]

Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen der heutigen Form des Manager-Feudalismus und dem klassischen Feudalismus

Das oberste Quintil wächst an Größe und Einkommen, weil die gesamten Werte, die durch die tatsächlich produktiven Arbeiter in den unteren Quintilen entstehen, von denen an der Spitze abgeschöpft werden. Wenn diese

obersten Klassen alle anderen berauben,
brauchen sie viel mehr Arbeitskraft als Wache,
die ihre gestohlene Beute sichert.

– Kevin Carson

Das alles ist vollkommen plausibel, wenn wir noch einmal an das Beispiel des Feudalherrschers aus Kapitel 2 denken. Ich habe dort Feudalherrscher und ihre Bediensteten als Metapher verwendet. Aber zumindest wenn man Banken betrachtet, ist nicht klar, wie viel davon Metapher und wie viel buchstäbliche Wahrheit ist. Wie ich bereits deutlich gemacht habe, ist Feudalismus im Wesentlichen ein System der Umverteilung. Bauern und Handwerker produzieren Dinge zu einem großen Teil selbstständig; die Herrscher zweigen – meist mithilfe eines komplexen Systems von juristischen Rechten und Traditionen (der Fachausdruck, den ich auf dem College lernte, lautet »direkte juristisch-politische Gewinnung«[25]) – einen Teil dieser Produkte ab und verteilen die Beute an ihre eigenen Bediensteten, Lakaien, Krieger, Untergebenen; in geringerem Umfang finanzieren sie auch Feiern und Feste, und hin und wieder geben sie durch Geschenke und Begünstigungen einen Teil davon an die Handwerker und Bauern zurück. In einem solchen System hat es kaum Sinn, von verschiedenen Sphären »der Politik« und »der Wirtschaft« zu sprechen, denn die Waren werden mit politischen Mitteln abgezweigt und zu politischen Zwecken verteilt. Erst mit den ersten Unruhen des Industriekapitalismus sprach man von »der Wirtschaft« als eigener Sphäre menschlicher Tätigkeiten.

Im Kapitalismus im klassischen Sinn des Wortes stammen Profite aus dem Management der Produktion: Kapitalisten stellen Menschen ein, die Dinge herstellen, bauen oder reparieren, und Profit können sie nur dann machen, wenn die gesamten Gemeinkosten – darunter auch das Geld, das sie ihren Arbeitern und Vertragspartnern zahlen – niedriger sind als die Einnahmen, die sie von ihren Klienten oder Kunden erhalten. Unter derartigen klassisch-kapitalistischen Bedingungen ist es tatsächlich sinnlos, unnötige Arbeitskräfte einzustellen. Profitmaximierung bedeutet, einer möglichst geringen Zahl von Arbeitskräften einen möglichst geringen Geldbetrag zu zahlen; in einem sehr konkurrenzbetonten Markt gibt es wahrscheinlich niemanden, der unnötige Arbeitskräfte einstellt. Das ist natürlich der Grund, warum strenggläubige Libertarier – oder übrigens auch orthodoxe Marxisten – immer behaupten werden, unsere Wirtschaft könne nicht von Bullshit-Jobs durchsetzt sein, sondern dabei müsse es sich um eine Art Illusion handeln. Nach einer feudalen Logik jedoch, in der sich wirtschaftliche und politische Überlegungen überschneiden, sind die gleichen Verhaltensweisen vollkommen sinnvoll. Wie bei den PPI–Verteilern geht es darum, einen Topf voller Beute an sich zu reißen, indem man ihn entweder von den Feinden stiehlt oder den einfachen Leuten mithilfe von Gebühren, Zöllen, Mieten und Abgaben entzieht, um ihn dann neu zu verteilen. Dabei schafft man ein Gefolge aus Anhängern, das einerseits das sichtbare Maß für die eigene Pracht und Herrlichkeit ist und andererseits als Mittel zur Verteilung politischer Gunst dient. Dazu kann man beispielsweise

potenziell unzufriedene Personen kaufen, treue Verbündete belohnen oder für die Adligen niedrigeren Ranges eine raffinierte Hierarchie mit Ehren und Titeln schaffen, um die sie sich streiten können.

Dass dies alles stark den inneren Abläufen in einem Großunternehmen zu ähneln scheint, ist nach meiner Vermutung kein Zufall: In solchen Unternehmen geht es immer weniger um die Herstellung, den Bau, die Reparatur oder die Instandhaltung von Dingen, und immer stärker um politische Prozesse der Aneignung, Verteilung und Zuweisung von Geld und Mitteln. Demnach wird es auch hier wiederum zunehmend schwieriger, Politik und Wirtschaft auseinanderzuhalten – dies haben wir mit dem Aufkommen der Banken erlebt, die »zu groß sind, als dass sie scheitern könnten«. Ihre Lobbyisten schreiben im Regelfall die Gesetze, mit denen die Regierungen sie angeblich regulieren, wobei die finanziellen Profite selbst im Wesentlichen mit unmittelbaren juristisch-politischen Mitteln erzielt werden. JPMorgan Chase & Co. zum Beispiel, die größte Bank der Vereinigten Staaten, berichtete 2006, sie habe ungefähr zwei Drittel ihrer Profite durch »Gebühren und Strafen« erzielt, und mit dem allgemeinen Begriff »Finanzen« meint man in Wirklichkeit den Handel mit den Schulden anderer Menschen – Schulden, die sich natürlich vor Gericht einklagen lassen. [26]

Genaue Zahlen darüber zu ermitteln, welcher Anteil eines typischen Familieneinkommens beispielsweise in Amerika, Dänemark oder Japan jeden Monat vom FIRE-Sektor abgezogen wird, ist nahezu unmöglich, aber es

bestehen stichhaltige Gründe für die Annahme, dass es sich dabei nicht nur um einen nennenswerten Anteil handelt, sondern dass der Anteil an den Gesamtprofiten auch deutlich höher ist als der, den der Unternehmenssektor unmittelbar durch die Herstellung oder den Verkauf von Gütern und Dienstleistungen in denselben Ländern erzielt. Selbst Firmen, die wir als Kernstück der alten industriellen Ordnung betrachten – in den Vereinigten Staaten beispielsweise General Motors oder General Electric –, beziehen heute ihren gesamten oder fast ihren gesamten Profit aus ihren eigenen Finanzabteilungen. GM beispielsweise verdient sein Geld nicht mit dem Verkauf von Autos, sondern mit den Zinsen auf Autodarlehen.

Es gibt aber zwischen dem Feudalismus des Mittelalters und der heutigen, finanzorientierten Version einen entscheidenden Unterschied. Er wurde in diesem Kapitel bereits erwähnt. Grundlage des mittelalterlichen Feudalismus war ein Prinzip der Selbstbestimmung im Bereich der Produktion. Von allen, deren Arbeit auf irgendeinem spezialisierten Wissen basierte, seien es nun Seiler, Stellmacher, Kaufleute oder Rechtsgelehrte, wurde erwartet, dass sie ihre Angelegenheiten selbst regelten und unter anderem selbst bestimmten, wer dem Berufsstand beitreten durfte und wie er ausgebildet wurde; eine Aufsicht durch andere fand dabei kaum statt. Gilden und ähnliche Organisationen hatten in der Regel eine hoch entwickelte Hierarchie (die allerdings nicht immer so stark war wie heute: In den mittelalterlichen Universitäten wählten beispielsweise die Studenten ihre Professoren), aber zumindest konnte ein mittelalterlicher Waffenschmied

oder Seifensieder seiner Arbeit in dem Vertrauen nachgehen, dass nie jemand anderes, der nicht selbst Waffenschmied oder Seifensieder war, ihm sagen würde, was er nicht richtig machte. Das alles änderte sich natürlich im Industriekapitalismus, und der Aufstieg des Managertums im 20. Jahrhundert trieb den Prozess noch weiter voran; und statt dass sich das alles in einem gewissen Sinn unter dem Finanzkapitalismus umgekehrt hätte, ist die Situation sogar noch schlimmer geworden. »Effizienz« bedeutet, dass immer mehr Macht an Manager, Aufseher und andere angebliche »Effizienzexperten« übertragen wird, sodass die eigentlichen Produzenten nahezu keinerlei Selbstständigkeit mehr haben.[27] Gleichzeitig sieht es so aus, als würden die Reihen und Ränge der Manager sich endlos vermehren.

Wenn man ein Gleichnis dafür haben will, was mit dem Kapitalismus im Laufe der vergangenen mehr als 40 Jahre geschehen ist, kenne ich vielleicht kein besseres Beispiel als die Fabrik von Elephant Tea, die derzeit von ihren Angestellten besetzt ist. Ich besuchte die Fabrik vor ein paar Jahren, und einer der Besetzer, der mich und einige Freunde über das Gelände führte, erzählte uns die Geschichte der Einrichtung. Ursprünglich war es ein lokales Unternehmen gewesen, aber in der Zeit der Zusammenschlüsse und Übernahmen wurde die Firma von Unilever aufgekauft, dem Eigentümer des weltgrößten Teeproduzenten Lipton. Anfangs überließ der Konzern die Fabrik mehr oder weniger sich selbst. Die Arbeiter hatten aber die Gewohnheit, an den Maschinen herumzubasteln, und in den 1990er Jahren hatten sie eine Reihe von

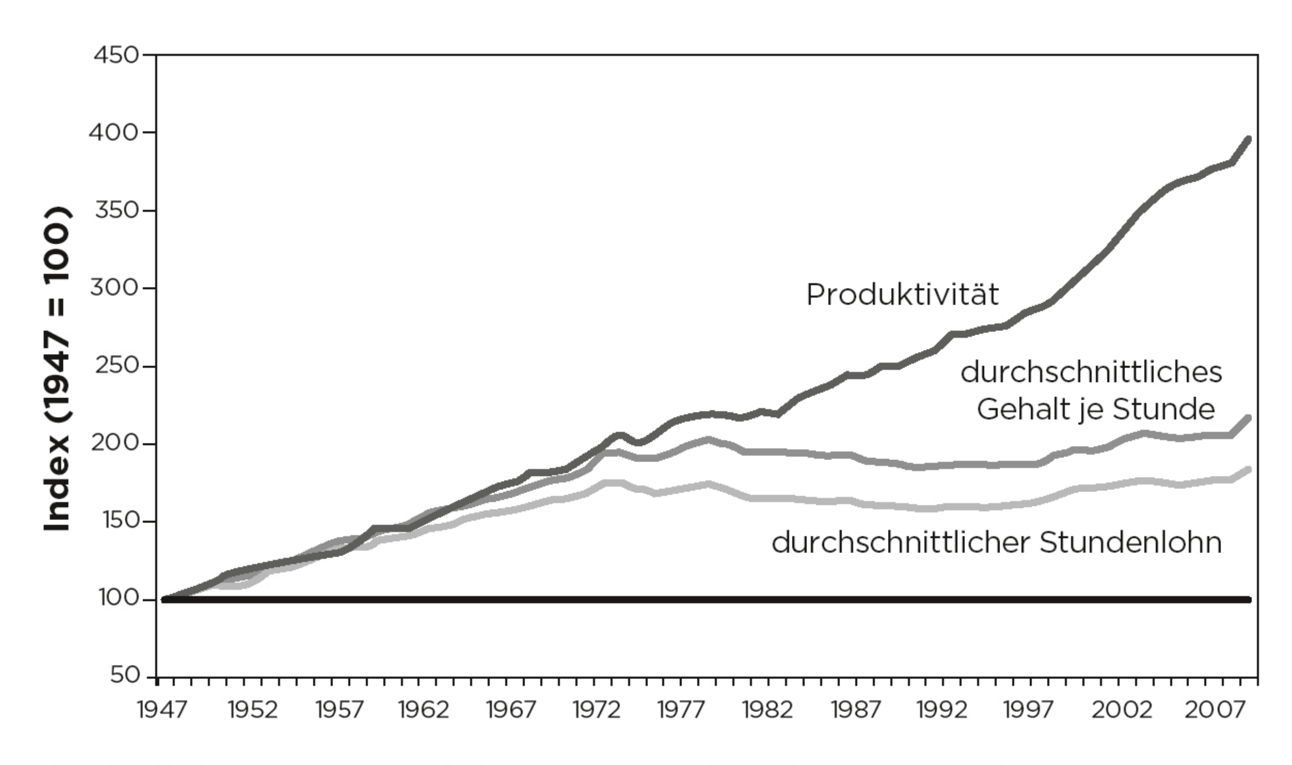
Verbesserungen vorgenommen, mit denen sich die Produktion um mehr als 50 Prozent beschleunigen ließ, sodass auch der Profit merklich anstieg.

Nun gab es in den 1950er, 1960er und 1970er Jahren in großen Teilen der industrialisierten Welt ein stillschweigendes Einverständnis, wonach in einem Unternehmen, in dem die Produktivität stieg, ein bestimmter Anteil der gewachsenen Profite an die Mitarbeiter in Form höherer Löhne und Zuwendungen verteilt wurde. Seit den 1980er Jahren ist das nicht mehr der Fall. So auch hier.

> »Haben sie uns irgendetwas von dem Geld abgegeben?«, fragte unser Gastgeber. »Nein. Haben sie es verwendet, um mehr Arbeitskräfte einzustellen, neue Maschinen zu kaufen oder den Betrieb auszuweiten? Nein. Auch das haben sie nicht getan. Was also haben sie getan? Sie haben immer mehr Mitarbeitende mit weißem Kragen eingestellt. Ursprünglich, als ich hier anfing zu arbeiten, gab es nur zwei davon: den Chef und den Typ von der Personalabteilung. So war es jahrelang. Jetzt plötzlich liefen hier drei, vier, fünf, sieben Typen in Anzügen herum. Das Unternehmen hat sich für sie fantasievolle Titel ausgedacht, im Wesentlichen haben aber alle ihre Zeit damit verbracht, darüber nachzudenken, was sie tun könnten. Sie sind jeden Tag auf den Laufstegen auf und ab gegangen, haben uns angestarrt und sich Notizen gemacht, während wir arbeiteten. Dann haben sie Meetings abgehalten und darüber diskutiert und Berichte geschrieben. Aber sie konnten immer noch keine echte Ausrede für ihre Existenz finden. Schließlich kam einer

> von ihnen auf die Lösung: ›Warum schließen wir nicht einfach die ganze Fabrik, entlassen die Arbeiter und verlegen den Betrieb nach Polen?‹«

Ganz allgemein werden neue Manager angeblich zu dem Zweck eingestellt, die Effizienz zu steigern. Aber in diesem Fall gab es nicht viel zu steigern: Die Arbeiter selbst hatten die Effizienz bereits so weit verbessert, wie es überhaupt möglich war. Die Manager wurden dennoch eingestellt. Demnach, die Vermutung liegt nahe, hat das, was wir hier sehen, in Wirklichkeit nichts mit Effizienz zu tun, sondern mit einem veränderten Verständnis für die moralische Verantwortung von Unternehmen. Ungefähr von 1945 bis 1975 gab es zwischen Arbeitnehmern, Arbeitgebern und Regierung einen »keynesianischen Handel«, wie er manchmal genannt wurde – und zu diesem stillschweigenden Übereinkommen gehörte es auch, dass eine Zunahme der Produktivität von Arbeitskräften auch von einer entsprechenden Zunahme ihrer Bezahlung begleitet war. Ein Blick auf das Diagramm zeigt, dass es tatsächlich genauso war. In den 1970er Jahren teilten sich dann die Wege: Die Bezahlung stieg nur geringfügig, die Produktivität dagegen schoss in die Höhe wie eine Rakete (siehe Abbildung 7).



Quelle: Daten des Bureau of Economic Analysis und des Bureau of Labor Statistics

Abbildung 7

Die hier genannten Zahlen gelten für die Vereinigten Staaten, aber ähnliche Trends beobachtet man in praktisch allen Industrieländern.

Wohin wanderten die Profite aus der gestiegenen Produktivität? Nun, wie uns häufig vor Augen geführt wird, ließ ein großer Teil davon das Vermögen des reichsten einen Prozents ansteigen: Investoren, Manager und die oberen Ränge der Profi-Managerklasse. Aber wenn wir die Fabrik von Elephant Tea als Mikrokosmos für die Welt der Großunternehmen als Ganzes betrachten, wird deutlich, dass dies nicht das Einzige war. Ein weiterer beträchtlicher Anteil der Gewinne aus gestiegener Produktivität floss in die Schaffung ganz neuer, grundsätzlich sinnloser professioneller Managerposten, die in der Regel – wie wir

am Fall der Universitäten erfahren haben – von kleinen Armeen ebenso nutzloser Verwaltungskräfte begleitet waren. Wie wir mittlerweile aus vielen Beispielen wissen, wird zuerst das Personal zugewiesen, und *danach* muss jemand herausfinden, ob die Mitarbeitenden etwas tun sollen und wenn ja, was.

Mit anderen Worten: Die Analogie zum Feudalsystem ist eigentlich keine. Das Managertum ist zum Vorwand für die Schaffung einer neuen, verdeckten Form des Feudalismus geworden, in der Reichtum und Stellung nicht aus wirtschaftlichen, sondern aus politischen Gründen zugewiesen werden – oder besser gesagt: in der es jeden Tag schwieriger wird, den Unterschied zwischen dem, was man als »wirtschaftlich« und »politisch« bezeichnen kann, zu erkennen.

Ein weiteres klassisches Merkmal des mittelalterlichen Feudalismus ist die Schaffung von Hierarchien verschiedener Adels- oder Beamtenränge: Ein europäischer König gab möglicherweise Land an einen Baron, der ihm im Gegenzug eine bestimmte Zahl von Rittern für seine Armee zur Verfügung stellte. Der Baron wiederum gab das Land zum größten Teil auf der gleichen Grundlage an einen lokalen Vasallen ab und so weiter. Die Übertragung setzte sich in einem Prozess der »Unterbelehnung« bis zu den lokalen Grundherren fort. Durch einen solchen Prozess entstanden die vielfältigen Ränge von Herzögen, Grafen, Viscounts und so weiter, die es in Regionen wie England noch heute gibt. In Indien und China verlief die Angelegenheit meist indirekter; hier war es übliche Praxis, die Einnahmen aus einem bestimmten Territorium oder

einer Provinz einfach an Beamte zu verteilen, die meist in der nächsten Stadt lebten, aber in unserem Zusammenhang ist das Ergebnis kein wesentlich anderes. [28]

Ich möchte das folgende allgemeine Prinzip formulieren: In jedem politisch-ökonomischen System, das nicht auf der eigentlichen Herstellung, dem Transport oder der Instandhaltung von Waren basiert, sondern auf ihrer Aneignung und Verteilung, sodass ein beträchtlicher Anteil der Bevölkerung damit beschäftigt ist, Ressourcen in dem System aufwärts und abwärts zu lenken, wird dieser Teil der Bevölkerung dazu neigen, sich selbst in einer komplizierten Ranghierarchie mit mehreren Schichten (mindestens drei, manchmal aber auch zehn, zwölf oder noch mehr) zu organisieren. Entsprechend würde ich hinzufügen, dass die Grenze zwischen Vasallen und Untergebenen in solchen Hierarchien häufig verschwimmt, weil der Gehorsam gegenüber den Vorgesetzten häufig ein entscheidender Teil der Stellenbeschreibung ist. Die meisten wichtigen Mitspieler sind Herren und Vasallen zugleich.

Die Ausdrucksform des Manager-Feudalismus in der Kreativbranche: eine endlose Vermehrung mittlerer Managerränge

Jeder Dekan braucht seinen Vizedekan und Subdekan, und jeder von denen braucht ein Managementteam, Sekretärinnen und

Verwaltungspersonal; sie alle sind nur dazu da, damit wir es schwerer haben, zu lehren, zu forschen und die grundlegenden Tätigkeiten unserer Jobs auszuführen.

– anonymer britischer Akademiker [29]

Eine ähnliche Vernarrtheit in die Hierarchie um ihrer selbst willen hat auch den aufstrebenden Manager-Feudalismus hervorgebracht. Wir haben bereits das Phänomen der Manager kennengelernt, deren Aufgabe es ist, andere Manager zu managen, ebenso die von Irene beschriebenen, raffinierten Mechanismen, mit denen Banken eine Hierarchie von Büros einrichten, um einen letztlich willkürlichen, sinnlosen Datenbestand immer weiter zu verfeinern. Eine solche Manager-Unterbelehnung ist oft das unmittelbare Ergebnis der Freisetzung von »Marktkräften«. Erinnern wir uns hier noch einmal an Kurt, mit dem Kapitel 1 begann: Er arbeitete als Subunternehmer für einen Subunternehmer eines Subunternehmers der deutschen Bundeswehr. Seine Stellung war die unmittelbare Folge von Marktreformen, die angeblich dazu dienen sollten, die Behördenarbeit effizienter zu gestalten.

Das gleiche Phänomen können wir auf einem Dutzend verschiedener Gebiete beobachten. So dominiert beispielsweise die Vermehrung der Managerebenen, deren Aufgabe grundsätzlich darin besteht, sich gegenseitig Dinge zu verkaufen, nahezu alle »kreativen Branchen«; Beispiele sind die Buchbranche, wo die Lektoren der Universitätsverlage in vielen Fällen nicht einmal die Hälfte

der Bücher lesen, die sie angeblich lektoriert haben, weil von ihnen erwartet wird, dass sie ihre Zeit größtenteils auf die Werbung bei anderen Lektoren verwenden; die darstellenden Künste, in denen man in den vergangenen Jahrzehnten den Aufschwung einer ganz neuen Schicht von zwischengeschalteten Managern beobachten konnte, der sogenannten Kuratoren, deren Arbeit, die Werke von Künstlern zusammenzustellen, häufig als ebenso wertvoll und wichtig gilt wie die Kunst selbst; und selbst der Journalismus, wo die Beziehung zwischen Redakteuren und Reportern durch eine zusätzliche Ebene von »Producern« komplizierter wurde.[30] Besonders schlecht ist es der Film- und Fernsehbranche ergangen. So jedenfalls scheint es aufgrund von Aussagen aus diesem Gebiet. Während das Studiosystem von Hollywood früher auf einer relativ einfachen Beziehung zwischen Produzenten, Redakteuren und Autoren basierte, haben wir in den vergangenen Jahrzehnten einen offensichtlich endlosen Prozess der Unterbelehnung von Managern erlebt, was zu einem komplizierten Geflecht von Produzenten, Subproduzenten, Exekutivproduzenten, Beratern und Ähnlichem geführt hat, die alle ständig nach etwas suchen, irgendetwas, was sie tatsächlich tun können.[31]

Mehrere Berichte erhielt ich von Beschäftigten in der Fernseh-»Entwicklung« – das heißt von Mitarbeitenden kleiner Unternehmen, die Ideen für neue Sendungen entwickeln und an größere Firmen verhökern sollen. Das folgende Beispiel zeigt, wie stark sich der ganze Prozess durch die Einführung marktwirtschaftlicher Elemente verändert hat.

Owen: Ich arbeite in der Entwicklung. Dieser Teil der Fernsehbranche ist in den vergangenen 20 Jahren exponentiell gewachsen. Früher wurden Fernsehsendungen von einem Redakteur des Senders in Auftrag gegeben, der die Produzenten fragte, ob sie die gewünschten Shows produzieren könnten. »Entwicklung« gab es nicht. Man produzierte einfach die Show.

Heute hat jedes Unternehmen beim Fernsehen (und auch beim Film) sein eigenes Entwicklungsteam mit einem Personal von drei bis zehn Leuten, und es gibt immer mehr Auftraggeber, die nur die Aufgabe haben, sich deren Verkaufsgespräche anzuhören. Fernsehshows macht keiner von denen.

Ich konnte seit vier Jahren keine Show verkaufen. Das liegt nicht daran, dass wir besonders schlecht wären, sondern an Günstlingswirtschaft und Politik. Diese vier Jahre haben keinerlei Ergebnis gebracht. Ich hätte genauso gut vier Jahre faul auf meinem Hintern sitzen können, und nichts wäre anders gewesen. Oder ich hätte Filme machen können.

Ich würde sagen, ein durchschnittliches Entwicklungsteam bekommt ungefähr alle drei bis vier Monate den Auftrag für eine Sendung. Es ist durch und durch Bullshit.

Solche Klagen ähneln dem, was man im akademischen Bereich regelmäßig hört: Nicht nur die Sinnlosigkeit des ganzen Prozesses macht den Menschen zu schaffen, sondern wie bei allen Ritualen des Kästchenankreuzens ist es vor allem die Tatsache, dass man am Ende für das Festsetzen, Beurteilen, Überwachen und Diskutieren über

die eigene Tätigkeit so viel mehr Zeit aufwendet als dafür, sie tatsächlich zu tun. Im Film, im Fernsehen und sogar im Radio wird die Situation noch besorgniserregender, weil die stärkere interne Marktorientierung der Branche zur Folge hat, dass ein beträchtlicher Teil derer, die dort arbeiten, ihre Zeit für Sendungen verwendet, die es nicht gibt und niemals geben wird. Apollonia zum Beispiel arbeitete eine Zeit lang für ein Entwicklungsteam, das sich Ideen für Reality-TV-Shows ausdachte; die Titel lauteten beispielsweise *Snipped* (darin wurden Männer, die das Publikum als zu promiskuitiv beurteilt hatte, während der Live-Sendung sterilisiert), *Transsexuelle Hausfrauen* und – das war tatsächlich der Titel – *Zu fett zum Ficken*. Alle wurden besetzt und beworben, aber nichts davon wurde jemals produziert.

> **Apollonia:** Das ging so: Wir kamen gemeinsam auf Ideen und verkauften sie dann an die Sender. Dazu gehört, dass man ein Talent sucht, ein Anreißer-Video produziert (das heißt eine Werbung von 30 Sekunden für etwas, was es noch nicht gibt) und dann mit diesem Video Klinken putzen geht, um es an einen Sender zu verkaufen. Während ich dort war, haben wir keine einzige Show verkauft, vermutlich weil mein Chef ein Idiot war.

Apollonia erledigte die ganze Arbeit, sodass der Vizepräsident und der leitende Vizepräsident – die beiden einzigen anderen Mitglieder ihres Teams – durch die Stadt fahren und sich mit anderen Vizepräsidenten und leitenden Vizepräsidenten zum Mittagessen treffen konnten, wobei sie sich allgemein wie hochrangige Medienmanager

verhielten. In der Zeit, als sie dort arbeitete, waren die Ergebnisse solcher Bemühungen genau gleich null.

Wie konnte es dazu kommen? Und was geschieht, wenn eine Idee angenommen wird? Ein Drehbuchautor aus Hollywood war so freundlich, mir seine Insider-Analyse zu schicken; aus ihr geht hervor, was schiefgegangen ist und wie die Dinge sich heute darstellen:

> **Oscar:** Im goldenen Zeitalter Hollywoods von den 1920er bis zu den 1950er Jahren waren die Studios vertikal organisiert. Es waren Firmen, die von einem Mann geleitet wurden, der alle Entscheidungen traf und sein eigenes Geld hineinsteckte. Sie waren nicht das Eigentum von Firmengruppen und hatten kein Vorstandsgremium. Diese »Studioleiter« waren alles andere als Intellektuelle oder Künstler, aber sie hatten ein gutes Bauchgefühl, gingen Risiken ein und verfügten über ein angeborenes Gespür dafür, wann ein Film funktioniert. Statt Heerscharen von Managern stellten sie Heerscharen von Autoren für ihre Drehbuchabteilungen ein. Diese Autoren standen auf der Gehaltsliste, wurden von den Produzenten beaufsichtigt, und alles war im Haus: Schauspieler, Regisseure, Bühnenbildner, die eigentlichen Filmkulissen und so weiter.

Seit den 1960er Jahren, so fährt er fort, geriet dieses System in die Schusslinie: Es galt jetzt als vulgär, tyrannisch und hinderlich für künstlerische Talente. Eine Zeit lang setzte ein Gären ein, das tatsächlich einige neuartige Visionen durchschimmern ließ, aber das

Ergebnis war letztlich eine Unternehmensorientierung, die weit hinderlicher war als alles, was es zuvor gegeben hatte.

> **Oscar:** In den 1960er und 1970er Jahren gab es neue Möglichkeiten (New Hollywood: Beatty, Scorsese, Coppola, Stone), denn die Filmindustrie steckte damals in einem völligen Chaos. In den 1980er Jahren wurden die Studios dann von Monopolunternehmen übernommen. Ein großer Einschnitt und nach meiner Überzeugung ein Anzeichen für das, was noch kommen würde, war die Übernahme von Columbia Pictures durch Coca-Cola (für kurze Zeit). Von da an wurden Filme nicht mehr von denen gemacht, die sie liebten oder sich auch nur ansahen. (Natürlich steht dies in Verbindung mit dem Aufkommen des Neoliberalismus und einem größeren Wandel in der Gesellschaft.)

Das System, das sich schließlich herauskristallisierte, war auf allen Ebenen von Bullshit durchsetzt. Der Prozess der »Entwicklung« (die »Entwicklungshölle«, wie Autoren sie gern nennen) sorgt heute dafür, dass jedes Drehbuch nicht nur einem, sondern gewöhnlich einem halben Dutzend klonähnlicher Manager vorgelegt werden muss. Deren Titel (Oscar führt einige auf) lauten beispielsweise: »Verwaltungsdirektor für internationalen Content und Talent, Ausführender Verwaltungsdirektor, Ausführender Vizepräsident für Entwicklung und – mein Lieblingstitel – Ausführender kreativer Vizepräsident für das Fernsehen«. Die meisten von ihnen sind mit einem MBA (Master of Business Administration) für Marketing und Finanzwesen ausgestattet, wissen aber so gut wie nichts über die

Geschichte oder die technische Seite von Film oder Fernsehen. Ihre berufliche Tätigkeit besteht anscheinend wie die von Apollonias Chef fast ausschließlich darin, E-Mails zu schreiben und hochkarätige Geschäftsessen mit anderen Managern zu besuchen, die ebenso hochtrabende Titel tragen. Damit wird ein Geschäft, das früher recht einfach aus dem Anpreisen und Verkaufen einer Drehbuchidee bestand, zu einem verwickelten Spiel des Selbstmarketings, das sich über Jahre hinziehen kann, bevor ein Projekt schließlich angenommen wird.

Wichtig ist dabei der Hinweis, dass es so nicht nur abläuft, wenn ein freier Autor versucht, eine Drehbuchidee »unverlangt« an ein Studio zu verkaufen, sondern auch innerhalb des Hauses, wenn die Autoren bereits zum Studio oder einer Produktionsfirma gehören. Oscar muss mit einem »Inkubator« arbeiten, der eine ähnliche Rolle spielt wie ein Literaturagent: Er hilft ihm, Drehbuchvorschläge vorzubereiten, und gibt sie dann an sein eigenes Netzwerk von leitenden Managern innerhalb oder außerhalb des Unternehmens weiter. Als Beispiel nennt er eine weitere Fernsehsendung, er legt aber Wert auf die Feststellung, dass es beim Film genauso abläuft:

> **Oscar:** Ich »entwickle« also ein Serienprojekt zusammen mit diesem »Inkubator« … und schreibe eine »Bibel«: ein Dokument von 60 Seiten, in dem das Konzept des Projekts, Gestalten, Episoden, Handlungen, Themen et cetera beschrieben werden. Wenn das geschafft ist, kommt der Karneval des Verhökerns. Der Inkubator und ich schlagen das Projekt einer Reihe von Fernsehsendern, Finanzierungsfonds und Produktionsfirmen vor. Diese

Leute stehen angeblich an der Spitze der Nahrungskette. In dem Vakuum der Kommunikation mit ihnen kann man Monate verbringen – E-Mails werden nicht beantwortet und so weiter. Anrufe gelten als aufdringlich, wenn nicht sogar als grenzwertige Belästigung. Sie haben die Aufgabe, die Projekte zu lesen und auszusuchen – aber sie wären auch nicht unerreichbarer, wenn sie in einer Hütte mitten im Amazonasdschungel arbeiten würden.

Das Verkaufen ist ein strategisches Ballett. Nach jeder Kommunikation tritt eine rituelle Verzögerung von mindestens einer Woche ein. Nach einem bis zwei Monaten hat dann vielleicht irgendeiner so viel Interesse, dass er sich mit einem persönlichen Gespräch einverstanden erklärt.

Oscar: In den Meetings fordern sie dich auf, ihnen das ganze Projekt noch einmal vorzustellen (obwohl sie es angeblich bereits gelesen haben). Hat man das getan, stellen sie in der Regel vorformulierte Allzweckfragen voller leerer Schlagworte … Das ist immer alles sehr unverbindlich, und ausnahmslos erzählen sie dir von den anderen Managern, die das Projekt ohnehin noch genehmigen müssen, falls man sich entscheiden würde, es weiterzuverfolgen.
Dann gehst du, und sie vergessen dich … Dann musst du nachfragen, und der Kreislauf beginnt von Neuem. Nur in seltenen Fällen wird ein Manager Ja oder Nein sagen. Wenn er Ja sagt, dann führt das Projekt nirgendwohin, oder aber es wird verwirklicht und schlägt ein, das alles ist seine Verantwortung. Wenn er Nein sagt und es hat

dann anderswo Erfolg, wird man ihm die Fehleinschätzung vorwerfen. Vor allem aber verabscheut es der Manager, Verantwortung zu übernehmen.

Das Spiel besteht also darin, den Ball so lange wie möglich in der Luft zu halten. Schon eine Option auf eine Idee zu erwerben, was nur mit einer symbolischen Zahlung verbunden ist, erfordert im typischen Fall die Genehmigung von drei weiteren Abteilungen des Unternehmens. Sind die Papiere für die Option unterzeichnet, beginnt die Hinhaltetaktik von vorn.

Oscar: Sie sagen mir, das Exposé, das sie optioniert haben, ist zu lang, als dass man es herumschicken könnte; man braucht eine kürzere Projektbeschreibung. Oder es werden plötzlich Veränderungen am Konzept gewünscht. Also halten wir ein Meeting ab, sprechen darüber, sammeln Gedanken.
Der ganze Prozess dient zu einem großen Teil nur dazu, ihre Stellen zu rechtfertigen. Jeder im Raum hat eine andere Meinung, nur um einen Grund zu haben, anwesend zu sein. Es ist ein Durcheinander der Ideen, und sie reden darüber in den lockersten, allgemeinsten Begriffen, die man sich denken kann. Sie sind stolz darauf, kluge Vermarkter und scharfe Denker zu sein, aber in Wirklichkeit sind alles Allgemeinplätze.
Der Manager redet gern in Metaphern, und er gibt gern seine Theorien darüber zum Besten, wie das Publikum denkt, was es will, wie es auf eine Geschichte reagiert. Die meisten halten sich selbst für unternehmerische Joseph Campbells[32] – wobei hier wiederum zweifellos

> ein Einfluss der »Unternehmensphilosophie« von Google, Facebook und anderen solchen Giganten hinzukommt. Oder sie sagen: »Ich sage Ihnen nicht, dass Sie *X* tun sollten, aber vielleicht sollten Sie *X* tun.« Sie sagen einem also zur gleichen Zeit, man soll etwas tun und nicht tun. Je mehr man nachfragt und sich nach Details erkundigt, desto unschärfer wird es. Ich versuche dann, ihr Kauderwelsch zu entschlüsseln, und sage ihnen, was sie nach meiner Vermutung meinen.

Oder aber der Manager ist vollkommen und aus ganzem Herzen mit allem einverstanden, was die Autorin vorschlägt; aber sobald die Besprechung vorüber ist, schickt er ihr eine E-Mail und weist sie an, genau das Gegenteil zu tun. Oder er wartet einige Wochen und setzt sie dann in Kenntnis, dass das ganze Projekt neu konzipiert werden müsse. Wenn er nicht mehr getan hat, als der Autorin die Hand zu schütteln und ihr zu gestatten, dass sie an die Arbeit geht, ist es ziemlich sinnlos, überhaupt einen Ausführenden kreativen Vizepräsidenten zu haben – von fünf oder sechs solchen Leuten ganz zu schweigen.

Mit anderen Worten: Die Film- und Fernsehproduktion unterscheidet sich nicht sonderlich stark von den Versicherungsunternehmen, die ihre Mitarbeitenden falsch schulen, um damit die Auszahlung von PPI-Entschädigungen zu verzögern, oder von Dickens’ Fall »Jarndyce gegen Jarndyce«. Je länger der Prozess dauert, desto stichhaltiger ist die Ausrede für die endlose Vermehrung mittlerer Positionen, und das Geld wird abgesaugt, bevor es zu denen gelangen kann, die die eigentliche Arbeit tun.

Oscar: Und das alles für ein Schriftstück von (jetzt noch) 15 Seiten. Jetzt kann man das auf mehr Leute hochrechnen, ein Drehbuch, einen Regisseur, Produzenten, noch mehr Manager, Kameraleute, Schnitt – dann hat man ein Bild von der Verrücktheit der Branche.

An dieser Stelle betreten wir die luftigen Höhen der Bullshit-Wirtschaft und damit den Bereich, der einer Untersuchung am wenigsten zugänglich ist. Wir können nicht wissen, was Ausführende kreative Vizepräsidenten tatsächlich glauben. Selbst diejenigen, die ihre Tätigkeit insgeheim für sinnlos halten – und soweit wir wissen, sind das fast alle –, werden es wahrscheinlich gegenüber einem Anthropologen nicht zugeben. Man kann also nur Vermutungen anstellen.

Aber die Auswirkungen ihrer Tätigkeit können wir jedes Mal beobachten, wenn wir ins Kino gehen. »Es hat seinen Grund«, sagt Oscar, »warum Filme und Fernsehserien – um es klar auszusprechen – so zum Kotzen sind.«

Die Herrschaft des Finanzwesens hat dazu geführt, dass solche Konkurrenzspiele sich auf allen Ebenen der Unternehmen breitgemacht haben, aber übrigens auch in Institutionen wie Universitäten oder gemeinnützigen Einrichtungen, die früher als die Antithese zu den Unternehmen galten. Vielleicht treibt der Bullshit nicht überall solche Blüten wie in Hollywood. Aber überall sorgt der Manager-Feudalismus dafür, dass Tausende von kreativen Arbeitsstunden buchstäblich zu nichts führen. Betrachten wir noch einmal den Bereich der wissenschaftlichen Forschung oder der Hochschulbildung.

Wenn eine Finanzierungsorganisation nur zehn Prozent aller Anträge bewilligt, waren 90 Prozent der Arbeit, die in die Vorbereitung von Anträgen geflossen sind, ebenso sinnlos wie die Arbeit zur Herstellung des Werbevideos für Apollonias zum Scheitern verurteilte Reality-TV-Show *Zu fett zum Ficken*. (Eigentlich waren sie sogar noch sinnloser, denn man kann daraus in den seltensten Fällen hinterher noch eine amüsante Anekdote machen.) Das ist eine außerordentlich große Vergeudung kreativer Energie. Nur um einen Eindruck von der Größenordnung des Problems zu vermitteln: Einer kürzlich erschienenen Studie zufolge geben europäische Universitäten ungefähr 1,4 Milliarden Euro pro Jahr für nicht bewilligte Finanzierungsanträge aus[33] – Geld, das ansonsten natürlich für die Forschungsfinanzierung zur Verfügung gestanden hätte.

An anderer Stelle habe ich bereits eine Vermutung darüber geäußert, wo einer der Hauptgründe für die technische Stagnation der vergangenen Jahrzehnte liegen könnte: Wissenschaftler müssen einen zu großen Teil ihrer Zeit darauf verwenden, untereinander zu rangeln und potenzielle Geldgeber, die sie bereits kennen, von dem zu überzeugen, was sie entdecken werden.[34] Am Ende stehen dann die endlosen internen Besprechungsrituale, bei denen Markenkoordinatoren und East Coast Vision Manager[35] für Privatunternehmen ihre PowerPoint-Präsentationen, geistigen Landkarten und grafiklastigen Hochglanzberichte zeigen; das alles sind letztlich auch Übungen im internen Marketing.

Wir haben bereits erfahren, wie sich zahlreiche ergänzende Bullshit-Jobs um solche internen

Marketingrituale ranken: Mitarbeiter werden eingestellt, um Grafiken für die Präsentationen oder Berichte vorzubereiten, zu redigieren, zu kopieren oder überhaupt erst zu liefern. Mir erscheinen das alles untrennbare Merkmale des Manager-Feudalismus zu sein. Wo früher Universitäten, Unternehmen, Filmstudios und ähnliche Einrichtungen durch eine Kombination aus relativ einfachen Befehlsketten und formlosen Netzwerken des Mäzenatentums gelenkt wurden, haben wir heute eine Welt mit Finanzierungsanträgen, Dokumenten über strategische Visionen und den Verkaufsgesprächen von Entwicklungsteams – was die endlose Verfeinerung neuer, immer sinnloserer Ebenen in der Managerhierarchie möglich macht. Sie alle sind mit Männern und Frauen besetzt, die beeindruckende Titel tragen und fließend den Unternehmensjargon sprechen, aber entweder von vornherein keine Erfahrungen mit der eigentlichen Arbeit besitzen, die sie angeblich verwalten sollen, oder alles in ihrer Macht Stehende getan haben, um sie zu vergessen.

Zusammenfassung mit einer kurzen Rückkehr zu der Frage nach den drei Kausalitätsebenen

An dieser Stelle können wir noch einmal auf die Bemerkungen von Präsident Obama über die Reform des Gesundheitswesens zurückkommen, denn jetzt passt alles zusammen. Die »eine Million, zwei Millionen, drei Millionen Jobs«, um deren Erhaltung sich Obama so große Sorgen machte, wurden gezielt durch Prozesse des Typs

geschaffen, den wir gerade beschrieben haben: durch die scheinbar endlose Anhäufung von Ebenen und Ebenen unnötiger Verwaltungs- und Managerpositionen, die eine Folge der aggressiven Anwendung von Marktprinzipien sind – in diesem Fall in der Gesundheitsbranche. Es ist eine geringfügig andere Situation als in den meisten Fällen, die wir bisher betrachtet haben, denn das US-Gesundheitssystem war – fast als einziges in den wohlhabenden Ländern – immer vorwiegend privat organisiert. Dennoch zeigt es – seit Obama sogar noch stärker – genau die gleiche Verflechtung von staatlichen und privaten, wirtschaftlichen und politischen Aspekten, und der Staat spielt dabei die gleiche Rolle: Er gewährleistet private Gewinne, was man in Ansätzen auch in Kanada oder Europa mit der teilweisen Privatisierung der nationalen Gesundheitssysteme beobachten kann. In allen Fällen – und auch bei der US-Gesundheitsreform – tat man dies mit großem Selbstbewusstsein und sorgte so dafür, dass zumindest einige Gewinne in die Schaffung gut bezahlter, prestigeträchtiger Büroarbeitsplätze flossen, die aber letztlich Bullshit waren.

Zu Beginn des Kapitels habe ich von verschiedenen Kausalitätsebenen gesprochen. Die Gründe, warum einzelne Personen Bullshit-Jobs schaffen oder annehmen, sind keineswegs identisch mit den Gründen, warum solche Tätigkeiten sich zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten stärker vermehren als sonst. Und die tieferen strukturellen Gründe, die einen solchen historischen Wandel antreiben, sind ihrerseits nicht das Gleiche wie die kulturellen und politischen Faktoren, die darüber

bestimmen, wie Öffentlichkeit und Politiker auf sie reagieren. In diesem Kapitel ging es im Wesentlichen um die strukturellen Kräfte. Bullshit-Jobs begleiten uns zweifellos schon lange; aber in den vergangenen Jahren haben solche sinnlosen Formen der Beschäftigung sich ungeheuer stark vermehrt, und begleitet waren sie von einer ebenfalls zunehmenden Bullshitisierung echter Beschäftigungen – und entgegen einer beliebten Vorstellung, diese seien irgendwie an den Aufstieg des Dienstleistungssektors gebunden, hat die Vermehrung anscheinend in Wirklichkeit mit der wachsenden Bedeutung des Finanzwesens zu tun.

Der Unternehmenskapitalismus – eine Form des Kapitalismus, in der die Produktion im Wesentlichen innerhalb großer, bürokratisch organisierter Firmen stattfindet – entwickelte sich erstmals Ende des 19. Jahrhunderts in Amerika und Deutschland. Während großer Teile des 20. Jahrhunderts waren die Industriekonzerne im Wesentlichen unabhängig von den Interessen der »Hochfinanz«, wie sie genannt wurde, und standen ihr bis zu einem gewissen Grade sogar feindselig gegenüber. Manager in Unternehmen, die sich mit der Produktion von Frühstückscerealien oder landwirtschaftlichen Maschinen beschäftigten, hatten nach ihrer eigenen Einschätzung mit den Fließbandarbeitern ihrer eigenen Firmen viel größere Gemeinsamkeiten als mit Spekulanten und Investoren, und dies spiegelte sich auch in der inneren Organisation der Unternehmen wider. Erst in den 1970er Jahren kam es mehr oder weniger zur Verschmelzung zwischen Finanzsektor und Managerklasse – das heißt zwischen den

oberen Etagen der verschiedenen Unternehmensbürokratien. Vorstandsvorsitzende bezahlten sich jetzt selbst mit Aktienoptionen, wanderten zwischen vollkommen unterschiedlichen Unternehmen hin und her und waren stolz auf die Zahl der Mitarbeitenden, die sie entlassen konnten. Damit kam ein Teufelskreis in Gang: Arbeitskräfte empfanden jetzt keinerlei Loyalität mehr zu den Unternehmen, die keine Loyalität für sie hatten, und mussten zunehmend beobachtet, verwaltet und überwacht werden.

Auf einer tieferen Ebene setzte diese Neuordnung eine ganze Reihe von Trends in Gang, aus denen sich ungeheure Folgerungen für praktisch alles Weitere ergaben, von Veränderungen in der politischen Sensibilität bis zu einer veränderten Richtung der technischen Forschung. Um nur ein aufschlussreiches Beispiel zu nennen: In den 1970er Jahren waren Banken noch die einzigen Unternehmen, die begeistert Computer benutzten. Zwischen dem wachsenden Anteil des Finanzwesens an der Wirtschaft, dem Aufblühen der Informationsbranche und der Vermehrung von Bullshit-Jobs scheint ein untrennbarer Zusammenhang zu bestehen. [36]

Die Folgen waren nicht nur eine gewisse Neueinstellung oder Neuausrichtung der vorhandenen Formen des Kapitalismus. In vielerlei Hinsicht kam es zu einem tief greifenden Bruch mit allem Früheren. Wenn die Existenz der Bullshit-Jobs der Logik des Kapitalismus zu widersprechen scheint, könnte eine mögliche Ursache für ihre Vermehrung darin liegen, dass das System eigentlich kein Kapitalismus ist – oder zumindest nicht eine Form des

Kapitalismus, die aufgrund der Arbeiten von Adam Smith, Karl Marx oder übrigens auch Ludwig von Mises oder Milton Friedman wiederzuerkennen wäre. Es ist zunehmend ein System der Abschöpfung von Mieten, wobei auch die innere Logik – die »Bewegungsgesetze« des Systems, wie die Marxisten sie gern nennen – sich tief greifend vom Kapitalismus unterscheidet, weil wirtschaftliche und politische Notwendigkeiten mehr oder weniger verschmolzen sind. In vielerlei Hinsicht ähnelt das System dem klassischen mittelalterlichen Feudalismus: Es zeigt dieselbe Neigung, endlose Hierarchien von Herren, Vasallen und Gefolgsleuten hervorzubringen. In anderer Hinsicht – insbesondere was das Ethos der Manager angeht – ist es nicht das Gleiche. Und der ganze Apparat hat den altmodischen Industriekapitalismus nicht ersetzt, sondern wurde ihm übergestülpt und vermischt sich mit ihm an tausend Stellen auf tausenderlei Weise. Wie nicht anders zu erwarten, erscheint die Situation deshalb so verwirrend, dass selbst diejenigen, die mittendrin stehen, eigentlich nicht wissen, was sie damit anfangen sollen.

Das war die strukturelle Ebene. In den beiden nächsten Kapiteln werde ich mich der kulturellen und politischen Ebene zuwenden. Hier ist es natürlich unmöglich, neutral zu bleiben. Schon wenn man die Frage stellt, warum die Existenz von Formen sinnloser Beschäftigung nicht als großes gesellschaftliches Problem angesehen wird, äußert man zumindest die Vermutung, dass es eigentlich so sein sollte. Natürlich wirkte der ursprüngliche Aufsatz in dieser Hinsicht als eine Art Katalysator – er griff ein weithin existierendes Gefühl auf, das bisher in der Öffentlichkeit

keine andere Stimme gefunden hatte, ein Gefühl, dass in der Organisation der Gesellschaft etwas Grundsätzliches nicht stimmt; damit lieferte er eine Reihe von Voraussetzungen, damit man über solche Themen unter politischen Gesichtspunkten nachdenken kann. Im Folgenden werde ich diese Vermutungen erweitern und ein wenig systematischer der Frage nachgehen, welche größeren politischen Folgerungen sich aus der derzeitigen Arbeitsteilung eigentlich ergeben und wie man mit der Situation umgehen kann.

KAPITEL 6

Warum haben wir als Gesellschaft nichts gegen das Wachstum sinnloser Beschäftigung?

Wie eitel ist doch die Meinung bestimmter Leute in Ostindien, welche glauben, Affen und Paviane, die in großer Zahl mit ihnen leben, seien von Verständnis durchtränkt und könnten sprechen, würden es aber nicht tun aus Angst, sie könnten angestellt und zur Arbeit angehalten werden.

– Antoine Le Grand, um 1675

Wir haben bereits die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kräfte betrachtet, die zur Vermehrung der Bullshit-Jobs geführt haben, und es war auch davon die Rede, wie viel Elend und Verzweiflung solche Tätigkeiten für diejenigen, die sie ausführen müssen, mit sich bringen können. Aber trotz dieser offenkundigen, weitverbreiteten Notlage gilt die Tatsache, dass Millionen Menschen jeden Tag mit der Überzeugung zur Arbeit gehen, dass sie absolut nichts tun, bisher nicht als gesellschaftliches Problem. Wir haben nicht erlebt, dass Politiker sich abschätzig über Bullshit-Jobs geäußert hätten, dass

wissenschaftliche Tagungen der Frage nachgegangen wären, warum die Bullshit-Jobs sich vermehrt haben, dass Meinungsartikel die kulturellen Auswirkungen von Bullshit-Jobs erörtert hätten oder dass Protestbewegungen auf die Straße gehen würden, um sie abzuschaffen. Im Gegenteil: Wenn Politiker, Wissenschaftler, Chefredakteure oder gesellschaftliche Bewegungen sich überhaupt um die Frage kümmern, tragen sie gewöhnlich durch ihr Handeln direkt oder indirekt dazu bei, das Problem zu verschlimmern.

Umso ungewöhnlicher wirkt die Situation, wenn wir bedenken, welche größeren gesellschaftlichen Auswirkungen sich aus der Vermehrung der Bullshit-Jobs ergeben. Wenn es wirklich stimmt, dass bis zur Hälfte aller Arbeit, die wir leisten, ohne nennenswerte Auswirkungen auf die Gesamtproduktivität abgeschafft werden könnte, warum verteilt man dann nicht einfach die verbleibende Arbeit so, dass jeder nur einen Vierstundentag hat? Oder eine Viertagewoche mit vier Monaten Jahresurlaub? Oder eine ähnliche legere Aufteilung? Warum fahren wir die globale Arbeitsmaschine nicht herunter? Wenn es keinen anderen Effekt hätte, wäre es zumindest vermutlich die effektivste Maßnahme, die wir ergreifen könnten, um die globale Erwärmung aufzuhalten. Vor hundert Jahren herrschte vielfach die Annahme, der stetige Fortschritt der Technologie und arbeitssparende Maschinen würden dies heute schon möglich machen, und ironischerweise könnte das vermutlich stimmen. Wir könnten ohne Weiteres eine 20- oder auch 15-Stunden-Arbeitswoche einführen. Aber aus irgendeinem Grund haben wir als Gesellschaftskollektiv entschieden, dass es besser ist, wenn

Millionen Menschen viele Jahre ihres Lebens so tun, als würden sie etwas in Tabellenkalkulationen eintragen oder geistige Landkarten für PR-Meetings vorbereiten, statt ihnen die Freiheit zu verschaffen, Pullover zu stricken, mit ihren Hunden zu spielen, eine Garagenband zu gründen, mit neuen Kochrezepten zu experimentieren, in Cafés zu sitzen und über Politik zu diskutieren oder über die komplizierten polyamourösen Liebesaffären ihrer Freunde zu tratschen.

Nach meiner Überzeugung versteht man am leichtesten, warum das so ist, wenn man sich klarmacht, wie schwierig es für einen Kommentator einer größeren Zeitung oder Zeitschrift ist, in einem Artikel zu erklären, eine ganze Klasse von Menschen arbeite zu schwer und könne durchaus abgeschafft werden. Ohne Weiteres findet man Artikel, in denen darüber geklagt wird, bestimmte Personengruppen (junge Menschen, arme Menschen, Empfänger verschiedener Formen staatlicher Hilfe, Angehörige bestimmter nationaler oder ethnischer Gruppen[1]) seien arbeitsscheu, es fehle ihnen an Antrieb oder Motivation, oder sie seien nicht bereit, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Das Internet ist voll davon. Oder, wie Rachel es in Kapitel 3 formulierte: »Ich kann kaum durch Facebook scrollen, ohne auf irgendeine Moralpredigt zu stoßen, die von dem Anspruchsdenken meiner Generation und ihrem Widerwillen gegen die Ausführung der ganz normalen Tagesarbeit handelt.« Immer wenn eine Krise – selbst eine ökologische Krise – eintritt, werden kollektive Opfer gefordert. Solche Opfer bestehen offensichtlich immer darin, dass alle mehr

arbeiten sollen – und das, obwohl die massenhafte Reduzierung von Arbeitsstunden unter ökologischen Gesichtspunkten wahrscheinlich das Schnellste und Einfachste ist, was man tun könnte, um unseren Planeten zu retten.

Zeitungskommentatoren sind die Moralisten unserer Zeit. Sie sind die säkulare Entsprechung zu Predigern, und wenn sie über Arbeit schreiben, spiegelt sich in ihren Argumenten eine sehr lange theologische Tradition wider: Danach wird Arbeit als heilige Pflicht hoch geschätzt, als Fluch und Segen zugleich, und die Menschen werden von ihrem Wesen her als sündige, faule Wesen betrachtet, von denen man erwarten kann, dass sie dieser Pflicht aus dem Weg gehen, soweit sie nur können. Das Fachgebiet der Wirtschaftswissenschaft entstand aus der Moralphilosophie (Adam Smith war Professor für dieses Fach), und die wiederum war ursprünglich ein Teilgebiet der Theologie. Viele wirtschaftswissenschaftliche Konzepte lassen sich unmittelbar auf religiöse Ideen zurückführen. Deshalb haben auch Argumente, die von Werten handeln, stets eine theologische Färbung. Manche ursprünglich theologischen Vorstellungen von Arbeit sind so allgemein anerkannt, dass man sie einfach nicht infrage stellen kann. Wenn man in der öffentlichen Debatte ernst genommen werden will, darf man nicht behaupten, hart arbeitende Menschen seien im Allgemeinen *nicht* bewundernswert (ganz gleich, was für eine harte Arbeit sie leisten), oder Menschen, die sich um Arbeit drücken, seien nicht in irgendeiner Form verachtenswert. Wenn jemand sagt, eine Politik schaffe Arbeitsplätze, gilt es nicht als hinnehmbare Antwort, wenn

man sagt, manche Arbeitsplätze seien nicht wert, dass sie existieren. (Das weiß ich, denn ich habe so etwas gelegentlich zu strebsamen Politikern gesagt, unter anderem um zu beobachten, welch erschrockene Verwirrung die Folge ist.) Sagt man so etwas, dann wird auch alles andere, was man äußert, schnell als Erguss eines Provokateurs, eines Komikers, eines Verrückten abgetan – jedenfalls eines Menschen, dessen weitere Argumentation man automatisch ablehnen kann.

Aber auch wenn die Stimme der Moralisten vielleicht ausreicht, damit wir aus der Vermehrung der Bullshit-Jobs keinen Skandal machen (weil in der öffentlichen Debatte jede Arbeit als heilige Pflicht angesehen werden muss und weil deshalb jede Arbeit gegenüber keiner Arbeit vorzuziehen ist), legen wir häufig andere Kriterien an, wenn es um unsere eigene Arbeit geht. Wir erwarten, dass eine Tätigkeit einen bestimmten Zweck erfüllt oder einen Sinn hat, und sind dann zutiefst demoralisiert, wenn wir feststellen, dass dies nicht der Fall ist. Das führt aber zu einer anderen Frage. Wenn Arbeit selbst nicht einfach ein Wert an sich ist, in welcher Hinsicht ist sie dann ein Wert für andere? Wenn Menschen erklären, ihre Tätigkeiten seien »wertlos« oder »für niemanden gut«, sagen sie schließlich etwas über Wert aus. Über was für einen Wert?

Die Frage der Werte ist höchst umstritten. Wenn ein Wort etwas bezeichnet, was alle für wünschenswert halten – Wahrheit, Schönheit, Liebe, Demokratie –, besteht offensichtlich nie Einigkeit darüber, was es eigentlich bedeutet. (Seltsamerweise gilt das sogar für Geld: Die Wirtschaftswissenschaftler sind geteilter Meinung darüber,

was das ist.) In unserer eigenen Gesellschaft ist es aber besonders wichtig, Argumente über den Wert der Arbeit zu betrachten, denn sie haben zu Auswirkungen geführt, die jeder außenstehende Beobachter als seltsam und auf den Kopf gestellt bezeichnen würde. Wie wir noch genauer erfahren werden, haben die Menschen durchaus eine Vorstellung vom gesellschaftlichen Wert ihrer Arbeit; unsere Gesellschaft ist aber so weit gekommen, dass der gesellschaftliche Wert einer Arbeit nicht nur in der Regel umgekehrt proportional zu ihrem wirtschaftlichen Wert ist (je mehr eine Arbeit anderen nützt, desto schlechter wird sie bezahlt), sondern viele Menschen haben sich auch damit abgefunden, dass diese Situation moralisch richtig ist – sie glauben wirklich, dass es so sein sollte. Dass wir nutzlose oder sogar zerstörerische Verhaltensweisen belohnen *sollten* und dass wir letztlich diejenigen bestrafen müssen, deren tägliche Arbeit die Welt besser macht.

Das ist wahrhaft pervers. Aber um zu verstehen, wie es dazu kommen konnte, müssen wir ein wenig Arbeit leisten.

Die Unmöglichkeit, einen absoluten Wertmaßstab zu entwickeln

Wer seine Tätigkeit als sinnlos oder wertlos bezeichnet, agiert zwangsläufig innerhalb einer unausgesprochenen Theorie der Werte: Man hat eine Vorstellung davon, was eine wertvolle Beschäftigung wäre und was demnach wertlos ist. Genau herauszufinden, um was für eine Theorie es sich dabei in jedem Einzelfall handelt, ist aber von berüchtigter Schwierigkeit, ganz zu schweigen von einem

zuverlässigen System der Maßstäbe, das die Möglichkeit schaffen würde zu erklären, die Tätigkeit *X* sei für die Gesellschaft wertvoller oder nützlicher als die Tätigkeit *Y*.

Wirtschaftswissenschaftler messen Werte unter dem Gesichtspunkt der »Nützlichkeit«, wie sie es nennen: In welchem Maße ist eine Ware oder Dienstleistung nützlich für die Befriedigung einer Nachfrage oder Notwendigkeit? [2] Viele legen einen ähnlichen Maßstab auch an ihre eigene Tätigkeit an. Leiste ich für die Öffentlichkeit etwas Nützliches? Manchmal liegt die Antwort auf der Hand. Wer eine Brücke baut, hält dies für eine wertvolle Tätigkeit, wenn man voraussehen kann, dass andere Menschen den Fluss überqueren wollen und das Bauwerk nützlich finden. Bauen Arbeiter aber eine Brücke, die voraussichtlich nie jemand benutzen wird wie die berühmten »Brücken ins Nichts«, die Kommunalpolitiker in den Vereinigten Staaten gelegentlich finanzieren, um Bundesmittel in ihre Distrikte lenken zu können, gelangen sie wahrscheinlich zu dem Schluss, dass sie einem Bullshit-Job nachgehen.

Aber das Konzept der Nützlichkeit wirft natürlich ein naheliegendes Problem auf. Zu behaupten, etwas sei »nützlich« ist nichts anderes, als wenn man sagt, es sei ein effizienter Weg, um etwas anderes zu bekommen. Wenn ich ein Kleidungsstück kaufe, besteht die »Nützlichkeit« dieses Kleidungsstücks zum Teil darin, dass es mich vor den Elementen schützt und dafür sorgt, dass ich keine Gesetze verletzte, die mir verbieten, nackt durch die Straßen zu laufen. Vor allem aber liegt sie in dem Maß, in dem es mich gut aussehen lässt oder zu meinem Wohlbefinden beiträgt. Warum erzielt ein Kleidungsstück diese Wirkung und ein

anderes nicht? Wirtschaftswissenschaftler werden in der Regel sagen, dies sei eine Frage des Geschmacks und damit nicht ihr Fachgebiet. Aber bei einem solchen subjektiven Problem landet man letztlich immer, wenn man die Nützlichkeit nur weit genug zurückverfolgt; das gilt sogar für so etwas relativ Unkompliziertes wie eine Brücke. Ja, sie kann es den Menschen einfacher machen, auf die andere Seite eines Flusses zu gelangen, aber warum wollen sie das eigentlich? Um einen älteren Angehörigen zu besuchen? Um zum Kegeln zu fahren? Selbst wenn es nur um den Einkauf von Lebensmitteln geht – warum will man das eigentlich? Lebensmittel kauft man nicht nur, um die eigene körperliche Gesundheit aufrechtzuerhalten: Man bringt damit auch einen persönlichen Geschmack zum Ausdruck, erhält eine ethnische oder familiäre Tradition aufrecht, beschafft sich die Mittel, um eine Party mit Freunden zu veranstalten oder religiöse Feiertage zu zelebrieren. All diese Dinge können wir eigentlich nicht unter dem Gesichtspunkt von »Bedürfnissen« diskutieren. Zu den meisten Zeiten der Menschheitsgeschichte – und in vielen Teilen der Welt gilt das noch heute – enden arme Menschen mit erdrückenden Schulden bei lokalen Geldverleihern, weil sie das Gefühl hatten, sie müssten sich Geld leihen, um angemessene Begräbnisfeiern für ihre Eltern oder Hochzeiten für ihre Kinder auszurichten. Hatten sie ein solches »Bedürfnis«? Natürlich hatten sie das starke Gefühl, es sei so. Und da es für »Bedürfnisse der Menschen« keine wissenschaftliche Definition gibt, die über den Minimalbedarf des menschlichen Körpers an Kalorien, Nährstoffen und einigen anderen physischen

Faktoren hinausgeht, sind solche Fragen zwangsläufig immer subjektiv. Bedürfnisse sind in einem erheblichen Maße schlicht die Erwartungen anderer Menschen. Wenn wir für unsere Tochter keine ordentliche Hochzeitsfeier ausrichten, ist es eine Schande für die Familie.

Die meisten Wirtschaftswissenschaftler gelangen deshalb zu dem Schluss, dass es keinen Sinn hat, ein Urteil darüber zu fällen, was die Menschen wollen *sollten*; besser nimmt man einfach hin, dass sie etwas wollen, und dann fällt man ein Urteil darüber, wie effizient (»rational«) sie ihre Wünsche verfolgen. Auch die meisten Arbeitskräfte scheinen dieser Meinung zu sein. Nach meinen Feststellungen sagen diejenigen, die ihre eigene Tätigkeit für sinnlos halten, fast nie Dinge wie »Ich produziere Selfiesticks. Selfiesticks sind dumm. Solche dummen Dinge sollten die Leute nicht kaufen«, oder »Wer braucht eigentlich ein Paar Socken für 200 Dollar?« Selbst die wenigen Ausnahmen waren aufschlussreich. Ein Beispiel ist Dietrich; er arbeitete bei einem Unternehmen, das Partyzubehör vorwiegend an die örtlichen Kirchen liefert.

> **Dietrich:** Ich habe einige Jahre lang im Lager eines Ladens für Krimskrams gearbeitet. Ich weiß nicht, was ich sagen soll, außer dass es vollständiger, totaler Bullshit war. Die wahre Herabwürdigung kennt man erst dann, wenn man einen beträchtlichen Anteil seiner wachen Stunden damit zugebracht hat, Schachteln mit Pappnasen, Niespulver, Plastik-Champagnergläsern, aus Pappe ausgeschnittenen Basketballspielern und alle möglichen anderen Kinkerlitzchen und Unsinn herumzuschleppen. Meistens saßen wir einfach hinten im

Lager, weil es wenig oder nichts zu tun gab, und machten uns Gedanken über die vollkommene Bedeutungslosigkeit unserer Tätigkeit, die Jahr für Jahr zunahm, weil das Unternehmen sich immer weniger als nachhaltig erwies. Um dem Ganzen noch die Krone aufzusetzen, waren unsere Gehaltsschecks knallrot, und darauf waren Clownsgesichter abgedruckt, was überall sehr zur Belustigung der Bankkassierer beitrug – als ob ihr Job sinnvoller wäre!

Nun könnte man lange darüber spekulieren, warum Dietrich gerade dieses Produktsortiment so anstößig fand. (Was ist schließlich falsch an ein wenig Spaß?) Meine Vermutung lautet: Es lag daran, dass Dietrich nicht zu entscheiden hatte, ob er für einen Lieferanten von vergänglichem Unsinn arbeiten wollte; diese Produkte nahmen nie für sich in Anspruch, etwas anderes zu sein als vergänglicher Unsinn, Anti-Utensilien, die nur dazu dienen sollten, weggeworfen zu werden, die Verhöhnung »echter« Gegenstände und »echter« Werte. (Selbst das Geld war ein Witz.) Außerdem verwerfen solche Krimskramsgegenstande die »echten« Werte nicht im Namen von irgendetwas Bestimmtem; sie bilden keine echte Herausforderung für das, worüber sie sich angeblich lustig machen. Man könnte also sagen: Sie sind nicht einmal echter Hohn; sie sind der Hohn des Hohns und auf etwas mit so wenig echtem umstürzenden Inhalt reduziert, dass sogar die langweiligen und bornierten Mitglieder der Gesellschaft sich »für die Kinder« damit abfinden können.

Es gibt kaum etwas Deprimierenderes als erzwungene Fröhlichkeit. Dennoch waren Aussagen wie die von Dietrich

selten.

Wenn Angestellte den gesellschaftlichen Wert ihrer Arbeit beurteilen sollten, hielten sie sich meistens an eine Variante der Einstellung, die Tom formulierte, Künstler für Spezialeffekte, den wir in Kapitel 2 kennengelernt haben: »Für lohnend halte ich eine Tätigkeit, die ein bereits vorhandenes Bedürfnis befriedigt oder auch ein Produkt oder eine Dienstleistung schafft, an die die Menschen zuvor nicht gedacht hatten, die aber ihr Leben irgendwie verbessert« – im Gegensatz zu der »Schönheitsarbeit« von Tom, die darin bestand, Bilder von Prominenten so zu manipulieren, dass das Publikum sich unattraktiv fühlte, und dann Heilmittel zu verkaufen, die in Wirklichkeit nicht wirkten. Ähnliche Besorgnisse äußerten einige Telefonverkäufer, aber auch hier war das meiste, was sie taten, schlichter Betrug; man braucht eigentlich keine raffinierte Theorie des gesellschaftlichen Wertes, die einem sagt, warum es problematisch ist, wenn man Rentner beschwatzt, damit sie Abonnements kaufen, die sie sich nicht leisten können, von Zeitschriften, die sie niemals lesen. Nur die wenigsten fällten ein Urteil über Geschmack und Vorlieben ihrer Kunden; dass sie ihrer eigenen Einschätzung nach nichts von echtem Wert lieferten, lag vor allem an der Aggressivität und Unehrlichkeit ihrer Vorgehensweise.

Andere Einwände greifen auf viel ältere Traditionen der Gesellschaftskritik zurück. Ein Beispiel ist Rupert, der Bankmitarbeiter, nach dessen Behauptung »das ganze Bankwesen nichts zum Wert beiträgt und demnach Bullshit ist«, weil es im Finanzwesen eigentlich nur darum gehe,

»Arbeitskraft durch Wucher zu vereinnahmen«. Die Arbeitswerttheorie, auf die er sich hier bezieht, lässt sich mindestens bis ins europäische Mittelalter zurückverfolgen. Sie geht von der Annahme aus, dass der echte Wert einer Ware die Arbeit ist, die investiert wurde, um die Existenz der Ware möglich zu machen. Wenn wir also Geld im Austausch für einen Laib Brot bezahlen, bezahlen wir in Wirklichkeit die Anstrengung der Menschen, die in den Anbau des Weizens, das Backen des Brotes sowie die Verpackung und den Transport der Laibe geflossen ist. Wenn manche Brotlaibe teurer sind als andere, dann deshalb, weil mehr Arbeit erforderlich war, um sie zu produzieren und zu transportieren, oder aber weil wir einen Teil dieser Arbeit als qualitativ hochwertiger einstufen – sie erfordert vielleicht mehr Geschicklichkeit, mehr Kunstfertigkeit, mehr Mühe –, und deshalb sind wir bereit, für das Produkt mehr zu bezahlen. Ähnlich ist es, wenn man andere um ihren Reichtum betrügt, wie Rupert es nach eigener Einschätzung tat, als er für eine internationale Investmentbank arbeitete. Dann stiehlt man eigentlich die echte, produktive Arbeit, die in die Schaffung des Reichtums geflossen ist.

Nun werden solche Argumente natürlich schon seit sehr langer Zeit benutzt, um Arrangements infrage zu stellen, durch die manche – zumindest könnte man es behaupten – auf Kosten anderer leben; aber schon die Existenz von Bullshit-Jobs wirft für jede Theorie des Wertes von Arbeit bestimmte Probleme auf. Die Behauptung, alle Werte stammten aus Arbeit[3], ist natürlich nicht gleichbedeutend mit der Aussage, jede Arbeit produziere einen Wert. Rupert

hatte keineswegs den Eindruck, dass die meisten Bankangestellten herumtrödelten; in ihrer Mehrzahl arbeiteten sie sehr hart. Aber das Einzige, was ihre Arbeit nach seiner Einschätzung letztlich zuwege brachte, war die Erfindung kluger Wege, mit denen man sich die Früchte der *echten* Arbeit anderer aneignen konnte. Damit stehen wir aber wieder vor dem gleichen Problem, wie wir »echte«, Werte schaffende Arbeit von ihrem Gegenteil unterscheiden können. Wenn es eine wertvolle Dienstleistung ist, jemandem die Haare zu schneiden, warum ist dann die Beratung über ein Anlageportfolio keine wertvolle Dienstleistung?

Dennoch waren Ruperts Eindrücke nichts Ungewöhnliches. Ungewöhnlich war vielleicht nur, dass er sie ausdrücklich in den Begriffen der Arbeitswerttheorie formulierte, aber er brachte damit ein ungutes Gefühl zum Ausdruck, und dieses ungute Gefühl herrscht eindeutig bei vielen, die im Finanzwesen und auf vergleichbaren Gebieten arbeiten. Vermutlich musste er auf solche Theorien zurückgreifen, weil die Hauptrichtung der Wirtschaftswissenschaft ihm nicht viel bot, womit er etwas anfangen konnte. Nach der vorherrschenden Sichtweise heutiger Wirtschaftswissenschaftler lassen sich solche Gefühle einfach nicht rechtfertigen, weil Wert letztlich immer subjektiv ist. Deshalb sollte sich jeder eines Urteils enthalten und von der Annahme ausgehen, dass bestimmte Waren oder Dienstleistungen (und dazu würden sie auch die Finanzdienstleistungen rechnen), für die es einen Markt gibt, eindeutig auch für jemanden einen Wert haben, und dass man nicht mehr zu wissen braucht. Wie wir erfahren

haben, würden die meisten Arbeitskräfte offensichtlich den Wirtschaftswissenschaftlern bis zu einem gewissen Punkt in dieser Logik folgen, zumindest wenn es um den Geschmack und die Neigungen des allgemeinen Publikums geht. Wenn aber ihre eigenen Tätigkeiten betroffen sind, steht die Erfahrung dazu häufig in krassem Widerspruch. Schließlich gibt es auch einen Markt für Arbeit. Hätte der Markt immer recht, müsste jemand, der 40 000 Dollar dafür erhält, dass er Computerspiele spielt und den ganzen Tag über mit alten Freunden auf WhatsApp tratscht, auch anerkennen, dass das Spielen von Computerspielen und der Tratsch für das Unternehmen tatsächlich 40 000 Dollar wert sind. Aber das ist eindeutig nicht der Fall. Der Markt kann also nicht immer recht haben. Wenn demnach der Markt in dem Bereich, den der Arbeiter am besten kennt, unrecht hat, kann dieser sicher nicht einfach annehmen, der Markt würde verlässlich den wahren Wert von Waren und Dienstleistungen beurteilen, bei denen man keine Informationen aus erster Hand besitzt.

Jeder, der einen Bullshit-Job hat oder jemanden kennt, der eine solche Tätigkeit ausführt, ist sich also bewusst, dass der Markt kein unfehlbarer Schiedsrichter über Werte ist. Das Problem besteht nur darin, dass auch niemand anderes diese Fähigkeit besitzt. Fragen nach dem Wert sind immer zumindest ein wenig schwammig. Die meisten Menschen würden darin übereinstimmen, dass manche Unternehmen ebenso gut nicht existieren könnten, aber damit stützen sie sich wahrscheinlich eher auf eine Art Bauchgefühl als auf etwas, was sie präzise artikulieren könnten. Wenn ich den vorherrschenden,

unausgesprochenen gesunden Menschenverstand genauer analysieren wollte, würde ich aber zunächst einmal sagen, dass die meisten Menschen offensichtlich eine Kombination aus den Positionen von Tom und Rupert anwenden: Wenn eine Ware oder Dienstleistung eine Nachfrage befriedigt oder auf andere Weise das Leben der Menschen verbessert, kann man ihr einen echten Wert zuschreiben; dient sie aber nur dazu, Nachfrage zu *schaffen* – entweder weil sie die Menschen glauben macht, sie seien fett und hässlich, oder weil sie sie verlockt, Schulden zu machen, und dann Zinsen berechnet –, ist das nicht der Fall. Das scheint plausibel. Damit ist aber immer noch nicht die Frage beantwortet, was es bedeutet, »das Leben der Menschen zu verbessern«, und davon hängt natürlich alles andere ab.

Die allgemeine Anerkennung eines gesellschaftlichen Wertes, der sich vom wirtschaftlichen Wert unterscheiden lässt, im Einzelnen aber nur sehr schwer zu definieren ist

Damit sind wir wieder bei den Theorien der Werte. Von welchen Vorgängen kann man wirklich behaupten, dass sie das Leben der Menschen verbessern?

In der Wirtschaftswissenschaft dienten Werttheorien vor allem dazu, die Preise von Waren zu erklären: Der Preis eines Laibes Brot schwankt je nach den Unwägbarkeiten von Angebot und Nachfrage, aber er pendelt immer um eine Art Mittelpunkt, und dieser scheint der natürliche

Preis zu sein, den ein Laib Brot haben *sollte*. Im Mittelalter sah man darin ausdrücklich eine moralische Frage: Wie kann man den »gerechten Preis« einer Ware feststellen? Angenommen, ein Kaufmann erhöhte in Kriegszeiten die Preise: Bis zu welchem Punkt berechnete er damit nur einen legitimen Gefahrenzuschlag ein, und ab wann war es einfach Erpressung? Ein beliebtes Beispiel, das von Juristen zu jener Zeit angeführt wurde, handelte von einem Gefangenen, der von Brot und Wasser lebte und sein Vermögen bei einem anderen Gefangenen gegen ein gekochtes Ei eintauschte. Kann man hier wirklich von freier Entscheidung reden? Sollte ein solcher Vertrag als durchsetzbar betrachtet werden, nachdem beide Gefangenen entlassen wurden?

Die Vorstellung, dass der Markt die Dinge unter- oder überbewerten kann, begleitet uns also schon sehr lange. Sie ist ein untrennbarer Teil unseres gesunden Menschenverstands – ansonsten könnte nie jemand sagen, er sei über den Tisch gezogen worden oder habe ein besonders gutes Geschäft gemacht. Andererseits ist es aber noch nie jemandem gelungen, eine zuverlässige Formel aufzustellen, mit der man genau berechnen kann, wie hoch der »echte« Wert einer bestimmten Ware sein sollte – wie schlimm man demnach übervorteilt wurde oder wie gut ein Geschäft wirklich war. Hier muss man zu viele Faktoren in Betracht ziehen, und etliche davon – der sentimentale Wert, der individuelle oder subkulturelle Geschmack – lassen sich eindeutig nicht quantifizieren. Wenn etwas verwunderlich ist, dann die Tatsache, dass so

viele Amateur- und Profi-Wirtschaftswissenschaftler so hartnäckig daran festhalten, es müsse möglich sein.

Vielfach wird behauptet, alle diese anderen Formen des Wertes seien in irgendeiner Form eine Illusion oder für die Überlegungen des Marktes bedeutungslos. Wirtschaftswissenschaftler stellen sich beispielsweise häufig auf den Standpunkt, Wert sei letztlich nur Nützlichkeit und deshalb würden die Preise für Waren sich im Laufe der Zeit im Bereich ihres echten Marktwerts einpendeln – selbst wenn dies auf den Zirkelschluss hinausläuft, dass jeder Preis, um den der Preis einer Ware schwankt, ihr echter Marktwert sein müsse. Marxisten und andere Antikapitalisten nahmen bekanntermaßen häufig eine noch extremere Haltung ein und bestanden darauf, der Kapitalismus sei ein umfassendes System, sodass jeder, der sich vorstellt, er würde außerhalb davon tätig werden oder andere Werte als die vom System geschaffenen ansetzen, sich selbst betrügt. Wenn ich das Konzept der Bullshit-Jobs in radikalen Foren vorstelle, meldet sich häufig jemand, der von marxistischer Theorie überzeugt ist, und erklärt, ich habe es falsch verstanden: Vielleicht halten manche Arbeitskräfte ihre Tätigkeit ja tatsächlich für nutzlos, aber ihre Arbeit müsse ja für den Kapitalismus einen Profit erbringen, und nur das sei in dem derzeitigen kapitalistischen System von Bedeutung.[4] Andere sind noch genauer auf die Feinheiten solcher Themen vorbereitet und erklären, ich würde in Wirklichkeit über den Unterschied zwischen »produktiver« und »unproduktiver« Arbeit reden, wie Marx sie nennt – womit er Arbeit meinte, die *für Kapitalisten* produktiv oder

unproduktiv ist. Produktive Arbeit liefert eine Art Mehrwert, den die Kapitalisten in Form von Profiten abschöpfen können; andere Arbeit ist im besten Fall »reproduktiv« – das heißt, Tätigkeiten wie Hausarbeit oder Erziehung (diese beiden werden stets als wichtigste Beispiele genannt) erfüllen die notwendige Aufgabe zweiter Ordnung, Arbeitskräfte am Leben zu erhalten und neue Generationen von Arbeitskräften großzuziehen, damit sie ihrerseits die »echte« Arbeit leisten und in Zukunft ausgebeutet werden können.[5]

Dass Kapitalisten die Dinge häufig so sehen, stimmt sicher. Berüchtigt sind beispielsweise die Branchenlobbys, die bei den Regierungen dafür sorgen, dass Schulen vorwiegend als Ausbildungsstätten für zukünftige Mitarbeitende behandelt werden. Dass Antikapitalisten sich der gleichen Logik bedienen, wirkt vielleicht ein wenig seltsam, aber in einem gewissen Maße ist es sinnvoll; man sagt damit, dass halbe Sachen niemals funktionieren. Ein wohlmeinender Liberaler zum Beispiel, der fair gehandelten Kaffee kauft und einen Wagen bei der Gay Pride Parade finanziert, stellt die Strukturen von Macht und Ungerechtigkeit in der Welt nie nennenswert infrage, sondern schreibt sie nur auf einer anderen Ebene fort. Das ist eine wichtige Erkenntnis – scheinheilige Liberale sind ärgerlich und haben es verdient, dass man sie daran erinnert –, aber das Problem liegt zumindest für mich in dem Sprung von der Aussage, die Liebe einer Mutter oder die Mühen eines Lehrers hätten ihren Sinn *aus Sicht des Kapitalismus* ausschließlich in der Vermehrung von Arbeitskräften, und deshalb sei jede andere Sichtweise für

das Thema zwangsläufig bedeutungslos, illusorisch oder falsch. Kapitalismus ist kein einzelnes, totales System, das alle Aspekte unseres Daseins prägt und einschließt. Es ist noch nicht einmal klar, ob es überhaupt sinnvoll ist, vom »Kapitalismus« zu sprechen (Marx tat das beispielsweise nie) und damit unausgesprochen zu sagen, »Kapitalismus« sei ein System abstrakter Ideen, die in Fabriken und Büros irgendeine materielle Form angenommen haben. Die Welt ist komplizierter und chaotischer. Historisch betrachtet, entstanden die Fabriken und Büros zuerst, lange bevor irgendjemand auch nur wusste, wie man sie nennen soll, und bis heute arbeiten sie nach zahlreichen, einander widersprechenden logischen Prinzipien und Zielen. Auch der Wert selbst ist ein ständiges politisches Argument. Aber was er eigentlich ist, weiß niemand genau.

In unserem derzeitigen Sprachgebrauch unterscheiden wir zwischen »Wert« im Singular, beispielsweise dem Wert von Gold, Schweinebauch, Antiquitäten oder Finanzderivaten, und »Werten« im Plural, das heißt Werten der Familie, religiöse Moral, politische Ideale, Schönheit, Wahrheit, Aufrichtigkeit und so weiter. Grundsätzlich sprechen wir von »Wert«, wenn es um wirtschaftliche Angelegenheiten geht, und darunter verstehen wir in der Regel alle Tätigkeiten, bei denen Menschen für ihre Arbeit bezahlt werden oder ihre Handlungen auf andere Weise auf den Erwerb von Geld ausgerichtet sind. »Werte« tauchen auf, wenn das nicht der Fall ist. So sind beispielsweise Hausarbeit und Kinderbetreuung sicher die häufigste Form unbezahlter Arbeit. Hier hören wir ständig von der Bedeutung »familiärer Werte«. Aber auch die Beteiligung

an kirchlichen Aktivitäten, gemeinnütziger Arbeit, politischer Freiwilligentätigkeit sowie die meisten künstlerischen und wissenschaftlichen Tätigkeiten werden ebenfalls nicht vergütet. Selbst wenn ein Bildhauer am Ende fantastisch reich wird und einen Pornostar heiratet, oder wenn ein Guru am Ende eine ganze Flotte von Rolls-Royce-Fahrzeugen besitzt, werden die meisten Menschen diesen Reichtum nur insofern für legitim halten, als er eine Art Nebeneffekt ist, weil der Betreffende zumindest ursprünglich nicht wegen des Geldes gearbeitet hat.

Mit dem Geld kommt aber die Möglichkeit ins Spiel, genaue quantitative Vergleiche anzustellen. Wenn es Geld gibt, kann man sagen, diese Menge an Roheisen habe den gleichen Wert wie jene Anzahl von Fruchtsaftgetränken oder Pediküresitzungen oder Eintrittskarten für das Musikfestival von Glastonbury. Das mag selbstverständlich erscheinen, aber daraus ergeben sich weitreichende Folgerungen. Es bedeutet, dass der Marktwert einer Ware genau dem Umfang entspricht, in dem man sie mit etwas anderem vergleichen (und demnach dagegen eintauschen) kann. Genau das fehlt im Bereich der »Werte« – man kann zwar manchmal vielleicht die Ansicht vertreten, dieses Kunstwerk sei schöner als jenes oder ein Religionsanhänger sei frommer als ein anderer, aber es wäre bizarr zu fragen, um *wie viel* mehr, und beispielsweise zu erklären, dieser Mönch sei fünfmal frommer als jener, oder dieser Rembrandt sei doppelt so schön wie jener Monet.[6] Und noch absurder wäre es, wenn man eine mathematische Formel entwickeln wollte, mit der man berechnen könnte, in welchem Ausmaß es legitim wäre, die

eigene Familie zu kurz kommen zu lassen, wenn man künstlerische Tätigkeiten verfolgt, oder inwieweit man das Gesetz im Namen der sozialen Gerechtigkeit brechen kann. Natürlich treffen Menschen ständig solche Entscheidungen, aber quantifizieren kann man sie definitionsgemäß nicht.

Man kann sogar noch einen Schritt weitergehen und erklären, genau dies sei der Schlüssel zu ihrem Wert. Genau wie Waren einen wirtschaftlichen »Wert« haben, weil man sie präzise mit anderen Waren vergleichen kann, sind »Werte« wertvoll, weil sie sich nicht mit irgendetwas vergleichen lassen. Jeder von ihnen gilt als einmalig und unvergleichlich – oder mit einem Wort: unbezahlbar.

Mir scheint, dass die Wörter »Wert« und »Werte« die unserem gesunden Menschenverstand entsprungenen Kurzbezeichnungen sind, wenn wir über solche komplizierten Fragen nachdenken. Schlecht sind sie nicht. Aber sie vermitteln mehr eine Idealvorstellung davon, wie Dinge funktionieren sollten, und weniger eine exakte Wiedergabe ihrer tatsächlichen Funktion. Schließlich ist das Leben nicht unterteilt in eine »Wirtschaft«, in der jeder nur an Geld und materielles Eigeninteresse denkt, und eine Reihe anderer Sphären (Politik, Religion, Familie und so weiter), in denen die Menschen sich ganz anders verhalten. In Wirklichkeit sind die Motive immer gemischt. Hier ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass es während des größten Teils der Menschheitsgeschichte niemandem eingefallen wäre, solche Unterscheidungen überhaupt für möglich zu halten; schon die Vorstellungen von einem reinen Eigeninteresse oder einem reinen, selbstlosen Altruismus

wären gleichermaßen bizarr erschienen – sogar ebenso bizarr wie die Idee, »seine Zeit zu verkaufen«. Möglich wurden solche Konzepte erst mit dem Aufstieg der unpersönlichen Märkte in Eurasien um rund 600 vor Christus. Die Erfindung des Münzgeldes ermöglichte die Schaffung von Märkten, auf denen Fremde miteinander ausschließlich unter dem Gesichtspunkt des materiellen Vorteils in Wechselbeziehung treten konnten; überall, wo solche Geldmärkte auf der Bildfläche erschienen – sei es in China, Indien oder dem Mittelmeerraum –, folgte sehr schnell die Geburt universeller Religionen, und die predigten stets, materielle Dinge seien nicht wichtig, und die Frommen sollten ihre Besitztümer selbstlos zu guten Zwecken abgeben. Aber kein Versuch, eine absolute Abgrenzung zwischen materiellem Egoismus und selbstlosen Idealismus – zwischen Wert und Werten – zu schaffen, war erfolgreich. Am Ende ging immer das eine in das andere über. Diese Durchlässigkeit, das sollte man betonen, existiert nicht nur in einer Richtung. Ja, häufig stellt sich heraus, dass Künstler, Idealisten, Priester und Politiker insgeheim nach einem persönlichen materiellen Vorteil oder manchmal sogar nach noch Schlimmerem streben; ebenso stimmt es aber auch, dass Geschäftsleute häufig stolz auf ihre Ehrbarkeit oder Aufrichtigkeit sind, oder dass Arbeiter sich den Kopf darüber zerbrechen, ob ihre Tätigkeit tatsächlich zu irgendetwas gut ist.

Das war sicher die wichtigste Überlegung derer, die sich nach dem höheren Sinn ihrer Tätigkeit fragten. In den meisten von mir gesammelten Aussagen war *sinnvoll* nur

ein Synonym für *hilfreich* und *wertvoll* für *nützlich*. Betrachten wir einmal, was manche Menschen über den Wert ihrer Tätigkeiten denken:

Autoverkäufer: Ich arbeite für ein großes Gebrauchtwagen-Finanzierungsunternehmen in den Vereinigten Staaten, das den Markt der zweitklassigen Kredite bedient. Häufig frage ich mich selbst, ob meine Tätigkeit eigentlich irgendeinen Wert hat, außer für die Eigentümer des Unternehmens.

Luft- und Raumfahrtingenieur: Die leitenden Manager arbeiten mit Vergnügen 50 bis 60 Stunden in der Woche (und fordern alle ihre Untergebenen auf, das Gleiche zu tun), damit es aussieht, als wären sie sehr beschäftigt, obwohl sie in Wirklichkeit nie irgendetwas von Wert produzieren … Es stimmt, wenn Wissen und neue Technologie als Nebenprodukte geschaffen werden, kann man die Ansicht vertreten, dass die Tätigkeit dennoch einen gewissen Wert hat. In meinem Job ist dies in einigen Fällen tatsächlich geschehen, aber im Allgemeinen war es nicht die Regel, sondern die Ausnahme.

Telefonverkäufer: Es ist eine Tätigkeit ohne jeden gesellschaftlichen Wert. Wenn man im Supermarkt die Regale einräumt, tut man wenigstens etwas, was den Menschen nützt. Lebensmittel und die anderen Dinge, die im Supermarkt verkauft werden, braucht jeder. Aber die Anrufe im Callcenter sind im Wesentlichen nur Zeitverschwendung und Belästigung.

Freiberuflicher wissenschaftlicher Übersetzer: Im Laufe der Jahre habe ich Papiere aus praktisch allen akademischen

Fachgebieten übersetzt – von der Ökologie bis zum Unternehmensrecht, von der Sozialwissenschaft bis zur Informatik. Die große Mehrzahl davon hat für die Menschen keinen wie auch immer gearteten erkennbaren Wert.

Apotheker: Ich habe den medizinischen Beruf in der Annahme ergriffen, meine Tätigkeit werde sinnvoll und meine Arbeit hilfreich sein. In Wirklichkeit ist mir klar geworden, dass die Medizin zu großen Teilen ein Kartenhaus ist. Ich würde den Gedanken, dass Ärzte einen wirklich hilfreichen Beruf haben, infrage stellen.

Beamter: Keine dieser Tätigkeiten hat irgendjemandem irgendwie geholfen.[7]

Das alles ist wahrscheinlich für die meisten Leser nichts Neues; so reden fast alle über ihre Tätigkeit, wenn sie abstrakt darüber nachdenken mussten. Erics Vater bemerkte in Kapitel 3, nachdem er Eric pflichtschuldig als »schwachsinnigen Idioten« bezeichnet hatte, weil er eine so gut bezahlte Stelle aufgegeben hatte: »Nun ja, was hat dieser Job eigentlich für irgendjemanden an Gutem bewirkt?«

Der zuvor zitierte Telefonverkäufer beruft sich ausdrücklich auf die Vorstellung von einem »gesellschaftlichen Wert« – einem Wert für die Gesellschaft als Ganzes. Dieser Begriff taucht auch in anderen Berichten immer wieder auf:

Verwalter einer Wohnungseigentümergemeinschaft: Eine Wohnungseigentümergemeinschaft zu verwalten, ist 100 Prozent Bullshit. Reiche Leute kaufen zusammen mit

> einer Bande anderer reicher Fremder eine Eigentumswohnanlage und stellen dann jemanden ein, der sie verwaltet und instand hält. Dieser Job existiert nur, weil die Eigentümer sich gegenseitig nicht trauen. Ich mache die Tätigkeit seit drei Jahren und habe nie auch nur einen Hauch von gesellschaftlichem Wert erkannt.

Oder erinnern wir uns an den Datenkorrektor Nigel, der in Kapitel 4 bereits zitiert wurde. Er starrte Hunderte von Stunden auf Informationen über Kundenkarten und suchte nach nicht vorhandenen Fehlern:

> **Datenkorrektor:** Ich glaube wirklich, wenn wir Anträge für etwas bearbeitet hätten, was einen offensichtlichen gesellschaftlichen Wert hat – beispielsweise die Registrierung für Organtransplantationen oder Tickets für Glastonbury –, dann hätte sich alles ganz anders angefühlt.

Es ist interessant, diese beiden Aussagen gegenüberzustellen: Sie zeigen, dass »gesellschaftlicher Wert« für die meisten Menschen nicht nur bedeutet, Reichtum oder auch Freizeit zu schaffen. Er ist vielmehr gleichbedeutend mit der Schaffung von Zusammenhalt. Organspende ermöglicht es den Menschen, das Leben anderer zu retten; das Musikfestival von Glastonbury ermöglicht es ihnen, gemeinsam durch den Schlamm zu waten, Drogen zu rauchen und zu spielen oder ihre Lieblingsmusik zu hören – das heißt, sie geben sich gegenseitig Freude und Glück. Bei solchen kollektiven

Erlebnissen kann man von einem »offenkundigen gesellschaftlichen Wert« sprechen. Dafür zu sorgen, dass reiche Menschen sich gegenseitig leichter aus dem Weg gehen können (die Eigenschaft sehr reicher Menschen, grundsätzlich ihre Nachbarn nicht zu mögen, ist berüchtigt), hat dagegen »nicht den Hauch eines gesellschaftlichen Wertes«.

Nun kann man einen derartigen »gesellschaftlichen Wert« natürlich nicht messen, und wenn ich mich mit irgendeiner der Arbeitskräfte, deren Aussagen ich zitiert habe, zusammensetzen würde, so würde ich zweifellos feststellen, dass jede von ihnen eine geringfügig andere Vorstellung davon hat, was für die Gesellschaft nützlich oder wertvoll ist und was nicht. Dennoch vermute ich, dass sich alle mindestens auf zweierlei einigen könnten: erstens, dass zwei Dinge, die man aus einer Tätigkeit bezieht, am wichtigsten sind – das Geld zum Bezahlen der Rechnungen und die Gelegenheit, einen positiven Beitrag zur Welt zu leisten; und zweitens, dass zwischen beiden eine umgekehrte Proportion besteht. Je mehr die eigene Arbeit anderen hilft und nützt, und je mehr gesellschaftlichen Wert man schafft, desto schlechter wird man dafür bezahlt.

Die umgekehrte Beziehung zwischen dem gesellschaftlichen Wert der Arbeit und dem Geldbetrag, der meist dafür bezahlt wird

Virtutum omnium pretium in ipsis est.

– Seneca

Diese Aussage habe ich 2013 in dem ursprünglichen Artikel über Bullshit-Jobs aufgestellt, weil es mir zwei Jahre zuvor während meiner Erlebnisse mit Occupy Wall Street aufgefallen war. Eine der Klagen, die man von Anhängern der Bewegung am häufigsten hörte – insbesondere von solchen, die soviel arbeiteten, dass sie nicht häufig in den Lagern sein konnten, die aber zu Demonstrationen kamen oder ihre Unterstützung im Web zum Ausdruck brachten –, lautete sinngemäß: »Ich wollte in meinem Leben etwas Nützliches tun; Arbeit leisten, die positive Auswirkungen auf andere Menschen hat oder zumindest niemandem wehtut. Aber so, wie diese Wirtschaftsordnung funktioniert, hat derjenige, der sein Arbeitsleben auf die Fürsorge für andere verwendet, am Ende so wenig Geld und so viele Schulden, dass er die eigene Familie nicht mehr ernähren kann.« Über die Ungerechtigkeit derartiger Verhältnisse herrschte eine tief reichende, beständige Wut.[8] Ich bezeichnete sie von nun an vor allem für mich selbst als »Aufstand der versorgenden Klassen«. Gleichzeitig berichteten Besetzer im Zuccotti Park in Manhattan regelmäßig über Gespräche mit jungen Händlern von der Wall Street, die bei ihnen vorbeikamen und sinngemäß sagten: »Seht mal, Leute, ich weiß, dass ihr recht habt; ich trage nichts Positives zur Welt bei, das System ist korrupt, und ich bin vermutlich ein Teil des Problems. Ich würde morgen kündigen, wenn ihr mir zeigen könntet, wie man in New York von einem noch nicht einmal sechsstelligen Einkommen leben kann.«

Ein ähnliches Dilemma zeigt sich in einigen Aussagen, die wir bereits gelesen haben. Denken wir beispielsweise

an Annie: Ihr fiel auf, wie viele Frauen, die sich um Vorschulkinder kümmerten, letztlich kündigen und sich Bürotätigkeiten suchen mussten, um ihre Miete zu bezahlen. Oder an Hannibal, den medizinischen Wissenschaftler, der seine Erfahrungen auf dem Gebiet der Medizin in der Formel »der Geldbetrag, den ich für meine Arbeit in Rechnung stellen kann, ist fast genau umgekehrt proportional zur Nützlichkeit der Arbeit« zusammenfasste.

Dass hier ein echtes Problem vorliegt, kann man mit einem einfachen Gedankenexperiment nachweisen, das ich in meinem ursprünglichen Artikel von 2013 formulierte: Stellen wir uns vor, eine bestimmte Gruppe von Menschen würde einfach verschwinden. Ich möchte dies kurz erweitern. Angenommen, wir würden alle eines Morgens aufwachen und feststellen, dass nicht nur Krankenschwestern, Müllarbeiter und Mechaniker verschwunden sind, sondern dass auch Busfahrer, Lebensmittelverkäufer, Feuerwehrleute und Schnellrestaurantköche in eine andere Dimension transportiert wurden. Die Folgen wären gleichermaßen katastrophal. Würden Grundschullehrer verschwinden, würden die meisten Schulkinder einen oder zwei Tage lang feiern, aber die langfristigen Effekte wären verheerend. Und auch wenn man zweifellos darüber diskutieren kann, ob Death Metal im Vergleich zu Klezmermusik oder Liebesromane gegenüber Science-Fiction von größerem Belang sind, ist eines sicher: Das plötzliche Verschwinden bestimmter Gruppen von Autoren, Künstlern oder Musikern wäre zwar manchen Bevölkerungsgruppen gleichgültig

oder sogar angenehm, für andere würde die Welt aber wesentlich trostloser und deprimierender werden.[9]

Das Gleiche kann man sicher nicht über Hedgefonds-Manager sagen, und ebenso wenig über politische Berater, Marketingexperten, Lobbyisten, Unternehmensanwälte oder Personen, deren Aufgabe darin besteht, sich dafür zu entschuldigen, dass der Handwerker nicht gekommen ist. Oder, wie Finn in Kapitel 4 über seine Software-Lizenzierungsfirma sagte: »Wenn ich am Montag zur Arbeit gekommen wäre und das Gebäude wäre verschwunden, wäre es nicht nur der Gesellschaft egal, sondern auch mir.« Und es gibt auf der Welt sicher Bürogebäude – ich bin sicher, dass jedem Leser dieses Buches aus dem Stehgreif mehrere einfallen –, die verschwinden könnten und dann eine bessere Welt hinterlassen würden.

Aber gerade dort arbeiten vielfach die Menschen, die besonders hohe Gehälter beziehen.

Häufig sind sogar ganz an der Spitze von Großunternehmen scheinbar unentbehrliche Stellen über lange Zeiträume hinweg nicht besetzt, ohne dass es merkliche Auswirkungen hätte – nicht einmal auf die Organisation selbst. Belgien hat in den vergangenen Jahren eine Reihe von Verfassungskrisen durchgemacht, durch die es vorübergehend ohne vollwertige Regierung war: kein Premierminister und niemand, der für Gesundheit, Verkehr oder Bildung verantwortlich gewesen wäre. Diese Krisen haben sich bekanntermaßen über lange Zeiträume fortgesetzt – der Rekord liegt bisher bei 541 Tagen –, ohne dass es auf Gesundheit, Verkehr oder Bildung merkliche negative Auswirkungen gehabt hätte. Möglicherweise

würde es sich bemerkbar machen, wenn eine solche Situation über Jahrzehnte bestehen bliebe, aber wie stark und ob die positiven oder die negativen Aspekte überwiegen würden, ist nicht klar.[10] Ähnlich ergeht es zu der Zeit, da dieses Buch entsteht, dem Unternehmen Uber, das als eine der weltweit dynamischsten Firmen gilt: Hier trat nicht nur der Gründer Travis Kalanick zurück, sondern auch eine ganze Reihe weiterer leitender Manager. Die Folge war, dass »das Unternehmen derzeit ohne CEO, ohne Chief Operating Officer, Chief Financial Officer und ohne Chief Marketing Officer arbeitet« – und das alles ohne erkennbare Auswirkungen auf das Tagesgeschäft.[11]

Ebenso hat es einen Grund, warum Beschäftigte, die im Finanzsektor tätig sind und im Allgemeinen sehr gut bezahlte Stellen besetzen, fast nie streiken. Im Jahr 1970 gab es in Irland einen sechsmonatigen Bankenstreik; aber statt die Wirtschaft zum Stillstand zu bringen, wie es die Organisatoren prophezeit hatten, schrieben die meisten Menschen einfach weiterhin Schecks, die nun als eine Art Währung zirkulierten, aber ansonsten machten sie im Wesentlichen weiter wie bisher. Zwei Jahre zuvor, als die Müllarbeiter in New York nur zehn Tage streikten, gab die Stadt ihren Forderungen nach, weil sie unbewohnbar geworden war.[12]

Nur sehr wenige Wirtschaftswissenschaftler haben tatsächlich den Versuch unternommen, den gesellschaftlichen Gesamtwert verschiedener Berufe zu messen; die meisten würden wahrscheinlich schon die Idee für Narretei halten; aber diejenigen, die es versucht haben, bestätigen in der Regel, dass tatsächlich ein umgekehrtes

Verhältnis zwischen Nützlichkeit und Bezahlung besteht. In einem 2017 erschienenen Artikel durchforsteten die US-amerikanischen Wirtschaftswissenschaftler Benjamin B. Lockwood, Charles G. Nathanson und E. Glen Weyl die vorhandene Literatur nach den »externen Effekten« (gesellschaftlichen Kosten) und »Übertragungseffekten« (gesellschaftlichen Nutzeffekten), die sich mit verschiedenen hoch bezahlten Berufen verbinden. Damit wollten sie feststellen, ob man berechnen kann, wie viel jeder dieser Berufe zur Wirtschaft beiträgt oder ihr entzieht. Ihr Befund: In manchen Fällen (insbesondere in Berufen, die mit der Kreativbranche zusammenhängen) sind die betreffenden Werte so subjektiv, dass man sie nicht messen kann, aber in anderen Fällen ist eine ungefähre Näherungsangabe möglich. Das Ergebnis: Die meisten der gesellschaftlich wertvollsten Arbeitskräfte, deren Beiträge man berechnen kann, sind Medizinwissenschaftler, die für jeden Dollar, den man ihnen bezahlt, einen Gesamtwert von neun Dollar zur Gesellschaft beitragen. Am wenigsten wertvoll waren die Arbeitskräfte im Finanzsektor: Sie entziehen der Gesellschaft für jeden Dollar ihrer Bezahlung unter dem Strich einen Wert von 1,80 Dollar. (Und natürlich werden Arbeitskräfte im Finanzsektor häufig sehr gut bezahlt.)

Die gesamte Aufschlüsselung sah folgendermaßen aus[13]:

- Wissenschaftler +9
- Lehrer an Schulen +1
- Ingenieure +0,2

- Berater und IT-Experten 0
- Anwälte –0,2
- Werbefachleute und Marketingprofis –0,3
- Manager –0,8
- Beschäftigte im Finanzsektor –1,5

Dies wäre sicher eine Bestätigung für das Bauchgefühl vieler Menschen, was den allgemeinen Wert solcher Berufe angeht, also ist es schön, eine solche ausdrückliche Berechnung zu sehen. Aber da die Autoren sich auf die am höchsten bezahlten Berufe beschränken, ist ihre Studie für unsere Zwecke nur von begrenztem Nutzen. Lehrer sind auf der Liste vermutlich im Durchschnitt die am schlechtesten bezahlten Arbeitskräfte, und auch viele Wissenschaftler müssen mit sehr wenig Geld auskommen; die Ergebnisse sprechen also sicher nicht gegen eine umgekehrte Relation zwischen Bezahlung und Nützlichkeit, aber um ein echtes Gespür für das gesamte Spektrum der Beschäftigungen zu bekommen, brauchen wir eine umfassendere Stichprobe.

Die Studie, die dem meines Wissens am nächsten kommt, bedient sich tatsächlich einer größeren Stichprobe. Ausgeführt wurde sie von der New Economic Foundation in Großbritannien; die Autoren untersuchten mit einer Methode, die sie »gesellschaftliche Rendite auf Investmentanalyse« nannten, sechs repräsentative Berufe, drei mit hohem und drei mit niedrigem Einkommen. Die Ergebnisse lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

- Banker in der City – Jahresgehalt 5 Millionen Pfund – Zerstörung von schätzungsweise 7 Pfund an gesellschaftlichem Wert je verdientes Pfund;
- Werbemanager – Jahresgehalt 500 000 Pfund, Zerstörung von schätzungsweise 11,50 Pfund an gesellschaftlichem Wert je verdientes Pfund;
- Steuerberater – Jahresgehalt 125 000 Pfund, Zerstörung von schätzungsweise 11,25 Pfund an gesellschaftlichem Wert je verdientes Pfund;
- Reinigungskraft im Krankenhaus – Jahreseinkommen 13 000 Pfund (6,26 Pfund pro Stunde), Schaffung von schätzungsweise 10 Pfund an gesellschaftlichem Wert je verdientes Pfund;
- Recycling-Arbeiter – Jahreseinkommen 12 500 Pfund (6,10 Pfund pro Stunde) – Schaffung von schätzungsweise 12 Pfund an gesellschaftlichem Wert je verdientes Pfund;
- Pflegekraft – Jahreseinkommen 11 500 Pfund – Schaffung von schätzungsweise 7 Pfund an gesellschaftlichem Wert je verdientes Pfund.[14]

Die Autoren räumen ein, dass viele ihrer Berechnungen ein wenig subjektiv sind, wie alle derartigen Berechnungen es zwangsläufig sein müssen; außerdem konzentriert sich die Studie nur auf das obere und das untere Ende der Einkommensskala. Damit bleibt die Mehrzahl der in diesem Buch beschriebenen Tätigkeiten unberücksichtigt, denn sie liegen meist, was die Bezahlung angeht, in der Mitte, und zumindest in den meisten Fällen ist der soziale Nutzen weder positiv noch negativ, sondern er scheint um den

Nullpunkt zu schwanken. Aber soweit ihre Aussagekraft reicht, bestätigt die Studie nachdrücklich das allgemeine Prinzip: Je mehr eine Arbeit anderen nützt, desto schlechter wird sie in der Regel bezahlt.

Das Prinzip hat Ausnahmen. Am offenkundigsten zeigt sich dies bei den Ärzten. Deren Bezüge liegen insbesondere in Amerika am oberen Ende der Skala, und doch scheinen sie fraglos eine nützliche Funktion zu haben. Aber auch im Gesundheitswesen gibt es Beschäftigte, die der Ansicht sind, die Zahl der Ausnahmen sei nicht so groß, wie es scheint – ein Beispiel ist der ein paar Seiten zuvor zitierte Apotheker, der überzeugt war, dass die meisten Ärzte zu Gesundheit oder Glück der Menschen sehr wenig beitragen und vorwiegend Placebos verteilen. Das mag richtig sein oder auch nicht; ehrlich gesagt, verfüge ich nicht über die Qualifikation, es zu beurteilen; aber wenn die häufig zitierte Tatsache stimmt, dass die Zunahme der Lebenserwartung seit 1900 zu einem überwältigend großen Teil in Wirklichkeit nicht auf Verbesserungen in der medizinischen Behandlung zurückgeht, sondern auf Hygiene, Ernährung und andere Verbesserungen im öffentlichen Gesundheitswesen,[15] kann man möglicherweise zumindest die Ansicht vertreten, dass die (sehr schlecht bezahlten) Schwestern und Reinigungskräfte in einem Krankenhaus letztlich für eine positive gesundheitliche Entwicklung stärker verantwortlich sind als die sehr gut bezahlten Ärzte derselben Einrichtung.

Es gibt auch eine Handvoll anderer Ausnahmen. Viele Installateure und Elektriker beispielsweise verdienen trotz ihrer Nützlichkeit recht gut; und manche schlecht

bezahlten Arbeiten sind auch ziemlich sinnlos – aber im Großen und Ganzen scheint die Regel stichhaltig zu sein.[16]

Ein ganz anderes Thema sind die Gründe für die umgekehrte Beziehung zwischen gesellschaftlichem Nutzen und Bezahlung. Offensichtlich lässt sich keine der naheliegenden Antworten belegen. Ein Beispiel: Das Bildungsniveau ist für die Höhe des Gehalts sehr wichtig, aber wenn es sich dabei nur um eine Frage von Ausbildung und Bildung handeln würde, wäre das höhere Bildungssystem der Vereinigten Staaten kaum in seinem jetzigen Zustand. Tausende von hervorragend ausgebildeten, promovierten Wissenschaftlern fristen ein Dasein als Hilfslehrer, mit dem sie unter der Armutsgrenze bleiben – und sogar von Lebensmittelmarken abhängig sind.[17] Würden wir andererseits einfach von Angebot und Nachfrage sprechen, könnte man unmöglich verstehen, warum amerikanische Krankenschwestern so viel schlechter bezahlt werden als Unternehmensanwälte, obwohl in den Vereinigten Staaten derzeit ein akuter Mangel an ausgebildeten Krankenschwestern herrscht, während ein beträchtliches Angebot an Jura-Absolventen vorhanden ist.[18]

Was die Gründe auch sein mögen – ich selbst glaube, dass sie viel mit der Macht der Klassen und der Klassenloyalität zu tun haben: Das vielleicht Beunruhigendste an der Situation ist die Tatsache, dass so viele Menschen die umgekehrte Beziehung nicht nur hinnehmen, sondern auch den Eindruck haben, es solle so sein. Tugend sollte, wie

schon die antiken Stoiker gern argumentierten, ihren eigenen Lohn in sich tragen.

Solche Argumente wurden lange Zeit auch im Zusammenhang mit Lehrern genannt. Häufig hört man, Grund- oder Mittelschullehrer sollten nicht gut bezahlt werden – jedenfalls sicher nicht so gut wie Anwälte oder Manager –, weil es nicht wünschenswert sei, dass Menschen vorwiegend durch Habgier dazu motiviert werden, Kinder zu unterrichten. Das Argument wäre bis zu einem gewissen Grade sinnvoll, wenn man es einheitlich anwenden würde – aber das geschieht nie. (Ich habe noch nie gehört, dass jemand die gleiche Argumentation auch im Hinblick auf Ärzte vertritt.)

Man könnte sogar sagen: Die Vorstellung, dass diejenigen, die der Gesellschaft nützen, nicht allzu gut bezahlt werden sollten, ist eine Perversion des Egalitarismus.

Ich möchte erklären, was ich damit meine. Der Moralphilosoph G. A. Cohen vertritt die Ansicht, man könne mit Fug und Recht gleiche Einkommen für alle Mitglieder der Gesellschaft fordern; dabei stützt er sich auf die folgende Logik (oder zumindest ist dies meine eigene unvollkommene Zusammenfassung): Warum, so beginnt er, möchte man bestimmten Menschen mehr bezahlen als anderen? Normalerweise lautet die Rechtfertigung: Manche produzieren mehr oder nützen der Gesellschaft stärker als andere. Aber dann müssen wir fragen, warum sie das tun.

1. Wenn manche Menschen über mehr Talente verfügen als andere (zum Beispiel, weil sie eine schöne

Singstimme haben, geniale Komiker oder Mathematikgenies sind), bezeichnen wir sie als »begabt«. Hat jemand bereits einen Nutzen (eine »Gabe«) erhalten, ist es nicht sinnvoll, ihm aus dem gleichen Grund einen zusätzlichen Nutzen (mehr Geld) zuzugestehen.

2. Wenn manche Menschen härter arbeiten als andere, lässt sich in der Regel nicht feststellen, in welchem Ausmaß dies der Fall ist, weil sie eine größere Arbeits*kapazität* (wiederum eine Gabe) haben, und in dem entsprechenden Umfang entschließen sie sich, härter zu arbeiten. Im ersten Fall hätte es wiederum keinen Sinn, sie noch einmal für einen angeborenen Vorteil zu belohnen, den sie gegenüber anderen besitzen.
3. Selbst wenn man beweisen könnte, dass manche Menschen ausschließlich aus eigener Entscheidung härter arbeiten, müsste man als Nächstes feststellen, ob sie es aus altruistischen Motiven tun – das heißt, ob sie mehr produzieren, weil sie der Gesellschaft nutzen wollen – oder aber aus egoistischen Beweggründen, weil sie für sich selbst einen größeren Anteil anstreben.
4. Im ersten Fall – wenn sie also mehr produzieren, weil sie den gesellschaftlichen Wohlstand mehren wollen – würde es ihrem Ziel widersprechen, wenn man ihnen einen unverhältnismäßig großen Anteil dieses Wohlstands zugestehen würde. Moralisch sinnvoll wäre es nur bei denen, die von egoistischen Motiven getrieben werden.

5. Da die Motive der Menschen sich im Allgemeinen verändern und verworren sind, kann man die Arbeitskräfte nicht einfach in Egoisten und Altruisten einteilen. Man hat nur die Wahl, entweder alle zu belohnen, die sich größere Mühe geben, oder es nicht zu tun. In beiden Fällen werden die Absichten einiger Menschen nicht erfüllt. Altruisten werden in ihrem Bemühen, der Gesellschaft zu dienen, frustriert, und Egoisten werden in ihrem Bemühen, sich selbst zu nützen, frustriert. Ist man gezwungen, sich für das eine oder andere zu entscheiden, ist es moralisch sinnvoller, die Egoisten zu frustrieren.
6. Deshalb sollten Menschen für größere Bemühungen oder größere Arbeitsproduktivität weder besser bezahlt noch anderweitig belohnt werden.[19]

Die Logik ist nicht zu widerlegen. Viele der ihr zugrunde liegenden Annahmen könnte man zweifellos aus verschiedenen Gründen infrage stellen, aber in diesem Kapitel interessiere ich mich weniger für die Frage, ob es tatsächlich moralische Argumente für eine gleichmäßige Verteilung der Einkommen gibt; ich möchte nur beobachten, dass unsere Gesellschaft in vielerlei Weise offenbar die Punkte 3 und 4 verwirklicht hat – nur ohne die Punkte 1, 2, 5 oder 6. Vor allem lehnt sie die Voraussetzung ab, dass es unmöglich ist, Arbeitskräfte nach ihren Motiven zu unterscheiden. Man braucht sich nur anzusehen, was für eine Berufslaufbahn eine Arbeitskraft eingeschlagen hat. Gibt es irgendeinen Grund außer dem Geld, warum jemand einen Beruf ausübt? Wenn ja, dann sollte diese Person so behandelt werden, als würde Punkt 4 zutreffen.

Deshalb herrscht der Eindruck, dass diejenigen, die sich entschieden haben, der Gesellschaft zu nützen, eigentlich kein Anrecht auf ein Mittelschichtgehalt, bezahlten Urlaub und eine großzügige Altersversorgung haben, insbesondere wenn sie als zusätzliche Vergünstigung wissen, dass sie der Gesellschaft nützen. Aus den gleichen Gründen herrscht auch das Gefühl, dass diejenigen, die sinnlose oder sogar schädliche Arbeit nur um des Geldes wegen verrichten und das auch wissen, genau aus diesem Grund mit mehr Geld belohnt werden sollten.

Dabei erkennt man ständig die politische Ebene. In Großbritannien beispielsweise kam es in acht Jahren der »Sparpolitik« zu erheblichen Gehaltskürzungen bei nahezu allen, die der Öffentlichkeit unmittelbare, offenkundig nützliche Dienste leisten: Krankenschwestern, Busfahrer, Feuerwehrleute, Angestellte an Eisenbahn-Informationsschaltern, medizinisches Notfallpersonal. Das ging so weit, dass manche Vollzeit-Krankenschwestern heute auf wohltätige Essensausgaben angewiesen sind. Und doch wurde diese Situation für die Regierungspartei zu einem solchen Gegenstand des Stolzes, dass Parlamentarier bekanntermaßen gemeinsam darüber jubelten, wenn Gesetze, die Gehaltserhöhungen für Krankenschwestern oder Polizei vorsahen, abgelehnt wurden. Dieselbe Partei übte berüchtigt große Nachsicht mit den stark steigenden Bezügen jener City-Banker, die einige Jahre zuvor die Weltwirtschaft fast zum Zusammenbruch gebracht hätten. Und doch blieb diese Regierung sehr beliebt. In einem gewissen Sinn, so scheint es, *sollte* das Ethos des gemeinsamen Opfers für das

Gemeinwohl unverhältnismäßig stark auf die zutreffen, die durch ihre Berufswahl bereits Opfer für das Gemeinwohl erbringen. Oder die einfach mit dem Wissen belohnt werden, dass ihre Arbeit produktiv und nützlich ist.

Das alles ist nur dann plausibel, wenn man zunächst einmal annimmt, dass Arbeit – oder genauer gesagt: bezahlte Arbeit – als solche ein Wert ist. Sie ist demnach sogar ein so großer Wert, dass entweder die Motive der Person, die die Tätigkeit ausführt, oder die Auswirkungen der Tätigkeit im besten Fall sekundäre Aspekte darstellen. Die Kehrseite der linken Protestdemonstrationen, bei denen auf Transparenten »mehr Arbeitsplätze« gefordert werden, ist die Antwort des rechtsgerichteten Zaungastes, der im Vorübergehen murmelt: »Geht doch arbeiten!« Ein breiter Konsens besagt offensichtlich weniger, dass Arbeit gut ist, als vielmehr dass *nicht* zu arbeiten etwas sehr Schlechtes ist. Und dass jeder, der bei einer Tätigkeit, die ihm keinen besonderen Spaß macht, nicht härter schuftet als er mag, ein schlechter Mensch ist, ein Betrüger, ein Drückeberger, ein verachtenswerter Parasit, der weder der Sympathie noch staatlicher Hilfen würdig ist. Dieser Eindruck spiegelt sich in den Protesten liberaler Politiker gegen das Leiden der »hart arbeitenden Menschen« (und was ist mit denen, die nur mit mäßiger Intensität arbeiten?) ebenso wider wie in den konservativen Protesten gegen Drückeberger und »Sozialbetrüger«. Was noch erstaunlicher ist: Die gleichen Werte werden heute auch ganz an der Spitze angewandt. Wir hören nichts mehr von den untätigen Reichen – aber nicht weil es sie nicht gäbe, sondern weil ihre Untätigkeit nicht mehr gefeiert wird.

Während der Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre sah sich das verarmte Publikum gern Filme an, die von den romantischen Eskapaden millionenschwerer Playboys aus der High Society handelten. Heute unterhalten sie sich eher mit Geschichten von heldenhaften Spitzenmanagern und ihren Workaholic-Arbeitszeiten vom Morgengrauen bis Mitternacht.[20] Ähnliches schreiben Zeitungen und Zeitschriften in England sogar über Mitglieder der Königsfamilie, die, wie wir jetzt erfahren, jede Woche so viele Stunden damit zubringen, sich auf ihre rituellen Funktionen vorzubereiten und sie auszuführen, dass sie nahezu keine Zeit mehr für ein Privatleben haben.

Diese Moral von der Arbeit als Selbstzweck wird in vielen Aussagen erwähnt. Clement hatte »den Bullshit-Job, Stipendien an einer staatlichen Universität im mittleren Westen zu begutachten«, wie er es beschrieb. Während seiner dienstfreien Stunden – und das waren die meisten – verbrachte er viel Zeit im Internet, machte sich mit Alternativen der politischen Sichtweise vertraut und erkannte schließlich, dass ein großer Teil des Geldes, das durch sein Büro floss, in enger Verbindung mit den US-Kriegsanstrengungen im Irak und in Afghanistan stand. Er kündigte und nahm zur Überraschung und Verblüffung seiner Kollegen eine beträchtlich schlechter bezahlte Stellung bei der Kommunalverwaltung an. Dort, so sagte er, muss er zwar härter arbeiten, aber »zumindest ein Teil davon ist interessant und hilft den Menschen«.

Eines war für Clement an seiner alten Arbeitsstelle besonders rätselhaft: Alle glaubten, sie müssten einander vorspielen, dass sie von ihren Aufgaben geradezu erdrückt

würden, und das, obwohl offensichtlich war, dass sie sehr wenig zu tun hatten.

> **Clement:** Meine Kollegen haben oft darüber diskutiert, wie anstrengend alles ist und wie hart sie arbeiten, obwohl sie regelmäßig um zwei oder drei Uhr nachmittags Feierabend machten. Wie nennt man eine solche öffentliche Leugnung einer kristallklaren Realität? Ich muss immer wieder daran denken, unter welchem Druck wir standen, uns selbst und andere danach zu beurteilen, wie hart wir an Dingen arbeiteten, die wir in Wirklichkeit gar nicht taten. Ich glaube, eine solche Einstellung liegt um uns herum in der Luft. Wir atmen sie durch die Nase ein und als gesellschaftlichen Reflex im Smalltalk wieder aus; es ist eines der Leitprinzipien unserer zwischenmenschlichen Beziehungen: Wenn du deinen Geist und Körper nicht auf dem Weg über bezahlte Arbeit zerstörst, lebst du nicht richtig. Sollen wir glauben, dass wir Opfer für unsere Kinder oder sonst etwas bringen, obwohl wir sie gar nicht zu sehen bekommen, weil wir den lieben langen Tag arbeiten!?

Besonders drastisch empfand Clement diesen Druck in der deutsch-protestantisch geprägten Kultur des amerikanischen Mittelwestens, wie er sie nannte. Andere sprechen von Puritanismus, aber nach seinem Eindruck beschränkt er sich nicht auf ein protestantisches oder nordatlantisches Umfeld. Es gibt ihn überall; die Unterschiede sind mehr eine Frage unterschiedlicher Ausmaße oder Intensitäten. Und wenn der Wert einer Arbeit zum Teil darin liegt, dass sie »etwas ist, was wir

lieber nicht tun«, ergibt sich daraus die Folgerung, dass alles, was wir gern tun würden, weniger Arbeit und eher Spiel oder Hobby oder etwas anderes ist, das wir eigentlich in unserer Freizeit tun würden, sodass wir dafür viel weniger materielle Belohnung verdienen. Vermutlich sollten wir dafür überhaupt nicht bezahlt werden.

Das gleiche Prinzip spiegelt sich auch in meinen eigenen Erfahrungen wider. Die meisten Akademiker treten ihre Berufslaufbahn ursprünglich an, weil sie das Wissen lieben und Ideen spannend finden. Schließlich weiß jeder, der sieben Jahre auf den Erwerb eines Doktortitels verwendet, dass er ebenso gut drei Jahre Jura studieren und dann ein vielfach höheres Gehalt beziehen könnte. Aber wenn zwei Akademiker aus demselben Institut beim Kaffee zusammensitzen, sind dennoch die Liebe zum Wissen oder die spannenden Ideen wahrscheinlich das Letzte, was sie zum Ausdruck bringen würden. Stattdessen klagen sie fast immer darüber, wie sehr sie mit administrativen Aufgaben überfordert sind. Das liegt zum Teil sicher daran, dass von Akademikern tatsächlich erwartet wird, dass sie immer weniger Zeit für Lesen und Schreiben und immer mehr für den Umgang mit administrativen Problemen aufwenden,[21] aber selbst wenn jemand einer spannenden intellektuellen Entdeckung auf der Spur ist, würde es als rücksichtslos gelten, sich so zu verhalten, als würde die eigene Arbeit Spaß machen, wenn das bei anderen eindeutig nicht der Fall ist. Manche akademischen Umfelder sind stärker antiintellektuell als andere. Aber überall herrscht zumindest der Eindruck, dass die angenehmen Aspekte des Berufs wie beispielsweise das Denken eigentlich nicht das

sind, wofür man bezahlt wird; man hält sie eher für einen gelegentlichen Genuss, der einem in Anerkennung der richtigen Arbeit – die im Wesentlichen aus Verwaltungstätigkeiten besteht – zuteilwird.

Akademiker werden nicht dafür bezahlt, dass sie Forschungsartikel schreiben oder begutachten, aber die Universitäten, die sie bezahlen, erkennen zumindest widerstrebend an, dass Forschung zu ihrer Stellenbeschreibung gehört. In der Geschäftswelt ist es schlimmer. Geoff Shullenberger zum Beispiel, ein Professor der New York University, wies als Reaktion auf meinen ursprünglichen, 2013 erschienenen Essay in einem Blog darauf hin, dass viele Unternehmen heute den Eindruck haben, sie müssten eigentlich nicht für Tätigkeiten bezahlen, die in irgendeiner Weise erfüllend sind:

> Für Graeber tragen Bullshit-Jobs einen moralischen Imperativ in sich: »Wenn du nicht die ganze Zeit damit beschäftigt bist, etwas zu tun, irgendetwas – was es ist, spielt eigentlich keine Rolle –, bist du ein schlechter Mensch.« Diese Logik scheint aber eine Kehrseite zu haben: Wenn du tatsächlich die Tätigkeit X ausführst, wenn sie wertvoll und sinnvoll ist und für dich eine innere Belohnung in sich trägt, hast du eine falsche Erwartung, wenn du dafür (gut) bezahlt werden willst. Du solltest sie umsonst ausführen, selbst – und insbesondere – wenn du damit für andere die Möglichkeit schaffst, davon zu profitieren. Mit anderen Worten: Wir leben davon, dass du (umsonst) das tust, was du gern tust, aber wir halten dich in Schach, indem wir dafür

sorgen, dass du dir deinen Lebensunterhalt mit einer Tätigkeit verdienen musst, die du nicht magst.

Als Beispiel nennt Shullenberger die Tätigkeit des Übersetzens. Einen Absatz oder ein Dokument – insbesondere aus einem trockenen Geschäftspapier – aus einer Sprache in die andere zu übersetzen, ist keine Aufgabe, die man zum Spaß ausführt; dennoch kann man sich neben dem Geld einige weitere Gründe vorstellen, warum Menschen es tun (beispielsweise weil sie ihre Sprachkenntnisse vervollkommnen wollen). Wenn Manager hören, dass eine Übersetzung erforderlich ist, ist es deshalb vielfach ihr erster Impuls, jemanden zu suchen, der es umsonst tut. Dieselben Manager sind aber durchaus bereit, hübsche Vergütungen für »Vizepräsidenten für kreative Entwicklung« und Ähnliches auszuloben, obwohl diese absolut nichts tun. (Möglicherweise sind solche Manager sogar selbst Vizepräsidenten für kreative Entwicklung und tun nichts anderes als herauszufinden, wie sie andere dazu veranlassen können, umsonst zu arbeiten.)

Shullenberger spricht von einem entstehenden »Voluntariat«: Kapitalistische Firmen ernten zunehmend nicht die Produkte bezahlter Arbeit, sondern unbezahlter Praktikanten, Internet-Begeisterter, Aktivisten, Freiwilliger und Liebhaber und werden »digitale Pächter«, die Ergebnisse von allgemeinem Enthusiasmus und Kreativität privatisieren und die Produkte vermarkten.[22] Zu einem Musterbeispiel ist in dieser Hinsicht perverserweise die Branche der kostenlosen Software geworden. Manch einer erinnert sich vielleicht noch an Pablo, der in Kapitel 2 die

Vorstellung der Flickschusterei einführte: Die Arbeit der Softwareingenieure war aufgeteilt zwischen der interessanten, schwierigen Tätigkeit, die Kerntechnologien zu entwickeln, und der langwierigen Arbeit zu »flickschustern«, damit die verschiedenen Kerntechnologien zusammenarbeiten können, deren Konstrukteure sich nie die Mühe gemacht hatten, über Kompatibilität nachzudenken. Am wichtigsten war aber eine andere Aussage: »Open Source« bedeutet, dass alle wirklich anspruchsvollen Tätigkeiten umsonst geleistet werden.

> **Pablo:** Noch vor 20 Jahren taten die Unternehmen Open-Source-Software ab und entwickelten die Kerntechnologien im eigenen Haus; heute dagegen greifen sie stark auf Open Source zurück und beschäftigen Softwareentwickler fast ausschließlich für die Flickschusterei an Kerntechnologien, die sie umsonst bekommen.
> Am Ende kann man sehen, wie Leute die wenig dankbare Flickschusterei während der Bürozeiten betreiben, und nachts erledigen sie dann die erfüllende Arbeit an den Kerntechnologien.
> Das führt zu einem interessanten Teufelskreis: Angesichts der Tatsache, dass die Menschen sich entschließen, umsonst an den Kerntechnologien zu arbeiten, investiert kein Unternehmen in diese Technologien. Dieser Investitionsmangel hat zur Folge, dass die Kerntechnologien oft unfertig und von schlechter Qualität sind; sie haben Ecken und Kanten, Fehler und so weiter. Das wiederum schafft neuen Bedarf

für Flickschusterei und damit für die Vermehrung der Flickschusterjobs.

Daraus ergibt sich ein Paradox: Je stärker Softwareingenieure online zusammenarbeiten, um kreative Arbeit umsonst und einfach aus Liebe zu der Tätigkeit als Geschenk für die Menschheit zu leisten, desto weniger Anreiz haben sie, ihre Produkte mit anderen derartigen Softwareprodukten kompatibel zu machen, und desto stärker werden dieselben Ingenieure tagsüber damit beschäftigt sein, die Mängel in Ordnung zu bringen – womit sie die Instandhaltungsarbeiten leisten, die niemand umsonst tun würde. Pablo gelangt zu dem Schluss:

> **Pablo:** Nach meiner Vermutung werden wir die gleiche Dynamik auch in anderen Branchen beobachten. Wenn Menschen beispielsweise bereit sind, Nachrichtenartikel umsonst zu schreiben, bezahlt niemand mehr professionelle Journalisten. Stattdessen wird das Geld für die PR- und Werbebranche ausgegeben. Am Ende nimmt die Qualität der Nachrichten aus Geldmangel ab.

Man kann durchaus die Ansicht vertreten, dass diese Entwicklung bereits begonnen hat: Immer weniger Zeitungen und Nachrichtenagenturen beschäftigen echte Reporter. Ich habe hier nicht die Absicht, die komplexen und häufig undurchsichtigen Arbeitsabläufe zu analysieren, die sich aus einem solchen Ethos ergeben, sondern ich möchte nur dokumentieren, dass das Ethos als solches existiert. Die Einstellungen gegenüber der Arbeit haben sich verändert. Warum? Wie sind so viele Menschen an den

Punkt gelangt, an dem sie hinnehmen, dass sogar elende, unnötige Arbeit moralisch wertvoller ist, als überhaupt nicht zu arbeiten?

Hier müssen wir betrachten, wie sich die Vorstellungen von der Arbeit im Laufe der Geschichte verändert haben.

Die theologischen Wurzeln unserer Einstellung zur Arbeit

[Der Mensch ist] nach Gottes Bild und Gleichnis inmitten des sichtbaren Universums geschaffen und dorthin gestellt, damit er die Erde sich untertan mache … Nur der Mensch ist zur Arbeit befähigt, nur er verrichtet sie, wobei er gleichzeitig seine irdische Existenz mit ihr ausfüllt.

– *Papst Johannes Paul II.:* Laborem exercens (Über die menschliche Arbeit)*, 1981*[23]

Wir können Arbeit definieren als jede Anstrengung von Geist oder Körper, die teilweise oder ausschließlich mit dem Blick auf etwas Gutes außerhalb des Vergnügens, das man aus der Arbeit bezieht, unternommen wird.

– *Alfred Marshall:* Principles of Economics*, 1890*

Was ist »Arbeit«? Normalerweise sehen wir darin das Gegenteil von Spiel. Das Spiel wiederum wird meist als Tätigkeit definiert, die man um ihrer selbst willen oder zum

Vergnügen betreibt. Arbeit ist dagegen eine – in der Regel beschwerliche, sich wiederholende – Tätigkeit, die man nicht um ihrer selbst willen ausführt; vermutlich würde niemand sie um ihrer selbst willen ausführen oder jedenfalls nicht sehr lange, aber man verrichtet sie, um damit etwas zu erreichen (beispielsweise um sich Nahrung zu beschaffen oder ein Mausoleum zu bauen).

Ein Wort, das sich ungefähr mit »Arbeit« übersetzen lässt, gibt es in den meisten Sprachen, aber die Grenzen zwischen dem, was wir als »Arbeit«, »Spiel«, »Lehren«, »Lernen«, »Ritual« oder »Erziehung« bezeichnen würden, schwanken von einem Kulturkreis zum anderen stark. Die Tradition, die heute die Einstellungen gegenüber der Arbeit in den meisten Teilen der Welt geprägt hat, geht auf den östlichen Mittelmeerraum zurück, wo sie erstmals in den ersten Kapiteln des Ersten Buches Mose sowie in den Werken des griechischen Ependichters Hesiod dokumentiert ist. In der Geschichte vom Garten Eden und im Mythos von Prometheus ist die Tatsache, dass Menschen arbeiten müssen, eine Strafe für den Trotz gegen einen göttlichen Schöpfer, aber gleichzeitig verleiht die Arbeit selbst den Menschen in beiden Fällen die Fähigkeit, Nahrung, Kleidung, Städte und letztlich unser ganzes materielles Universum zu schaffen, und damit wird sie als bescheidenere Ausdrucksform der göttlichen Schöpfermacht dargestellt. Wir sind, wie die Existenzialisten es gern formulierten, zur Freiheit verdammt, gezwungen, die göttliche Macht der Schöpfung gegen unseren Willen anzuwenden, denn die meisten unter uns würden lieber die Tiere im Garten Eden benennen, bei

Festessen auf dem Olymp Nektar und Ambrosia genießen oder zusehen, wie uns im Schlaraffenland gebratene Gänse in den Mund fliegen, anstatt sich selbst Narben und Hornhaut zuzulegen, weil sie dem Boden ihren Lebensunterhalt abringen müssen.

Nun könnte man die Ansicht vertreten, dass es sich dabei in beiden Fällen um eine poetische Überhöhung zweier entscheidender Aspekte unserer mittlerweile allgemein üblichen Definition von Arbeit handelt: erstens, dass sie etwas ist, was normalerweise niemand um seiner selbst willen tun wollte (also eine Strafe); und zweitens, dass wir sie dennoch tun, weil wir über die Arbeit als solche hinaus etwas erreichen wollen (also eine Schöpfung). Aber dass man dieses »über die Arbeit hinaus« als »Schöpfung« bezeichnen sollte, liegt nicht ohne Weiteres auf der Hand. Eigentlich ist es sogar ein wenig seltsam. Schließlich kann man angesichts der meisten Arbeiten nicht behaupten, dass etwas »erschaffen« würde; meist geht es um die Instandhaltung und Neuordnung von Dingen.[24] Nehmen wir beispielsweise eine Kaffeetasse. Wir »produzieren« sie einmal. Aber wir waschen sie tausendmal ab. Selbst Arbeit, die wir für »produktiv« halten – Anbau von Kartoffeln, Schmieden einer Schaufel, Zusammenbau eines Computers –, könnte man ebenso leicht als Pflege, Umwandlung, Neuformung und Umordnung von Materialien und Elementen betrachten, die bereits existieren.

Das ist der Grund, warum ich behaupte: Unsere Vorstellung von »Produktion« und unsere Annahme, Arbeit sei durch ihre »Produktivität« definiert, ist letztlich

theologischer Natur. Der jüdisch-christliche Gott erschuf das Universum aus dem Nichts. (Schon das ist ein wenig ungewöhnlich: Die meisten Götter arbeiten mit vorhandenem Material.) Seine späteren Anhänger und deren Nachkommen hielten sich irgendwann selbst für verflucht, Gott in dieser Hinsicht nachzuahmen. Der Taschenspielertrick, durch den ein großer Teil menschlicher Mühen, die man in keinem Sinn als »Produktion« bezeichnen kann, zum Verschwinden gebracht wird, hat im Wesentlichen mit dem Geschlecht zu tun. In der bekannten Geschichte des Sündenfalls aus dem Ersten Buch Mose verurteilte Gott die Männer dazu, den Boden zu pflügen (»Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen«), und die Frauen sollen unter ähnlich unglücklichen Umständen Kinder zur Welt bringen (»Ich will dir viel Mühsal schaffen, wenn du schwanger wirst; unter Mühen sollst du Kinder gebären«).[25] Die »produktive« Arbeit der Männer wird also hier als Entsprechung zur Entbindung dargestellt, was aus männlicher Sicht (weniger aus weiblicher, aber hier wird ohnehin vorwiegend die männliche Sicht dargestellt) einer reinen Schöpfung aus dem Nichts – das Kind erscheint vollständig geformt scheinbar aus dem Nirgendwo – so nahekommt, wie Menschen es überhaupt bewerkstelligen können.

Und doch ist es auch schmerzliche »Mühe«.

Derartige Vorstellungen begleiten uns noch heute, beispielsweise wenn Sozialwissenschaftler von »Produktion« und »Reproduktion« sprechen. Etymologisch stammt das Verb »produzieren« von dem lateinischen

»producere« ab, was so viel wie »hervorbringen« oder »herausholen« bedeutet. Die Wörter »Produktion« und »Reproduktion« gehen auf die gleiche zentrale Metapher zurück: Im einen Fall scheinen Gegenstände vollständig geformt aus Fabriken zu entspringen; im anderen scheinen Babys vollständig geformt aus dem Körper der Frau zu entspringen. In beiden Fällen stimmt das in Wirklichkeit natürlich nicht. Aber wie in so vielen patriarchalischen Gesellschaftsordnungen stellen Männer sich gern vor, sie würden aus gesellschaftlichen oder kulturellen Gründen etwas tun, was den Frauen nach ihrer Vorstellung von Natur aus eigen ist. Produktion ist dann gleichzeitig eine Abwandlung der männlichen Fantasie von der Entbindung und der Tätigkeit eines männlichen Schöpfergottes, der mit der schieren Macht seines Geistes und seiner Wörter das gesamte Universum erschaffen hat – auf ganz ähnliche Weise glauben Männer, sie hätten die Welt mit ihrem Geist und ihrer Muskelkraft erschaffen und halten dies für das Wesen der »Arbeit«, wobei den Frauen der größte Teil der eigentlichen Mühe überlassen bleibt, die Dinge aufzuräumen, instand zu halten und so diese Illusion möglich zu machen.

Der Ursprung der nordeuropäischen Vorstellung, bezahlte Arbeit sei für das Werden eines erwachsenen Menschen unentbehrlich

Es ist unbedingt notwendig, auf die theologischen Ursprünge einer solchen Denkweise hinzuweisen. Die meisten Kernannahmen der modernen Wirtschaftswissenschaft lassen sich ursprünglich auf theologische Überlegungen zurückführen, so beispielsweise auf die Behauptung von Augustinus, wir seien mit unendlichen Bestrebungen in einer endlichen Welt bestraft und deshalb in einer ganz natürlichen Konkurrenzsituation untereinander; dieses Argument, das in säkularer Form im 17. Jahrhundert bei Thomas Hobbes wieder auftaucht, wurde zur Grundlage für die Annahme, rationales Handeln von Menschen sei im Wesentlichen eine Frage der »Ökonomisierung«, das heißt der optimalen Verwendung knapper Ressourcen durch rationale Akteure in einer von Konkurrenz geprägten Welt.

Im europäischen Mittelalter, als Wirtschaftsangelegenheiten unter die Rechtsprechung der Kirche fielen, tat natürlich niemand so, als seien solche Fragen nicht theologischer Natur. Dennoch kam in dieser Phase ein weiteres, nicht ausdrücklich theologisches Element hinzu, dessen Bedeutung für spätere Vorstellungen von Arbeit man nicht hoch genug einschätzen kann. Es ist die Vorstellung des »Dienens«[26] und im Wesentlichen eine nordeuropäische Idee.

Die Feudalgesellschaft war in der Theorie ein riesiges System von Dienstleistungen: Nicht nur Leibeigene, sondern auch niedriger gestellte Feudalherren »dienten« den höheren Rängen, die ihrerseits dem König feudale Dienste leisteten. Die Form der Dienstleistung, die den wichtigsten und umfassendsten Einfluss auf das Leben der

meisten Menschen hatte, war aber nicht der feudale Dienst, sondern der »Lebenszyklus-Dienst«, wie historische Sozialwissenschaftler ihn genannt haben. Im Wesentlichen wurde von jedem Menschen erwartet, dass er ungefähr die ersten sieben bis 15 Jahre seines Arbeitslebens als Diener im Haushalt eines anderen tätig war. Wie sich dies ausprägte, ist uns aus den Handwerksgilden vertraut: Teenager wurden zunächst als Lehrlinge den Meistern zugewiesen, dann wurden sie fahrende Gesellen, und erst wenn sie selbst die Stellung eines Handwerksmeisters erlangt hatten, verfügten sie über die Mittel, um zu heiraten, ihren eigenen Haushalt und eine Werkstatt zu gründen und Lehrlinge anzunehmen. In Wirklichkeit beschränkte sich dieses System aber keineswegs auf Handwerker. Auch von Bauern wurde normalerweise erwartet, dass sie vom Teenageralter an als »Gesinde« in einem anderen bäuerlichen Haushalt tätig waren, und zwar meist bei jemandem, der ein wenig bessergestellt war. Solche Dienstleistungen wurden von Mädchen und Jungen gleichermaßen erwartet (nichts anderes waren die Melkerinnen: Bauerntöchter in den Jahren der Dienstleistung), und ebenso erwartete man sie von der Elite. Das bekannteste Beispiel sind hier die Pagen, die nichts anderes als Ritterlehrlinge waren; auch von adligen Frauen, die nicht ganz an der Spitze der Hierarchie standen, wurde erwartet, dass sie ihre Jugendjahre als Zofen verbrachten – das heißt als Dienerinnen, die einer verheirateten adligen Frau geringfügig höheren Standes »aufwarteten«: Sie kümmerten sich um die Privatgemächer, die Toilette, die Mahlzeiten und so weiter,

und gleichzeitig »warteten« sie während dieser Zeit, bis sie selbst in der Lage waren, zu heiraten und zur Herrin eines aristokratischen Haushalts zu werden. An Königshöfen gab es auch männliche »Kammerdiener«, die sich der Privatgemächer des Königs annahmen.[27]

Im Fall junger Adliger bedeutete »aufwarten« vor allem, dass man auf ein Erbe wartete – oder dass die Eltern entschieden, wenn man alt und wohlerzogen genug war, um sich die Übertragung von Titel und Eigentum zu verdienen. Das könnte auch für das Gesinde gegolten haben, aber generell wurden Diener im gemeinen Volk bezahlt, und man erwartete, dass sie einen beträchtlichen Teil ihres Lohns sparten. So erwarben sie sowohl das Wissen und die Erfahrung für die Führung eines Haushalts, einer Werkstatt oder eines Bauernhofes als auch die Mittel, um einen solchen zu erwerben – oder, im Fall der Frauen, um einem Bewerber, der über die gleiche Fähigkeit verfügte, eine Mitgift bieten zu können. Deshalb heiratete man im Mittelalter spät, das heißt erst mit rund 30 Jahren, sodass die »Jugend« – die Adoleszenz, in der man zumindest ein wenig wild, wollüstig und rebellisch sein durfte – häufig 15 bis 20 Jahre dauerte.

Entscheidend ist dabei die Tatsache, dass Diener bezahlt wurden: Da es bezahlte Arbeit in Nordeuropa bereits Jahrhunderte vor dem Heraufdämmern des Kapitalismus gab, ging man im Mittelalter nahezu immer davon aus, dass jeder respektable Mensch sie nur in der ersten Phase seines Arbeitslebens ausführte. Dienstleistung und bezahlte Arbeit wurden im Wesentlichen gleichgesetzt; selbst zu Zeiten von Oliver Cromwell konnte man Tagelöhner noch

als »Diener« bezeichnen. Die Dienstleistung wiederum galt vor allem als der Prozess, durch den junge Menschen nicht nur ihren Beruf erlernten, sondern auch die »Manieren«, das heißt das Verhalten, das einem verantwortungsbewussten Erwachsenen angemessen war. Ein Venezianer, der in England zu Besuch war, formulierte es in einem häufig zitierten Bericht um 1500 so:

> Der Mangel an Zuneigung zeigt sich bei den Engländern besonders eindringlich gegenüber ihren Kindern; denn nachdem man sie zu Hause behalten hat, bis sie im Alter von sieben oder im höchsten Falle neun Jahren angelangt sind, schickt man sie, männliche und weibliche Kinder gleichermaßen, fort zu harten Diensten in den Haushalten anderer Menschen, wo sie im Allgemeinen für sieben bis neun Jahre festgehalten werden.[28] Diese nennt man Lehrlinge, und während ihrer Lehrzeit führen sie die niedrigsten Dienste aus; und nur wenige werden geboren, die von diesem Schicksal ausgenommen sind, denn jeder, so reich er auch sein mag, schickt seine Kinder weg in die Häuser anderer, während er seinerseits die Kinder von Fremden in seinem Haus aufnimmt. Und auf die Frage nach ihren Gründen für diese Strenge antworteten sie, sie täten es, damit ihre Kinder bessere Manieren lernen.[29]

Manieren im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Sinn gingen über die Etikette hinaus; der Begriff bezeichnete viel allgemeiner das Handeln und Sein in der Welt, die Gewohnheiten, den Geschmack und die Empfindlichkeiten. Von jungen Menschen wurde erwartet, dass sie für Lohn im

Haushalt anderer arbeiteten, weil das, was wir als bezahlte Arbeit und als Ausbildung bezeichnen würden, im Wesentlichen als das Gleiche angesehen wurde – es sei denn, jemand wollte dem Klerus beitreten oder Gelehrter werden; beide waren ein Prozess des Erlernens von Selbstdisziplin, bei dem man »die Herrschaft über die eigenen niederen Bestrebungen erlangt«[30] und lernte, wie man sich als anständiger, eigenständiger Mensch verhielt.

Damit soll nicht gesagt sein, dass für die Wildheit der Jugend im Mittelalter und der frühen Neuzeit kein Platz gewesen wäre. Ganz im Gegenteil. Junge Menschen schufen in der Regel auch dann, wenn sie in fremden Haushalten beschäftigt waren, eine eigene Alternativkultur; in deren Mittelpunkt standen Gruppen mit Namen wie »Narrenprinzen« oder »Äbte der Unvernunft«, die manchmal sogar während Volksfesten vorübergehend die Macht übernehmen durften. Aber letztlich sollte disziplinierte Arbeit unter Aufsicht eines erwachsenen Haushaltsvorstands die jungen Menschen in selbstbeherrschte Erwachsene verwandeln, und wenn es so weit war, arbeiteten sie nicht mehr für andere, sondern selbstständig.

Wegen solcher Einrichtungen herrschten im mittelalterlichen Nordeuropa ganz andere Einstellungen zur Arbeit als in der Antike oder auch, wie wir erfahren haben, später im Mittelmeerraum. (Der venezianische Gesandte war über die englische Praxis empört.) Viele Quellen aus der griechischen und römischen Antike sind männliche Aristokraten, die körperliche Arbeit oder Dienstleistungen nur für eine Tätigkeit von Frauen oder

Sklaven hielten. Arbeit, so behauptete Aristoteles, macht uns in keiner Weise zu besseren Menschen; sie macht uns vielmehr sogar schlechter, weil sie so viel Zeit in Anspruch nimmt, dass es schwierig wird, gesellschaftliche oder politische Verpflichtungen zu erfüllen. Deshalb wird in der klassischen Literatur häufig der Aspekt der Arbeit als Strafe betont, während die kreativen und gottähnlichen Seiten nach dieser Auffassung vorwiegend jenen männlichen Haushaltsvorständen zufielen, die so reich waren, dass sie sich selbst die Hände nicht schmutzig machen mussten und anderen sagen konnten, was sie zu tun hatten. Im Nordeuropa des Mittelalters und der Renaissance wurde von nahezu allen Menschen erwartet, dass sie sich irgendwann einmal die Hände schmutzig machten.[31] Deshalb galt Arbeit, insbesondere bezahlte Arbeit, als prägend. Das ist wichtig, denn es bedeutet, dass bestimmte entscheidende Aspekte der späteren protestantischen Arbeitsmoral bereits lange vor der Entstehung des Protestantismus vorhanden waren.

Wie Arbeit mit dem Aufkommen des Kapitalismus vielerorts entweder als Mittel für gesellschaftliche Reformen oder letztlich als eigenständige Tugend betrachtet wurde und wie Arbeiter dem die Arbeitswerttheorie entgegensetzten

Über den Sinn von Arbeit ist noch keine angemessene Geschichte geschrieben worden.

– *C. Wright Mills:* White Collar. The American Middle Classes, *1951*

Das alles änderte sich mit dem Aufkommen des Kapitalismus. Mit Kapitalismus meine ich hier nicht Märkte – die gab es schon seit Langem –, sondern die allmähliche Umwandlung von Dienstverhältnissen in dauerhafte, bezahlte Arbeitsverhältnisse, das heißt in eine Beziehung zwischen Menschen, die Kapital besitzen, und anderen, die es nicht haben und deshalb für die Kapitalbesitzer arbeiten müssen. Unter menschlichen Gesichtspunkten bedeutete dies zuallererst, dass Millionen junge Menschen in einer ständigen gesellschaftlichen Adoleszenz gefangen waren. Als die Gildenstrukturen sich auflösten, konnten Lehrlinge zwar noch zu fahrenden Gesellen werden, aber diese wurden keine Meister mehr, das heißt, nach der traditionellen Sichtweise waren sie nicht in der Lage, zu heiraten und eigene Familien zu gründen. Man erwartete von ihnen, dass sie letztlich während ihres ganzen Lebens unfertige Menschen blieben.[32] Viele begehrten zwangsläufig dagegen auf und warteten nicht mehr unendlich lange, sondern heirateten frühzeitig, verließen ihre Meister und begründeten eigene Behausungen und Familien. Das wiederum führte bei der entstehenden Arbeitgeberklasse zu einer moralischen Panik, die stark an die spätere moralische Panik über Teenagerschwangerschaften erinnert. Die folgende Passage stammt aus *The Anatomie of Abuses*, einem Manifest, das ein Puritaner namens Phillip Stubbes im 16. Jahrhundert verfasste:

> Und übrigens wirst du sehen, dass jeder kecke Bursche von zehn, 14, 16 oder 20 Jahren sich eine Frau nimmt und sie heiratet, und das ohne jede Gottesfurcht – oder, welches noch mehr ist, ohne jede Rücksicht darauf, wie sie mit ausreichendem Unterhalt für ihre Tätigkeiten und Besitzungen zusammenleben können. Nein, nein! Solche Dinge sind ganz einerlei, solange er sein hübsches Kätzchen hat, mit dem er schmusen kann, denn das ist das Einzige, was er erstrebt. Dann bauen sie eine Hütte, aber aus alten Pfosten, fast am Ende jeder Gasse, und dort führen sie ihr ganzes weiteres Leben als Bettler. Dies füllt das Land mit einer solchen Zahl von Bettlern … dass in kurzer Zeit große Armut und Mangel heranwachsen werden.[33]

In diesem Augenblick kann man von der Geburt des Proletariats als eigene Klasse sprechen; der Begriff leitet sich passenderweise von einem lateinischen Wort für »diejenigen, die Nachkommen hervorbringen« ab: In Rom waren die ärmsten Bürger, die nicht reich genug waren, um Steuern zu bezahlen, für die Regierung nur nützlich, weil sie Söhne zeugten, die man zur Armee einziehen konnte.

Stubbes' *Anatomie of Abuses* war gewissermaßen das Manifest der puritanischen »Reformation der Sitten«, wie sie genannt wurde. Im Wesentlichen war das eine Vision der Mittelklasse, mit einem neidischen Blick sowohl auf die Sinnlichkeit des höfischen Lebens als auch auf die »heidnische Wildheit« der volkstümlichen Unterhaltung. Es zeigt auch, dass man die Diskussionen über Puritanismus und die Entstehung der protestantischen Arbeitsmoral unmöglich verstehen kann, wenn man nicht diesen

größeren Zusammenhang des Niedergangs der Lebenszyklus-Dienstleistungen und der Entstehung des Proletariats in Rechnung stellt. Die englischen Calvinisten (die nur von denen, die sie nicht mochten, »Puritaner« genannt wurden) hatten eigentlich eine Vorliebe für die Klasse der Handwerksmeister und der »besser werdenden« Bauern, die das neu geschaffene Proletariat beschäftigten, und ihre »Reformation der Sitten« zielte insbesondere auf Volksfeste, Glücksspiel, Alkoholkonsum »und all die alljährlichen Riten des Missverhaltens, bei denen die gesellschaftliche Ordnung von der Jugend vorübergehend auf den Kopf gestellt wird.«[34] Das puritanische Ideal bestand darin, alle derartigen »herrenlosen Männer« gefangen zu nehmen und der strengen Disziplin frommer Haushalte zu unterstellen, deren Patriarchen sie in Arbeit und Gebet unterweisen konnten. Aber das war nur der erste in einer langen Reihe von Versuchen, die Manieren der unteren Schichten zu verändern; die Geschichte reicht von den viktorianischen Arbeitshäusern, in denen den Armen zeitliche Disziplin beigebracht wurde, bis zu gemeinnütziger Arbeit als Voraussetzung für Sozialleistungen und ähnlichen staatlichen Programmen unserer Zeit.

Warum entwickelte sich in der Mittelschicht seit dem 16. Jahrhundert plötzlich ein solches Interesse daran, das moralische Betragen der Armen zu reformieren – ein Thema, das zuvor kaum auf Interesse gestoßen war? Dies war immer ein gewisses historisches Rätsel. Vor dem Hintergrund des Lebenszyklus-Dienstes erscheint es aber vollkommen plausibel. Die Armen betrachtete man als

frustrierte Jugendliche. Traditionell war Arbeit – insbesondere bezahlte Arbeit unter dem strengen Blick eines Meisters – das Mittel gewesen, mit dem solche jungen Leute lernten, zu anständigen, disziplinierten, selbstständigen Erwachsenen zu werden. Unter praktischen Gesichtspunkten konnten Puritaner und andere fromme Reformer den Armen nicht mehr viel versprechen – vor allem nicht ein Erwachsenenalter, wie man es sich vorgestellt hatte, mit Freiheit von der Notwendigkeit, nach Anweisung anderer zu arbeiten – und deshalb setzten sie Nächstenliebe, Disziplin und einen neuen Schuss Theologie an ihre Stelle. Arbeit, so lehrten sie, war Bestrafung und Erlösung zugleich. Arbeit war Selbstkasteiung und hatte als solche einen eigenen Wert, der über den dabei produzierten Wohlstand hinausging und ein Zeichen für Gottes Gunst war (an dem man allerdings nicht zu viel Freude haben sollte).[35]

Nach der industriellen Revolution wurde die Verherrlichung der Arbeit mit neuem Elan von den Methodisten betrieben, noch mehr aber von gebildeten Kreisen der Mittelschicht, die sich selbst nicht für sonderlich religiös hielten. Ihr vielleicht größter Vertreter war Thomas Carlyle, ein ungeheuer beliebter Essayist, der sich Sorgen um den Niedergang der Moral im neuen Zeitalter des Mammon machte und ein Evangelium der Arbeit formulierte, wie er es nannte. Carlyle erklärte, man solle Mühsal nicht als Weg zur Befriedigung materieller Bedürfnisse betrachten, sondern als Wesen des Lebens selbst; Gott habe die Welt absichtlich unvollendet

erschaffen, um den Menschen die Gelegenheit zu geben, Sein Werk durch Arbeit zu vollenden:

> Ein Mensch vervollkommnet sich selbst durch Arbeit – bedenken wir nur, wie die ganze Seele des Menschen selbst bei den niedrigsten Formen der Arbeit in dem Augenblick, in dem er sich ans Werk macht, in eine Art echte Harmonie gebracht wird! Zweifel, Wünsche, Sorgen, Reue, Empörung, selbst die Verzweiflung, all das bedrängt wie Höllenhunde die Seele des armen Tagelöhners wie jedes Menschen, aber er ergibt sich mit freimütiger Tapferkeit seiner Aufgabe, und alle diese Dinge werden zum Verstummen gebracht, alle diese Dinge verschwinden murrend weit fort in ihre Höhlen. Jetzt ist der Mensch ein Mensch. Das segensreiche Glühen der Arbeit in ihm, ist es nicht ein reinigendes Feuer, in welchem alles Gift verbrennt?
> Alle wahre Arbeit ist heilig; in aller wahren Arbeit, wenn es nur echte Handarbeit ist, liegt etwas Göttliches … Ach Bruder, wenn dies kein »Gottesdienst« ist, dann sage ich, umso mehr bedaure ich den Gottesdienst; denn dies ist das Edelste, was jemals unter Gottes Himmel entdeckt wurde. Wer bist du, dass du dich beklagst, dein Leben sei Plackerei? Klage nicht. Blicke auf, mein erschöpfter Bruder; siehe dort deine Kameraden, die Arbeiter in Gottes Ewigkeit, die heilige Schar der Unsterblichen, die himmlischen Wächter des Reiches der Menschheit.[36]

Letztlich zog Carlyle den Schluss, zu dem auch heute viele gelangen: Wenn Arbeit etwas Edles ist, sollte die edelste Arbeit nicht vergütet werden, denn es ist obszön, einer

Sache von derart absolutem Wert einen Preis zuzuschreiben (»der ›Lohn‹ für jedes edle Werk liegt im Himmel und sonst nirgendwo«[37]) – immerhin war er schon großzügig genug, um zuzugestehen, dass man den Armen »faire Löhne« bezahlen musste, damit sie ihren Lebensunterhalt sichern konnten.

Solche Argumente waren in den Kreisen der Mittelschicht ungeheuer populär. Wie nicht anders zu erwarten, ließ sich die Arbeiterbewegung, die sich ungefähr in Carlyles Zeit in Europa bildete, weniger davon beeindrucken. Die meisten Arbeiter, die sich dem Luddismus, Chartismus, ricardianischen Sozialismus oder einer der verschiedenen frühen Spielarten des englischen Radikalismus angeschlossen hatten, hätten vermutlich zugestimmt, dass in der Arbeit etwas Göttliches liegt, aber diese göttliche Qualität bestand nicht in ihrer Wirkung auf Seele und Körper – das wussten sie als Arbeiter besser –, sondern es war die Quelle des Reichtums; alles, was reiche, mächtige Menschen reich und mächtig machte, war in Wirklichkeit durch die Anstrengungen der Armen erschaffen worden. Adam Smith und David Ricardo, die Begründer der britischen Wirtschaftswissenschaft, hatten sich die Arbeitswerttheorie zu eigen gemacht – genau wie viele der neuen Industriellen, die sich mit ihrer Hilfe vom Landadel, den sie nur als untätige Verbraucher darstellten, abgrenzen konnten; die Theorie wurde aber fast sofort von Sozialisten und Arbeiterorganisationen aufgegriffen und gegen die Industriellen selbst gerichtet. Wenig später suchten Wirtschaftswissenschaftler ausdrücklich aus politischen Gründen nach Alternativen. Schon 1832 –

35 Jahre bevor Marx’ *Kapital* erschien – begegnen uns Warnungen wie die folgende: »Dass Arbeit die alleinige Quelle von Wohlstand ist, scheint eine Theorie zu sein, die ebenso gefährlich wie falsch ist, denn sie bietet unglücklicherweise denen eine Handhabe, die alles Eigentum so darstellen, als würde es den arbeitenden Klassen gehören, während der Anteil, der von anderen entgegengenommen wird, als Raub oder Betrug an ihnen gilt.«[38]

In den 1830er Jahren wurde vielfach tatsächlich genau das behauptet. Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, wie allgemein anerkannt die Arbeitswerttheorie in den Generationen unmittelbar nach der industriellen Revolution war – und das schon vor der Verbreitung der Arbeiten von Marx, die solchen Argumenten neue Energie und eine höher entwickelte theoretische Sprache verliehen. Besonders wirkungsvoll war sie in den britischen Kolonien in Amerika. Die Mechaniker und Kaufleute, die zu den Fußsoldaten des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges wurden, stellten sich selbst als Erzeuger des Reichtums dar, den die britische Krone nach ihrer Auffassung als Beute entwendete, und nach der Revolution wendeten viele die gleiche Sprache auch gegen die späteren Kapitalisten. Ein Historiker formulierte es so: »Das Muttergestein, auf dem ihre Vorstellungen von einer guten Gesellschaft beruhten, war der Gedanke, dass Arbeit allen Reichtum schafft.«[39] Das Wort »Kapitalist« war zu jener Zeit im Wesentlichen ein Schimpfwort. Als der US-Präsident Abraham Lincoln beispielsweise 1861 vor dem Kongress seine erste Jahresansprache hielt, beinhaltete diese auch

die folgenden Zeilen, die für heutige Ohren radikal klingen, zu jener Zeit aber nur die allgemeine Auffassung widerspiegelten:[40] »Arbeit kommt vor dem Kapital und ist von ihm unabhängig. Kapital ist nur die Frucht der Arbeit und könnte nie existieren, wenn nicht zuvor die Arbeit existiert hätte. Arbeit ist der Vorgesetzte des Kapitals und verdient die viel höhere Einschätzung.«

Andererseits behauptete Lincoln aber auch, der Unterschied zwischen den Vereinigten Staaten und Europa, der auch die amerikanische Demokratie erst möglich mache, sei die Tatsache, dass es dort keine dauerhafte Bevölkerung von Lohnarbeitern gebe:

»Es besteht keine Notwendigkeit dafür, dass der freie, angestellte Arbeiter sein ganzes Leben lang an diesen Zustand gefesselt ist. Viele selbstständige Männer überall in diesen Staaten waren früher in ihrem Leben einige Jahre lang angestellte Arbeiter. Der kluge, mittellose Anfänger in der Welt arbeitet eine Zeit lang für Lohn, spart einen Überschuss, mit dem er Werkzeuge oder Land für sich selbst kaufen kann, ist dann eine Zeit lang auf eigene Rechnung tätig und stellt auf lange Sicht einen neuen Anfänger ein, der ihm hilft.«

Mit anderen Worten: Auch wenn Lincoln es nicht so formulierte, vertrat er die Ansicht, es sei aufgrund des schnellen wirtschaftlichen und territorialen Wachstums der Vereinigten Staaten möglich, so etwas wie das alte mittelalterliche System aufrechtzuerhalten, in dem jeder zunächst für andere arbeitete, dann die Erträge der Lohnarbeit nutzte, um sich selbstständig zu machen oder einen Bauernhof (auf Land, das von den einheimischen

Bewohnern beschlagnahmt wurde) zu kaufen und schließlich selbst den Kapitalisten zu spielen, indem er junge Leute wiederum als eigenständige Arbeiter beschäftigte.

Dies war in Amerika vor dem Bürgerkrieg eindeutig das Ideal – allerdings stammte Lincoln aus Illinois, das nicht allzu weit vom Neuland im Westen entfernt war. In den alten Städten der Ostküste erhoben die Arbeiterorganisationen bereits Einspruch gegen solche Argumente.[41] In unserem Zusammenhang ist aber von Bedeutung, dass Lincoln glaubte, die Arbeitswerttheorie als Rahmen der Diskussion anerkennen zu müssen. Das taten alle, und so blieb es auch mindestens bis zum Ende des Jahrhunderts. Es galt sogar im Neuland des Westens, wo man sich hätte vorstellen können, dass Klassenkonflikte europäischer Art als Letztes aufflammen würden. Im Jahr 1880 berichtete ein protestantischer »Heimatmissionar«, der einige Jahre lang durch den Westen gereist war: »Man findet von Colorado bis zum Pazifik kaum eine Gruppe von Ranchern oder Bergleuten, die nicht den Arbeiterslang von Denis Kearney auf der Zunge tragen, oder die ungläubigen Anzüglichkeiten des [atheistischen Kampfschriftverfassers] Robert Ingersoll, oder die sozialistischen Theorien von Karl Marx.«[42]

Natürlich ein Detail, das in allen Cowboyfilmen, die ich jemals gesehen habe, fehlte! (Eine bemerkenswerte Ausnahme ist *Der Schatz der Sierra Madre*: In diesem Film gibt es zu Beginn tatsächlich eine Szene, in der John Huston als Minenarbeiter Humphrey Bogart die Arbeitswerttheorie erklärt.[43])

Die entscheidende Schwäche der Arbeitswerttheorie, wie sie im 19. Jahrhundert populär wurde, und die Ausnutzung dieser Schwäche durch das Kapital

Praktisch jede Form von Arbeit kann man als »Fürsorge«
in dem Sinn beschreiben, dass sie zu Tätigkeiten führt, die zur
Befriedigung der Bedürfnisse anderer beitragen.

– Nancy Folbre

Dass ich mich hier mit Amerika beschäftige, hat seinen Grund. Die Vereinigten Staaten spielen für unsere Geschichte eine Schlüsselrolle. Nirgendwo sonst war das Prinzip, dass aller Reichtum aus Arbeit erwächst, stärker als gewöhnliches Allgemeinwissen anerkannt, und nirgendwo sonst war auch der Gegenangriff gegen dieses Allgemeinwissen so berechnet, so nachhaltig und letztlich so wirksam. In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, als die ersten Cowboyfilme gedreht wurden, war diese Arbeit im Wesentlichen abgeschlossen, und der Gedanke, dass Rancharbeiter einst eifrige Marx-Leser gewesen waren, wäre den meisten Amerikanern ebenso lächerlich erschienen wie heute. Und was noch wichtiger war: Der Gegenangriff legte das Fundament für die scheinbar skurrilen Einstellungen gegenüber der Arbeit, die vorwiegend von Nordamerika ausgehen und

deren Verbreitung wir noch heute in der ganzen Welt beobachten können – mit heimtückischen Folgen.

Lincoln ging mit seiner Aussage zweifellos zu weit, aber es ist trotzdem richtig, dass in der »Republik der Handwerker«, die vor dem Bürgerkrieg existierte, irgendetwas überlebt hatte, was ungefähr der älteren Tradition der Lebenszyklus-Dienstleistungen ähnelte – mit dem auffälligen Unterschied, dass die meisten angestellten Arbeiter nicht als »Diener« bezeichnet wurden und nicht in den Häusern ihrer Arbeitgeber wohnten. Die Politiker hielten dies für das Ideal und verabschiedeten entsprechende Gesetze. Zukünftige Kapitalisten hielten nur dann das Recht, Unternehmen mit beschränkter Haftung zu gründen, wenn sie beweisen konnten, dass dies einen eindeutigen, unbestreitbaren »öffentlichen Nutzen« darstellte (mit anderen Worten: Die Vorstellung vom gesellschaftlichen Wert existierte nicht nur, sondern sie war auch im Gesetz verankert). In der Praxis bedeutete das in der Regel, dass sie die Genehmigung nur erhielten, wenn sie einen Kanal graben oder eine Eisenbahnlinie bauen wollten.[44] Von den Atheisten im Neuland abgesehen, fand dieses antikapitalistische Gefühl seine Rechtfertigung vor allem in religiösen Begriffen. Der populäre Protestantismus, der sich auf seine puritanischen Wurzeln berief, verherrlichte nicht nur die Arbeit, sondern machte sich auch die Überzeugung zu eigen, dass »Arbeit eine heilige Pflicht war und einen Anspruch auf moralische und politische Überlegenheit gegenüber den untätigen Reichen begründete«, wie meine Anthropologenkollegen Dimitra Doukas und Paul Durrenberger es formulierten – eine

nachdrückliche religiöse Version von Carlyles »Evangelium der Arbeit« (die meisten Historiker nennen es einfach »Producerism«), wonach Arbeit als solche einen Wert hat und außerdem das Einzige ist, was wirklich Werte schafft.

Das alles änderte sich im unmittelbaren Gefolge des amerikanischen Bürgerkriegs mit den ersten Regungen eines stark bürokratischen Unternehmenskapitalismus. Die »Räuberbarone«, wie man die neuen Magnaten schon bald nannte, trafen anfangs (wie der Name schon sagt) auf außerordentliche Feindseligkeit. Aber seit den 1890er Jahren begannen sie mit einer intellektuellen Gegenoffensive und formulierten ein »Evangelium des Reichtums«, wie Doukas und Durrenberger es nach einem Aufsatz von Andrew Carnegie nannten:

> Die entstehenden Riesenunternehmen, ihre Bankiers und politischen Verbündeten wandten sich gegen die moralischen Ansprüche der Produceristen und verkündeten seit den 1890er Jahren eine neue Ideologie. Darin behaupteten sie, das Gegenteil sei richtig: Nicht Arbeit, sondern Kapital schaffe Wohlstand und Wohlergehen. Mächtige Koalitionen aus Unternehmensinteressen unternahmen gemeinsame Anstrengungen, um die Aussagen in Schulen, Universitäten, Kirchen und bürgerlichen Gruppen zu verändern: Sie behaupteten, die Unternehmen hätten die grundlegenden ethischen und politischen Probleme der Industriegesellschaft gelöst.
> Eine Führungsgestalt dieses kulturellen Feldzuges war der Stahlmagnat Andrew Carnegie. Den Massen gegenüber setzte er sich für das ein, was wir heute als

Konsumdenken bezeichnen: Die Produktivität des »konzentrierten« Kapitals werde unter der klugen Fürsorge derer, die dafür geeignet seien, die Preise der Waren so weit sinken lassen, dass die Arbeiter von morgen leben könnten wie die Könige von einst. Der Elite gegenüber argumentierte er, es sei für »die Rasse« nicht gut, die Armen mit hohen Löhnen zu verwöhnen.[45]

Die Verbreitung des Konsumdenkens fiel auch mit den Anfängen der Umwälzung im Managerwesen zusammen, die anfangs im Wesentlichen ein Angriff auf das volkstümliche Wissen war. Hatten Küfer, Stellmacher und Weißnäherinnen sich früher als Erben einer stolzen Tradition mit jeweils eigenem Geheimwissen gefühlt, so bemühten sich die bürokratisch organisierten Großunternehmen und ihr »wissenschaftlich begründetes Management« so weit wie möglich darum, die Arbeiter buchstäblich zu Erweiterungen der Maschinen zu machen, bei denen jede Bewegung von jemand anderem vorgeschrieben wurde.

An dieser Stelle, so scheint mir, lautet die eigentliche Frage: Warum war dieser Feldzug so erfolgreich? Schließlich ist es nicht zu leugnen, dass das »Produktdenken« innerhalb einer Generation dem »Konsumdenken« Platz gemacht hatte; die »Quelle des Status«, wie Harry Braverman es formulierte[46], war »nicht mehr die Fähigkeit, Dinge herzustellen, sondern einfach die Fähigkeit, sie zu kaufen«, und die Arbeitswerttheorie – die mittlerweile durch die »Grenznutzenrevolution« aus der Wirtschaftstheorie vertrieben worden war – hatte sich inzwischen so weit vom

allgemeinen Verständnis entfernt, dass heute wahrscheinlich nur noch fortgeschrittene Studierende oder kleine Kreise revolutionärer marxistischer Theoretiker überhaupt davon gehört haben. Wenn man heute von »Wohlstandsproduzenten« redet, nehmen die Menschen automatisch an, dass damit nicht Arbeiter, sondern Kapitalisten gemeint sind.

Das war im Bewusstsein der Bevölkerung eine gewaltige Verschiebung. Wie wurde sie möglich? Mir scheint, dass der Hauptgrund in einer Schwäche der ursprünglichen Arbeitswerttheorie liegt. In ihrem Mittelpunkt stand die »Produktion« – ein Begriff, der, wie bereits erwähnt, grundsätzlich theologischer Natur ist und eine tief greifende patriarchalische Voreingenommenheit in sich trägt. Noch im Mittelalter wurde der christliche Gott als Handwerker und Künstler betrachtet,[47] und die Arbeit der Menschen – die man sich immer vorwiegend als Arbeit von Männern vorstellte – bestand darin, Dinge zu machen, zu bauen oder vielleicht auch dem Boden abzuringen, während die »Mühe« der Frauen vorwiegend und symbolisch in der Produktion von Babys bestand. Die meiste echte Arbeit von Frauen verschwand aus den Überlegungen. Natürlich spielte hier auch die verblüffende, beispiellose Produktivitätszunahme eine Rolle, die im Gefolge der industriellen Revolution eintrat: Sie konnte nur zu Diskussionen über die relative Bedeutung von Maschinen und der sie bedienenden Menschen führen, und tatsächlich standen solche Argumente während des gesamten 19. Jahrhunderts im Mittelpunkt der politischen und wirtschaftswissenschaftlichen Diskussion.

Aber selbst wenn es um Fabrikarbeiter geht, gibt es auch eine düstere Geschichte. Die meisten Fabrikbesitzer der Frühzeit hatten ursprünglich nicht instinktiv die Absicht, überhaupt Männer in ihren Fabriken einzustellen, sondern Frauen und Kinder: Sie galten als besser handhabbar, und insbesondere von Frauen glaubte man, sie seien besser an eintönige, sich wiederholende Tätigkeiten gewöhnt. Die Folgen waren häufig brutal und entsetzlich. Außerdem gerieten die traditionellen männlichen Handwerker damit in eine besonders prekäre Situation: Sie wurden nicht nur durch die neuen Fabriken aus dem Geschäft gedrängt, sondern ihre Frauen und Kinder, die früher unter ihrer Anleitung gearbeitet hatten, waren jetzt die Brotverdiener. Dies war sicher während der napoleonischen Kriege ein wichtiger Aspekt der ersten Welle von Maschinenstürmerei, die unter der Bezeichnung »Luddismus« bekannt wurde. Ein Schlüsselelement zur Beschwichtigung des Aufstands war dann anscheinend ein stillschweigender gesellschaftlicher Kompromiss: Man verständigte sich darauf, dass vor allem erwachsene Männer als Fabrikarbeiter eingestellt werden sollten. Dies führte in Verbindung mit der Tatsache, dass die Arbeitsorganisation sich ungefähr ein Jahrhundert lang auf Fabrikarbeiter konzentrierte (zum Teil einfach deshalb, weil sie am einfachsten zu organisieren waren), zu der heutigen Situation: Der Begriff »Arbeiterklasse« beschwört sofort das Bild von Männern im Blaumann heraus, die am Fließband schuften, und häufig hört man von ansonsten intelligenten Intellektuellen aus der Mittelschicht die Vorstellung, mit dem Niedergang der Fabrikarbeit gebe es

beispielsweise in Großbritannien oder Amerika auch keine Arbeiterklasse mehr – als würden genial konstruierte Roboter Busse fahren, Hecken schneiden, Kabel installieren oder die Bettpfannen der Großeltern wechseln.

In Wirklichkeit gab es nie eine Zeit, in der die meisten Arbeiter in Fabriken tätig waren. Selbst in den Tagen eines Karl Marx oder Charles Dickens lebten in den Wohnvierteln der Arbeiterklasse weitaus mehr Hausmädchen, Schuhputzer, Müllmänner, Köche, Krankenschwestern, Droschkenkutscher, Lehrer, Prostituierte, Hausverwalter und Straßenhändler als Angestellte von Kohlebergwerken, Textilfabriken oder Eisengießereien. Sind alle zuerst genannten Tätigkeiten »produktiv«? In welchem Sinn und für wen? Wer »produziert« ein Souffleé? Wegen dieser Zweideutigkeiten werden solche Themen in der Regel beiseitegewischt, wenn man über Wert diskutiert; aber damit werden wir blind für die Realität, dass die meisten Tätigkeiten der Arbeiterklasse unabhängig davon, ob sie von Männern oder von Frauen ausgeführt werden, eigentlich stärker dem ähneln, was wir grundsätzlich für Frauenarbeit halten: Sie kümmern sich um Menschen, sorgen für ihre Wünsche und Bedürfnisse, erklären, beruhigen, ahnen voraus, was der Chef will oder denkt, ganz zu schweigen von der Betreuung, Überwachung und Pflege von Pflanzen, Tieren, Maschinen und anderen Gegenständen; viel weniger besteht es darin, Gegenstände zu hämmern, zu schnitzen, hochzuhieven oder zu ernten.

Diese Blindheit hat Folgen. Das möchte ich an einem Beispiel erläutern. Im Jahr 2014 gab es in London einen Streik im öffentlichen Nahverkehr, als der Bürgermeister

drohte, etwa 100 Fahrkartenschalter der U-Bahn zu schließen und durch Maschinen zu ersetzen. Daraufhin entbrannte im Internet zwischen einigen örtlichen Marxisten eine Diskussion um die Frage, ob die Arbeiter, die durch die Sparmaßnahme bedroht waren, »Bullshit-Jobs« hätten – die Logik, die einige dabei vertraten, lautete: Entweder produziert eine Tätigkeit für den Kapitalismus einen Wert – was die Kapitalisten bei diesen Jobs eindeutig nicht mehr glauben – oder sie dient einer gesellschaftlichen Funktion, die selbst dann notwendig wäre, wenn es den Kapitalismus nicht gäbe – was hier nicht der Fall sei, da der Transport in einem vollständigen Kommunismus kostenlos wäre. Dass ich in die Diskussion hineingezogen wurde, brauche ich nicht zu betonen. Um eine Antwort gebeten, verwies ich meine Gesprächspartner schließlich auf ein Flugblatt, das von den Streikenden selbst in Umlauf gebracht worden war. Es trug die Überschrift »Ratschläge für Fahrgäste in der Londoner U-Bahn der Zukunft« und enthielt unter anderem folgende Zeilen:

> Bitte vergewissern Sie sich vor der Fahrt, dass sie mit den elf Linien und 270 Stationen der Londoner U-Bahn gründlich vertraut sind … Bitte stellen Sie sicher, dass es während Ihrer Fahrt weder Verspätungen noch Unfälle, Notfälle, Zwischenfälle oder Evakuierungen gibt. Bitte seien Sie nicht behindert. Oder arm. Oder fremd in London. Bitte vermeiden Sie es, zu jung oder zu alt zu sein. Bitte werden Sie während der Fahrt nicht belästigt oder angegriffen. Bitte verlieren Sie nicht Ihre persönlichen Gegenstände oder Ihre Kinder. Bitte fragen Sie in keiner Weise nach Hilfe.

Offensichtlich war es vielen Fürsprechern der proletarischen Revolution nie eingefallen, einmal der Frage nachzugehen, was die Beschäftigten im öffentlichen Nahverkehr tatsächlich tun. Stattdessen waren sie in eine Falle gegangen, die stark dem Klischee aus der rechtsgerichteten Boulevardpresse ähnelte: Danach sind städtische Angestellte überbezahlte Müßiggänger, die auf Kosten der Öffentlichkeit herumlungern.

In Wirklichkeit tun die Mitarbeitenden der U-Bahn viel eher etwas, das an die »Betreuungsarbeit« denken lässt, wie sie von Feministinnen genannt wurde. Sie hat mit der Arbeit einer Krankenschwester mehr gemeinsam als mit der eines Maurers. Aber auf die gleiche Weise, wie die unbezahlte Fürsorgearbeit der Frauen aus unseren Berechnungen der »Wirtschaft« verschwindet, lässt man auch die Fürsorgeaspekte anderer Tätigkeiten in der Arbeiterklasse verschwinden.

Man kann vielleicht die Ansicht vertreten, dass die Traditionen der Betreuungsarbeit in der britischen Arbeiterklasse durchaus in der Volkskultur eine gewisse Bekanntheit erlangt haben, denn diese Volkskultur ist selbst im Wesentlichen ein Produkt der Arbeiterklasse mit all ihren charakteristischen Gesten, Gewohnheiten und Betonungen, mit denen die Menschen sich gegenseitig zujubeln und die sich in der britischen Musik, Comedy und Kinderliteratur widerspiegeln. Aber als wertschöpfende Arbeit ist sie selbst nicht anerkannt.

Unter »Betreuungsarbeit« stellt man sich im Allgemeinen Arbeit vor, die auf andere Menschen gerichtet ist; mit ihr verbindet sich immer eine gewisse Anstrengung der

Interpretation, der Empathie und des Verständnisses. Bis zu einem gewissen Grad könnte man die Ansicht vertreten, dies sei eigentlich keine richtige Arbeit, sondern einfach das Leben, oder ein richtig geführtes Leben – Menschen sind von Natur aus empathische Wesen, und um überhaupt miteinander kommunizieren zu können, müssen wir uns ständig in andere hineinversetzen und zu verstehen versuchen, was andere denken und fühlen; das bedeutet in der Regel, dass man sie wenigstens ein wenig betreut – aber zur Arbeit wird es, wenn die Empathie und die imaginäre Identifikation ausschließlich von einer Seite kommen. An der Betreuungsarbeit als Handelsware ist nicht entscheidend, dass manche Menschen sich um andere kümmern, sondern dass andere es nicht tun; dass diejenigen, die für die »Dienste« bezahlen (interessanterweise hat sich hier der alte feudale Begriff erhalten), nicht die Notwendigkeit empfinden, selbst die Mühe der Deutungsarbeit auf sich zu nehmen. Das gilt sogar für einen Maurer, wenn dieser für jemand anderes arbeitet. Untergebene müssen ständig darauf achten, was der Chef denkt; der Chef braucht sich um sie nicht zu kümmern. Das wiederum ist nach meiner Überzeugung einer der Gründe, warum sich in psychologischen Studien regelmäßig herausstellt, dass Menschen mit einer Herkunft aus der Arbeiterklasse die Gefühle anderer genauer lesen können und sowohl empathischer als auch fürsorglicher sind als solche aus der Mittelschicht, von denen mit einem wohlhabenden Hintergrund ganz zu schweigen.[48] Die Fähigkeit, die Gefühle anderer zu lesen, ist bis zu einem gewissen Grade nur eine Auswirkung dessen, woraus die

Tätigkeit der Arbeiterklasse in Wirklichkeit besteht: Reiche Menschen müssen die Deutungsarbeit nicht annähernd so gut lernen, denn sie können andere dafür bezahlen, dass sie dies für sie leisten. Diese Angestellten jedoch, die es gewohnt sind, andere Standpunkte zu verstehen, kümmern sich in der Regel auch um sie.[49]

Wie viele feministische Wirtschaftswissenschaftlerinnen deutlich gemacht haben, kann man nach diesem Prinzip alle Arbeit als Betreuungsarbeit bezeichnen, denn – um ein Beispiel vom Anfang des Kapitels aufzugreifen – selbst wenn man eine Brücke baut, tut man es letztlich, weil man sich um die Menschen kümmert, die den Fluss überqueren wollen. Wie die dort zitierten Beispiele deutlich machen, denken Menschen wirklich in solchen Begriffen, wenn sie über den »gesellschaftlichen Wert« ihrer Tätigkeit reflektieren.[50]

Wenn man Arbeit vorwiegend für wertvoll hält, weil sie »produktiv« ist – wobei der Fabrikarbeiter das Musterbeispiel darstellt, weil er die magische Umwandlung vollzieht, durch die Autos, Teebeutel oder pharmazeutische Produkte in Fabriken durch die gleiche schmerzhafte, aber letztlich rätselhafte »Mühe« produziert werden, mit der Frauen nach allgemeinem Verständnis auch Babys produzieren –, kann man dies alles verschwinden lassen. Außerdem wird es auf diese Weise für den Fabrikbesitzer zu einer ganz einfachen Behauptung, Arbeiter seien eigentlich nichts anderes als die Maschinen, die sie bedienen. Dies wurde sicher durch das »wissenschaftliche Management« erleichtert, wie man es irgendwann nannte; es wäre aber niemals möglich gewesen, wenn das

Musterbeispiel für den »Arbeiter« in der allgemeinen Vorstellung ein Koch, ein Gärtner oder eine Masseurin wäre.

Die meisten heutigen Wissenschaftler halten die Arbeitswerttheorie für eine Kuriosität aus der prägenden Anfangszeit ihres Fachgebiets; und wenn man vorwiegend daran interessiert ist, die Gesetzmäßigkeiten der Preisbildung zu verstehen, gibt es wahrscheinlich tatsächlich bessere Hilfsmittel. Aber für die Arbeiterbewegung – und insbesondere für Revolutionäre wie Karl Marx – war das eigentlich nie der springende Punkt. Die Kernfrage ist philosophischer Natur. Es geht um die Erkenntnis, dass die Welt, die wir bewohnen, von uns als Gesellschaft kollektiv gemacht wurde und dass wir sie demnach auch anders hätten machen können. Das gilt für nahezu jedes physische Objekt, das zu einem bestimmten Zeitpunkt in unserer Reichweite ist. Jeder Gegenstand wurde angebaut oder hergestellt, und zwar auf der Grundlage dessen, was wir nach der Vorstellung von irgendjemandem sind und was wir nach dessen Vermutung wollen oder brauchen. Noch mehr gilt das für Abstraktionen wie »Kapitalismus«, »Gesellschaft« oder »der Staat«. Sie existieren nur, weil wir sie jeden Tag produzieren. John Holloway, vielleicht der größte Poet unter den heutigen Marxisten, nahm sich einmal vor, ein Buch mit dem Titel *Stop Making Capitalism* zu schreiben. [51] Schließlich, so stellt er fest, verhalten wir uns zwar alle so, als wäre der Kapitalismus eine Art Riese, der uns überragt, in Wirklichkeit ist er aber nur etwas, das wir erzeugen. Jeden Morgen wachen wir auf und schaffen den

Kapitalismus neu. Würden wir eines Morgens aufwachen und uns alle entscheiden, etwas anderes zu schaffen, gäbe es keinen Kapitalismus mehr. Stattdessen gäbe es etwas anderes.

Dies könnte man als die Kernfrage – vielleicht letztlich sogar als die einzige Frage – aller Gesellschaftstheorie und aller revolutionären Gedanken bezeichnen. Gemeinsam schaffen wir die Welt, in der wir wohnen. Aber wenn wir uns eine Welt auszumalen versuchen, in der wir gerne leben würden – wer würde diese Welt dann genauso beschreiben wie die, die derzeit existiert? Wir alle können uns eine bessere Welt vorstellen. Warum können wir sie nicht einfach erschaffen? Warum scheint es so unvorstellbar, einfach keinen Kapitalismus mehr zu produzieren? Oder keinen Staat mehr? Oder zumindest keine schlechten Dienstleister und keinen lästigen bürokratischen Amtsschimmel mehr?

Wenn wir Arbeit als Produktion ansehen, können wir solche Fragen stellen. Etwas Wichtigeres gibt es nicht. Allerdings ist nicht klar, ob es uns auch die Mittel zu ihrer Beantwortung verschafft. Mir kommt es so vor, als sei ein großer Teil der Arbeit streng genommen nicht produktiv, sondern Betreuung, und wenn es immer – selbst bei der scheinbar unpersönlichen Arbeit – einen Betreuungsaspekt gibt, haben wir einen naheliegenden Grund, warum es so schwierig ist, eine andere Gesellschaft mit anderen Regeln zu schaffen. Selbst wenn wir die Welt, wie sie heute aussieht, nicht mögen, bleibt die Tatsache, dass das bewusste Ziel unserer meisten Handlungen, ob produktiv oder nicht, darin besteht, anderen – oft ganz bestimmten

anderen – Gutes zu tun. Unsere Handlungen sind in Betreuungsbeziehungen gefangen. Aber die meisten Betreuungsbeziehungen verlangen, dass wir die Welt mehr oder weniger so lassen, wie wir sie vorgefunden haben. Es geht uns wie Idealisten im Teenageralter, die regelmäßig ihre Träume von der Schaffung einer besseren Welt aufgeben und sich in dem Augenblick, in dem sie heiraten und Kinder bekommen, mit den Kompromissen des Erwachsenenlebens abfinden: Auch die Betreuung anderer erfordert insbesondere auf lange Sicht die Beibehaltung einer relativ berechenbaren Welt als Grundlage, auf der die Betreuung stattfinden kann. Man kann nicht sparen, um die Collegeausbildung der eigenen Kinder sicherzustellen, wenn man nicht genau weiß, ob es in 20 Jahren überhaupt noch Colleges gibt – oder übrigens auch Geld. Das wiederum bedeutet, dass die Liebe zu anderen Menschen, Tieren oder Landschaften regelmäßig die Beibehaltung institutioneller Strukturen erfordert, die man ansonsten verabscheut.

Wie Arbeit im Laufe des 20. Jahrhunderts zunehmend vor allem als Form von Disziplin und Selbstaufopferung geschätzt wurde

Wir erfinden immer wieder Tätigkeiten aus der falschen Idee heraus, jeder müsse mit einer Art Schufterei beschäftigt sein, weil er sonst nach der malthusianisch-darwinistischen Theorie sein Existenzrecht rechtfertigen müsste.

– Richard Buckminster Fuller

Wie es auch dazu kam, in jedem Fall war die Gegenoffensive mit dem »Evangelium des Reichtums« erfolgreich. Industriekapitäne konnten die Öffentlichkeit zuerst in Amerika und später zunehmend auch anderswo davon überzeugen, dass sie und nicht ihre Angestellten die wahren Schöpfer des Wohlstands sind. Aber gerade ihr Erfolg warf ein unausweichliches Problem auf. Wie sollten die Angestellten Sinn und Zweck in ihrer Tätigkeit finden, wenn sie im Wesentlichen zu Robotern erklärt wurden? Wurde ihnen tatsächlich *gesagt*, sie seien wenig mehr als Roboter, obwohl zur gleichen Zeit von ihnen erwartet wurde, dass sie ihr ganzes Leben rund um ihre Arbeit organisierten?

Die naheliegende Antwort greift auf den alten Gedanken zurück, dass Arbeit den Charakter bildet; und genau das geschah offenbar. Man könnte es eine Wiederbelebung des Puritanismus nennen, aber wie wir bereits erfahren haben, geht der Gedanke viel weiter zurück: auf eine Verschmelzung der christlichen Lehre vom Fluch Adams mit der nordeuropäischen Vorstellung, bezahlte Arbeit nach der Disziplin eines Meisters sei der einzige Weg, ein echter Erwachsener zu werden. Diese historische Entwicklung machte es sehr einfach, Arbeiter dazu zu veranlassen, dass sie ihre Arbeit weniger oder zumindest nicht vorwiegend als Schaffung von Wohlstand oder Hilfe für andere betrachteten, sondern als Selbstverleugnung, als eine Art säkulares Büßerhemd, als Opferung von Spaß und Vergnügen, die es uns ermöglicht, zu einem Erwachsenen

zu werden, der unserer konsumorientierten Spielzeuge würdig ist.

Diese Einschätzung wurde durch zahlreiche neuere Forschungsarbeiten bestätigt. Historisch war der Beruf für die Menschen in Europa oder Amerika nicht das, was sie in den Augen der Ewigkeit kennzeichnete. Man braucht nur einen Friedhof zu besuchen; dort wird man vergeblich nach Grabsteinen suchen, auf denen die Worte »Dampfmaschinenmechaniker«, »Vizevorstandsvorsitzender«, »Parkwächter« oder »Büroangestellte« stehen. Im Tod ist das Wesen des irdischen Daseins einer Seele durch die Liebe gekennzeichnet, die sie Ehepartnern oder Kindern gegeben und von ihnen empfangen hat, oder manchmal auch durch die Militäreinheit, bei der sie in Kriegszeiten gedient hat. Das alles sind Dinge, die ein starkes emotionales Engagement erfordern und bei denen Leben gegeben und genommen wird. Solange wir leben, lautet dagegen meistens die erste Frage, wenn wir jemanden kennenlernen: »Was machen Sie beruflich?«

Das ist auch heute noch so. Diese Tatsache bleibt ein hartnäckiges Paradox, denn das »Evangelium des Reichtums« und der nachfolgende Aufstieg der Konsumwirtschaft hat das alles angeblich geändert. Wir glauben heute nicht mehr, dass wir unser Dasein durch das ausdrücken, was wir erzeugen, sondern durch unseren Konsum: was für Kleidung wir tragen, welche Musik wir hören, welche Sportmannschaften wir mögen. Insbesondere seit den 1970er Jahren wurde erwartet, dass jeder sich bestimmten Stammes-Subkulturen zugehörig

fühlte, seien es nun Science-Fiction-Freaks, Hundeliebhaber, Paintballfans, Kiffer oder Chicago-Bulls- oder Manchester-United-Anhänger, aber sicher nicht Hafenarbeiter oder Katastrophenrisikoanalysten. Tatsächlich ziehen die meisten von uns es auf irgendeiner Ebene vor, sich anders als nur über ihre berufliche Tätigkeit zu definieren.[52] Aber paradoxerweise berichten Menschen regelmäßig, die Arbeit gebe ihrem Leben letztlich einen Sinn und Arbeitslosigkeit habe verheerende psychische Auswirkungen.

Im Laufe des 20. Jahrhunderts war die Arbeit der Gegenstand unzähliger Umfragen, Studien, Untersuchungen und ethnografischer Abhandlungen. Die Arbeit über Arbeit ist eine eigenständige kleine Branche geworden. Die Schlussfolgerungen, zu denen solche Forschungsarbeiten gelangt sind – und das Folgende scheint mit geringfügigen Abweichungen sowohl für Arbeiter als auch für Angestellte auf der ganzen Welt zu gelten –, lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

1. Das Gefühl für die eigene Würde und den Selbstwert verkörpert sich für die meisten Menschen darin, dass sie mit Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienen.
2. Die meisten Menschen hassen ihren Job.

Dies können wir als »Paradoxon der modernen Arbeitswelt« bezeichnen. Das ganze Fachgebiet der Arbeitssoziologie – und erst recht die Erforschung der Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Beziehungen – befasst sich im Wesentlichen mit der Frage, wie beide Dinge gleichzeitig stimmen

können. Al Gini und Terry Sullivan, zwei Vorreiter des Fachgebiets, formulierten es 1987 so:

> In weit über 100 Studien haben Arbeitskräfte während der vergangenen 25 Jahre ihre Tätigkeit regelmäßig als körperlich anstrengend, langweilig, psychisch belastend oder persönlich demütigend und unwichtig dargestellt. Aber gleichzeitig wollen sie arbeiten, weil sie sich auf irgendeiner Ebene bewusst sind, dass Arbeit für die Bildung des menschlichen Charakters eine entscheidende und vielleicht beispiellose psychologische Rolle spielt. Arbeit ist nicht nur ein Mittel zum Lebensunterhalt, sondern auch einer der bedeutsamsten Faktoren, die zum Innenleben beitragen … Wem die Arbeit verweigert wird, dem wird weitaus mehr verweigert als nur die Dinge, die man mit Arbeit kaufen kann; es ist die Verweigerung der Möglichkeit, das eigene Ich zu definieren und zu respektieren.[53]

Nach langjährigen Forschungsarbeiten zu dem Thema gelangte Gini schließlich zu dem Schluss, dass Arbeit immer weniger als Mittel zu einem Zweck gilt – also weniger als Weg, um sich Mittel und Erfahrungen zu verschaffen, die es möglich machen, Projekte zu verfolgen (oder, wie ich es formuliert habe, Werte außerhalb der Ökonomie: Familie, Politik, Gemeinschaft, Kultur, Religion), und mehr als Selbstzweck. Gleichzeitig ist sie aber ein Selbstzweck, den die meisten Menschen schädlich, erniedrigend und bedrückend finden.

Wie lassen sich diese beiden Beobachtungen vereinbaren? Es könnte gelingen, wenn wir zu meinen

Argumenten aus Kapitel 3 zurückkehren und anerkennen, dass Menschen im Wesentlichen eine ganze Gruppe von Zwecken *sind*, das heißt, ohne ein Gefühl für einen Zweck könnte man kaum behaupten, dass wir überhaupt existieren. Darin steckt sicher eine gewisse Wahrheit. In einem gewissen Sinn sind wir alle in der Situation des Häftlings, der lieber in der Gefängniswäscherei arbeitet, als den ganzen Tag in der Zelle zu sitzen und fernzusehen. Eine Möglichkeit wird jedoch von den Soziologen im Allgemeinen übersehen: Wenn Arbeit eine Form der Selbstaufopferung oder Selbstverleugnung ist, macht gerade die Entsetzlichkeit der modernen Arbeit es möglich, sie als Selbstzweck zu betrachten. Damit sind wir wieder bei Carlyle: Arbeit *soll* schmerzhaft sein, denn das Elend der Tätigkeit ist genau das, was »den Charakter formt«.

Oder mit anderen Worten: Arbeitskräfte verschaffen sich ein Gefühl der Würde und des Selbstwerts, gerade *weil* sie ihre Tätigkeit hassen.

Das ist die Einstellung, die nach Clements Beobachtung offensichtlich um uns herum in der Luft liegt und unausgesprochen auch im Büro-Smalltalk steckt. »Der Druck, uns selbst und andere danach zu bewerten, wie hart wir an einer Tätigkeit arbeiten, die wir am liebsten nicht ausführen würden … Wenn du nicht durch bezahlte Arbeit deinen Geist und Körper zerstörst, lebst du nicht richtig.« Natürlich ist diese Einstellung bei Büroangestellten aus der Mittelschicht wie Clement weiter verbreitet als bei landwirtschaftlichen Wanderarbeitern, Parkwächtern oder Schnellrestaurantköchen. Aber selbst in einem Arbeiterumfeld kann man die Einstellung anhand ihrer

Verneinung beobachten: Auch diejenigen, die nicht das Gefühl haben, sie müssten ihrer Existenz Tag für Tag einen Wert verleihen, indem sie damit prahlen, wie überarbeitet sie sind, werden sich der Ansicht anschließen, dass diejenigen, die Arbeit völlig meiden, am besten tot umfallen sollten.

In den Vereinigten Staaten waren die Klischeevorstellungen von den faulen Armen, die es nicht besser verdient haben, lange an Rassismus gebunden: Generationen von Einwanderern lernten, was es bedeutet, ein »hart arbeitender Amerikaner« zu sein, weil man ihnen beibrachte, die angebliche Disziplinlosigkeit der Sklavennachkommen zu verabscheuen; ganz ähnlich lernten auch japanische Arbeiter, die Koreaner zu verachten, und englische Arbeiter verachteten die Iren.[54] Heutzutage ist die Mainstream-Presse in der Regel verpflichtet, stärker zu differenzieren, aber nach wie vor gibt es ein Trommelfeuer der Verunglimpfung von Armen, Arbeitslosen und insbesondere derer, die von Sozialleistungen leben, und die meisten Menschen nehmen offenbar die grundlegende Logik der heutigen Moralisten hin. Danach wird die Gesellschaft von denen bedrängt, die etwas umsonst wollen, die Armen sind vor allem deshalb arm, weil ihnen der Wille und die Disziplin für die Arbeit fehlen, und nur diejenigen, die an einer Aufgabe härter arbeiten oder gearbeitet haben, als ihnen lieb ist – am besten unter einem strengen Aufseher –, verdienen den Respekt und die Anerkennung ihrer Mitbürger. Demnach ist das in Kapitel 4 beschriebene sadomasochistische Element der Arbeit kein hässlicher, wenn auch

vorhersehbarer Nebeneffekt der von oben nach unten gerichteten Befehlsketten am Arbeitsplatz, sondern ein zentrales Element, das die Arbeit selbst wertvoll macht. Leiden ist zum Kennzeichen des Wirtschaftsbürgertums geworden und unterscheidet sich darin nicht sonderlich stark von einem festen Wohnsitz. Fehlt es, hat man kein Recht, irgendeinen anderen Anspruch zu stellen.

Damit schließt sich der Kreis, und wir sind wieder an der Stelle, von der wir ausgegangen waren; zumindest verstehen wir die Situation aber jetzt in ihrem vollständigen historischen Zusammenhang. Bullshit-Jobs vermehren sich heute größtenteils wegen der besonderen Natur des Manager-Feudalismus, der reiche Wirtschaftsordnungen – und in zunehmendem Maße alle Volkswirtschaften – beherrscht. Sie verursachen Elend, weil das Glück der Menschen immer an das Gefühl gebunden ist, in der Welt etwas bewirken zu können – ein Gefühl, das die meisten Menschen im Zusammenhang mit ihrer Arbeit in Begriffen des gesellschaftlichen Wertes ausdrücken. Gleichzeitig sind sie sich aber bewusst, dass ein Job in der Regel umso schlechter bezahlt wird, je größer der gesellschaftliche Wert ist, den er produziert. Wie Annie stehen sie vor der Wahl: Sie können nützliche, wichtige Arbeit wie die Betreuung von Kindern verrichten, aber dann wird ihnen mehr oder weniger gesagt, die Befriedigung, anderen zu helfen, sollte ihr eigentlicher Lohn sein und es sei ihre Sache, wie sie ihre Rechnungen bezahlen; oder aber sie nehmen sinnlose, entwürdigende Arbeit an, die Geist und Körper zugrunde richtet, und das ausschließlich aus dem weitverbreiteten Gefühl heraus,

man habe es nicht verdient zu leben, wenn man nicht eine Mühe auf sich nimmt, die Geist und Körper zerstört, ob es dafür nun einen Grund gibt oder nicht.

Vielleicht sollten wir das letzte Wort Carlyle überlassen. Ein Kapitel in seiner Verherrlichung der Arbeit besteht ausschließlich aus einer seltsamen Hetzrede gegen das Glück. Er antwortete damit auf die utilitaristischen Lehren von Autoren wie Jeremy Bentham, nach deren Ansicht man das Vergnügen der Menschen quantitativ genau erfassen kann, und die deshalb alle Moral auf die Berechnung dessen reduzierten, was »das größte Glück für die größte Zahl« hervorbrachte.[55] Glück, so Carlyles Einwand, sei ein unehrenhafter Begriff. »Das einzige Glück, nach dem ein tapferer Mann sich jemals die Mühe machte zu fragen, war das Glück, seine Arbeit tun zu können. Das ist schließlich das eine Unglück des Menschen: dass er nicht arbeiten kann, dass er seine Bestimmung als Mensch nicht erfüllen kann.«[56]

Bentham und die Utilitaristen, die im Leben der Menschen keinen anderen Zweck sahen als die Suche nach Vergnügen, kann man als philosophische Urahnen des modernen Konsumdenkens betrachten, das noch heute durch eine wirtschaftliche Theorie der »Nützlichkeit« gerechtfertigt wird. Aber Carlyle verneint mit seiner Sichtweise eigentlich nicht die von Bentham; oder wenn er es tut, dann nur in dem dialektischen Sinn, dass zwei scheinbare Gegensätze ständig im Konflikt stehen, wobei ihre Vertreter sich nicht bewusst sind, dass sie mit ihrem Kampf eine höhere Einigkeit erzielen, die nur mit beiden möglich ist. Der Glaube, das letzte Motiv der Menschen sei

immer das Streben nach Wohlstand, Macht, Annehmlichkeiten und Vergnügen gewesen und müsse es immer sein, wurde stets durch eine Doktrin von der Arbeit als Selbstaufopferung ergänzt, die genau deshalb wertvoll ist, weil sie den Ort von Elend, Sadismus, Leere und Verzweiflung darstellt. Carlyle formuliert es so:

»Alle Arbeit, selbst das Spinnen von Baumwolle, ist edel; Arbeit allein ist edel, das sei hier noch einmal gesagt und versichert. Und auf die gleiche Weise ist jede Würde schmerzlich. Ein Leben der Bequemlichkeit ist für die Menschen nicht gemacht … Unsere höchste Religion ist die Anbetung der Trübsal. Für des Menschen Sohn gibt es keine edle Krone, ob gut oder auch schlecht getragen, außer der Krone von Dornen!«[57]

KAPITEL 7

Welche politischen Auswirkungen haben die Bullshit-Jobs? Lässt sich an der Situation etwas ändern?

Ich glaube, dass dieser Instinkt, unsinnige Arbeit immer weiter zu erhalten, im Grunde der Angst vor dem Pöbel entspringt. Der Pöbel (so wird angenommen) bestünde aus solch niederen Tieren, dass diese gefährlich werden könnten, wenn sie nichts zu tun hätten; es sei mithin sicherer, sie zu beschäftigen, als sie auf dumme Gedanken kommen zu lassen.

– *George Orwell:* Erledigt in Paris und London[1]

Wenn jemand eine Arbeitsordnung gezielt zu dem Zweck gestaltet hätte, die Macht des Finanzkapitals aufrechtzuerhalten, ist kaum zu erkennen, wie er es hätte besser machen können. Echte, produktive Arbeitskräfte werden erbarmungslos ausgequetscht und ausgebeutet. Alle anderen gliedern sich in eine terrorisierte Schicht der allgemein verachteten Arbeitslosen und eine größere Schicht derer, die im Wesentlichen für das Nichtstun bezahlt

werden und Positionen besetzen, in denen sie sich mit den Sichtweisen und Empfindlichkeiten der herrschenden Klasse – und insbesondere ihrer finanziellen Avatare – identifizieren sollen (Manager, Verwaltungskräfte und so weiter), wobei sie gleichzeitig eine leise köchelnde Abneigung gegen jene hegen, deren Arbeit einen klaren, unbestreitbaren gesellschaftlichen Wert hat.

– aus »Über das Phänomen der Bullshit-Jobs«

Am Ende dieses Buches möchte ich mir einige Gedanken über die politischen Folgerungen aus der derzeitigen Situation der Arbeitswelt machen und einen Vorschlag für einen möglichen Ausweg formulieren. In den vorhergehenden beiden Kapiteln habe ich geschildert, welche wirtschaftlichen Kräfte die Vermehrung der Bullshit-Jobs vorantreiben – ich habe sie als Manager-Feudalismus bezeichnet –, und die Kosmologie erörtert, die umfassende Vorstellung vom Platz der Menschen im Universum, die es uns erlaubt, uns mit einem solchen System abzufinden. Je mehr es in der Wirtschaft nur noch um die Verteilung von Beute geht, desto sinnvoller werden Ineffizienz und unnötige Befehlsketten, denn diese Organisationsformen eignen sich am besten dazu, so viel Beute wie möglich aufzusaugen. Je weniger der Wert der Arbeit danach beurteilt wird, was sie produziert oder welchen Nutzen sie anderen bringt, desto mehr hält man sie vorwiegend als Form der Selbstaufopferung für wertvoll; oder anders gesagt: Alles, was Arbeit weniger

beschwerlich oder erfreulicher macht, selbst das lohnende Wissen, dass die eigene Arbeit anderen nützt, gilt als Verminderung ihres Wertes – und damit als Rechtfertigung für schlechtere Bezahlung.

Das alles ist wahrhaft pervers. In einem gewissen Sinn haben die Kritiker, nach deren Ansicht wir nur deshalb keine 15-Stunden-Arbeitswoche haben, weil uns der Konsum wichtiger sei als die Freizeit, nicht ganz unrecht. Sie haben nur den Mechanismus nicht verstanden. Wir arbeiten nicht deshalb härter, weil wir unsere ganze Zeit darauf verwenden, Playstations herzustellen oder uns gegenseitig Sushi zu servieren. Die Industrie wird zunehmend von Robotern beherrscht, und der eigentliche Dienstleistungssektor macht nach wie vor nur rund 20 Prozent der Gesamtbeschäftigung aus. Es liegt vielmehr daran, dass wir eine eigenartige sadomasochistische Dialektik entwickelt haben, durch die Schmerz am Arbeitsplatz nach unserem Gefühl die einzig denkbare Rechtfertigung für unser verstohlenes Konsumvergnügen ist, während unsere Jobs gleichzeitig einen immer größeren Teil unseres wachen Daseins auffressen, sodass wir nicht den Luxus »eines Lebens« genießen, wie Kathi Weeks es so prägnant formuliert hat; das wiederum bedeutet, dass das verstohlene Konsumvergnügen das Einzige ist, wofür wir Zeit haben. Den ganzen Tag im Café zu sitzen und über Politik zu diskutieren oder über die komplizierten polyamourösen Liebesaffären unserer Freunde zu tratschen, braucht Zeit – sogar den ganzen Tag; im örtlichen Fitnessstudio Eisen zu stemmen oder an einem Yogakurs teilzunehmen, Essen beim Lieferservice zu

bestellen, sich *Game of Thrones* anzusehen, Handcreme oder Unterhaltungselektronik einzukaufen. All das lässt sich dagegen in die selbstbeschränkten, berechenbaren Zeitfenster einbauen, die man zwischen den Arbeitsschichten – oder wenn man sich von ihnen erholt – noch übrig hat. All das sind Beispiele für »kompensierendes Konsumdenken«, wie ich es gern nenne. Genau diese Dinge kann man tun, um die Tatsache zu kompensieren, dass man eigentlich gar kein Leben oder zumindest nicht viel Leben hat.

Wie die politische Kultur unter dem Manager-Feudalismus durch ein Gleichgewicht der Ressentiments aufrechterhalten wird

Während nun damals die Scherben beschrieben wurden [mit denen die Bürger darüber abstimmten, welcher Politiker aus der Stadt vertrieben werden sollte], soll ein ganz schlichter Bauer, der nicht schreiben konnte, seinen Scherben dem Aristeides als einem ersten besten hingereicht und ihn gebeten haben, Aristeides drauf zu schreiben, und als dieser ihn verwundert fragte, ob Aristeides ihm etwas zuleide getan habe, geantwortet haben: »Nein, ich kenne den Mann gar nicht, aber ich ärgere mich, wenn ich immer von ›dem Gerechten‹ höre.« Als er das hörte, habe Aristeides kein Wort erwidert, sondern nur den

Namen auf die Scherbe geschrieben und sie ihm zurückgegeben.

– *Plutarch:* Leben des Aristeides[2]

Zweifellos übertreibe ich. In der Konsumgesellschaft erkämpfen sich die Menschen – selbst wenn sie Bullshit-Jobs ausführen – eine Art Leben; man kann allerdings fragen, inwieweit solche Formen des Lebens langfristig tragfähig sind, wenn man bedenkt, dass das Leben der Bevölkerungsschicht, die mit der größten Wahrscheinlichkeit in sinnloser Beschäftigung gefangen ist, offensichtlich auch am häufigsten durch Episoden klinischer Depressionen oder anderer Formen seelischer Störungen gekennzeichnet ist, vom Versagen bei der Fortpflanzung ganz zu schweigen. Zumindest habe ich den Verdacht, dass es so ist. Bestätigen lassen sich solche Vermutungen nur durch empirische Forschung.

Selbst wenn sich herausstellen sollte, dass das alles nicht stimmt, bleibt eine Erkenntnis unausweichlich: Solche Arbeitsordnungen begünstigen eine politische Landschaft voller Hass und Ressentiments. Diejenigen, die zu kämpfen haben und nicht arbeiten, haben etwas gegen die Beschäftigten. Die Beschäftigten werden darin bestärkt, etwas gegen Arme und Arbeitslose zu haben, und denen wiederum sagt man ständig, sie seien Diebe und Nassauer. Diejenigen, die in der Falle von Bullshit-Jobs stecken, haben etwas gegen Arbeitskräfte, die produktive oder nützliche Arbeit leisten, und diejenigen, die echte produktive oder nützliche Arbeit leisten, aber unterbezahlt, gedemütigt und nicht anerkannt werden, haben etwas

gegen diejenigen, die in ihren Augen ein Monopol auf die wenigen Tätigkeiten haben, mit denen man gut leben und gleichzeitig etwas Nützliches, Hochherziges oder Glamouröses tun kann – Menschen, die als »liberale Elite« bezeichnet werden. Einig sind sich alle in ihrer Abscheu gegenüber der politischen Klasse, die sie (zu Recht) für korrupt halten, aber die politische Klasse findet ihrerseits diese anderen Formen des Hasses äußerst bequem, denn sie lenken die Aufmerksamkeit von ihr selbst ab.

Manche derartigen Formen von Missgunst sind uns nur allzu vertraut und von jedem sofort zu erkennen; über andere wird weniger gesprochen, und sie mögen zunächst rätselhaft erscheinen. Man kann sich leicht ausmalen, wie ein Arbeitnehmer in einer französischen Teefabrik eine Abneigung gegen die Horden nutzloser mittlerer Manager hegt, die ihm aufgedrückt werden (und das schon bevor diese mittleren Manager die Entscheidung treffen, alle zu entlassen). Nicht annähernd so klar ist, warum die gleichen mittleren Manager etwas gegen die Fabrikarbeiter haben. Aber oft stehen mittlere Manager und sogar ihre Verwaltungsassistenten den Fabrikarbeitern eindeutig feindselig gegenüber, und zwar einfach deshalb, weil die Arbeiter einen legitimen Grund haben, stolz auf ihre Arbeit zu sein. Ein Schlüsselaspekt für die Rechtfertigung der Unterbezahlung solcher Arbeiter ist schlichter Neid.

Moralischer Neid ist ein theoretisch wenig bearbeitetes Phänomen. Ich glaube nicht, dass jemand schon einmal ein Buch darüber geschrieben hat. Andererseits ist er aber im zwischenmenschlichen Bereich sicher ein wichtiger Faktor. Mit »moralischem Neid« meine ich hier Gefühle von Neid

und Abneigung gegen eine andere Person, die aber nicht entstehen, weil diese Person reich oder begabt ist oder Glück gehabt hat, sondern weil ihr Verhalten einen höheren moralischen Standard aufrechterhält, als der Neider ihn besitzt. Das grundlegende Gefühl ist offenbar »Wie kann diese Person zu behaupten wagen, sie sei besser als ich (indem sie so handelt, dass ich tatsächlich anerkennen muss, dass sie besser ist)?« Ich weiß noch, wie mir eine solche Einstellung im College zum ersten Mal begegnete. Ein linksgerichteter Freund verkündete einmal, er habe von jetzt an keinen Respekt mehr vor einem bestimmten berühmten Aktivisten, weil er erfahren habe, dass dieser für seine Ex-Ehefrau und sein Kind in New York eine teure Wohnung finanzierte. »Was für ein Heuchler!«, rief er. »Er hätte dieses Geld den Armen geben können!« Auch als ich darauf hinwies, dass der fragliche Aktivist bereits nahezu sein ganzes Geld den Armen gegeben hatte, ließ er sich nicht umstimmen. Als ich deutlich machte, dass der Kritiker, der selbst auch nicht gerade arm war, anscheinend nichts für wohltätige Zwecke spendete, war er beleidigt. Ich weiß nicht mehr genau, ob er überhaupt noch einmal mit mir sprach. Die gleiche Einstellung ist mir seitdem immer wieder begegnet. In einer Gemeinschaft von Gutmenschen gilt jeder, der die gemeinsamen Werte allzu mustergültig verkörpert, als Bedrohung; demonstrativ gutes Verhalten (das neue Schlagwort heißt »Tugendsignal«) wird oft als moralische Herausforderung wahrgenommen; dabei spielt es keine Rolle, ob die betreffende Person in Wirklichkeit bescheiden und zurückhaltend ist – dies kann die Sache sogar noch

schlimmer machen, denn Bescheidenheit gilt oft ihrerseits wiederum als moralische Herausforderung für diejenigen, die insgeheim das Gefühl haben, nicht bescheiden genug zu sein.

Derartiger moralischer Neid kommt in Aktivistengruppen und religiösen Gemeinschaften häufig vor; ich möchte hier die Vermutung äußern, dass er in subtilerer Form auch in der Politik rund um das Arbeitsleben vorhanden ist. Genau wie die Wut über Einwanderer häufig mit dem Vorwurf verbunden ist, die Neuankömmlinge würden zu viel und zu wenig arbeiten, so konzentriert sich auch die Abneigung gegen die Armen gleichzeitig auf diejenigen, die nicht arbeiten, weil man glaubt, sie seien faul, und auf jene, die arbeiten, dabei aber zumindest keine Bullshit-Jobs haben (es sei denn, sie wären mit Gewalt zu einer Art gemeinnütziger Arbeit verdonnert worden). Warum ist es beispielsweise den Konservativen in den Vereinigten Staaten so gut gelungen, in weiten Kreisen die Feindseligkeit gegen gewerkschaftlich organisierte Arbeitskräfte in Krankenhäusern oder Autofabriken anzuheizen? Während der Rettung der Finanzindustrie im Jahr 2008 gab es zwar einen Aufschrei der Öffentlichkeit gegen die Millionenboni der Banker, aber Sanktionen folgten nicht; die nachfolgende Rettung der Autoindustrie dagegen war durchaus mit Sanktionen verbunden: Sie betrafen die Arbeiter an den Fließbändern. Diese wurden weithin verunglimpft – sie seien verhätschelt, weil sie Gewerkschaftsvertreter hatten, die ihnen großzügige Gesundheits- und Pensionsleistungen, Urlaub und einen Stundenlohn von 28 Dollar ermöglichten – und zu

umfangreichen Zugeständnissen gezwungen. Von den Beschäftigten in den Finanzabteilungen derselben Unternehmen, jenen Abteilungen, die eigentlich für die Probleme verantwortlich waren, soweit ihre Angestellten nicht nur herumsaßen und überhaupt nichts taten, wurden keine derartigen Opfer erwartet. Eine Lokalzeitung berichtete:

> Auf die Bankenrettung folgte im Februar die Rettung der Autokonzerne. Hier ging man davon aus, dass Tausende von Stellen gestrichen werden mussten, damit die Unternehmen wieder Gewinne machen konnten. Neid auf die Arbeitsplatzsicherheit und die Gesundheitsleistungen der Autoarbeiter hatte es schon lange gegeben; jetzt wurden sie zum Sündenbock. Als die einst so stolzen Fabrikstädte in Michigan den Betrieb mehr oder weniger einstellten, behaupteten rechtsgerichtete Rundfunkkommentatoren, die Arbeiter – die in der Geschichte mit ihren Arbeitskämpfen entscheidend dazu beigetragen hätten, die Sieben-Tage-Arbeitswoche und den 44-Stunden Tag für alle durchzusetzen – würden nur ihren gerechten Nachschlag bekommen.[3]

Dass die Beschäftigten der amerikanischen Autoindustrie im Vergleich zu anderen Arbeitern relativ großzügige Sozialleistungen bezogen, lag zuallererst daran, dass sie so entscheidend zur Schaffung von Dingen beigetragen hatten, die ihre Mitbürger wirklich brauchten, und weil sie darüber hinaus als kulturell bedeutsam anerkannt waren – der Beruf war tatsächlich von zentraler Bedeutung für ihr Gefühl, Amerikaner zu sein.[4] Man kann sich schwer des

Eindrucks erwehren, dass genau dies der Grund war, warum andere ihnen feindselig gegenüberstanden. »Sie bauen Autos! Sollte ihnen das nicht reichen? Ich muss den ganzen Tag herumsitzen und blöde Formulare ausfüllen, und das reiben diese Idioten uns unter die Nase, indem sie mit Streik drohen, um eine Zahnarztversicherung zu bekommen, und dann auch noch zwei Wochen Urlaub, um ihren Kindern den Grand Canyon oder das Kolosseum zeigen zu können?«

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem ansonsten unerklärlichen Trommelfeuer der Animositäten, das sich in den Vereinigten Staaten gegen die Lehrer an Grund- und weiterführenden Schulen richtet. Lehrer sind natürlich das Musterbeispiel für Menschen, die sich einen gesellschaftlich wichtigen, hochherzigen Beruf in dem vollen Wissen gewählt haben, dass er mit geringer Bezahlung und anstrengenden Arbeitsbedingungen verbunden ist. Lehrer wird man, weil man eine positive Wirkung auf das Leben anderer Menschen erzielen will. (Oder, wie es eine Werbeanzeige in einer New Yorker U-Bahn formulierte: »Nie hat jemand 20 Jahre später angerufen, um sich dafür zu bedanken, dass er so ein guter Versicherungssachbearbeiter geworden ist.«) Aber gerade das macht sie offenbar zum Freiwild für all jene, die sie als verwöhnte, anspruchsvolle, überbezahlte Fürsprecher eines säkular-humanistischen Antiamerikanismus verunglimpfen. Zugegeben, man kann verstehen, warum republikanische Aktivisten sich die Lehrergewerkschaften als Ziel aussuchen. Lehrergewerkschaften sind eine zentrale Säule der Unterstützung für die Demokratische

Partei. Aber zu den Lehrergewerkschaften gehören sowohl Lehrer als auch Beschäftigte der Schulverwaltung, und Letztere sind eigentlich verantwortlich für einen Großteil der Maßnahmen, gegen die viele republikanische Aktivisten Einwände erheben. Warum also konzentriert man sich nicht auf sie? Zu belegen, dass Schulverwalter überbezahlte Parasiten sind, wäre viel einfacher als zu behaupten, Lehrer seien verhärtet und verwöhnt. Eli Horowitz stellt fest:

> Bemerkenswert ist dabei, dass Republikaner und andere Konservative sich tatsächlich über die Schulverwaltungskräfte beschwert haben – aber dann haben sie damit aufgehört. Was der Grund auch sein mag, diese Stimmen (es waren von vornherein nur wenige, und sie waren leise) verliefen fast augenblicklich im Sande, nachdem die Diskussion begonnen hatte. Am Ende erwiesen sich *die Lehrer selbst* als lohnendere politische Zielscheibe, obwohl sie die wertvollere Arbeit leisten.[5]

Auch das, so glaube ich, kann man nur auf moralischen Neid zurückführen. Lehrer gelten als Menschen, die sich demonstrativ als aufopfernd und der Allgemeinheit verpflichtet darstellen, als wollten sie 20 Jahre später den Anruf bekommen, in dem gesagt wird »vielen Dank, danke für alles, was Sie für mich getan haben«. Dass solche Menschen Gewerkschaften gründen, mit Streik drohen und bessere Arbeitsbedingungen verlangen, gilt fast als heuchlerisch.

Von der Regel, dass jeder, der eine nützliche oder hochherzige Tätigkeit verrichtet und gleichzeitig Bezahlung und Sozialleistungen in angenehmer Höhe erwartet, eine legitime Zielscheibe der Ablehnung ist, gibt es eine wichtige Ausnahme. Die Regel gilt nicht für Soldaten oder alle anderen, die unmittelbar für das Militär arbeiten. Ganz im Gegenteil. Soldaten darf man nie etwas verübeln. Sie sind über jede Kritik erhaben.

Ich habe schon früher über diese seltsame Ausnahme geschrieben, aber es dürfte nützlich sein, die Argumentation noch einmal kurz darzulegen, denn nach meiner Auffassung ist es ohne sie unmöglich, den rechtsgerichteten Populismus wirklich zu verstehen.[6] Ich möchte noch einmal die Vereinigten Staaten als Beispiel anführen, denn dort bin ich mit den Verhältnissen am besten vertraut – man hat mir allerdings versichert, dass die gleiche Argumentation in groben Umrissen überall gilt, von Brasilien bis nach Japan. Insbesondere für rechtsgerichtete Populisten sind Militärangehörige der Inbegriff des guten Kerls. Man muss »die Truppe unterstützen«; das ist eine absolut gültige Anordnung; jeder, der sie in irgendeiner Form infrage stellt, ist schlicht und einfach ein Verräter. Der Inbegriff des üblen Burschen sind dagegen die Angehörigen der Intelligenz. Die meisten Konservativen aus der Arbeiterklasse können beispielsweise mit Unternehmensmanagern nicht viel anfangen, aber sie empfinden gegen diesen Personenkreis in der Regel auch keine besonders leidenschaftliche Ablehnung. Der eigentliche Hass richtet sich vielmehr gegen die »liberale Elite« (die sich wiederum in

verschiedene Untergruppen gliedert: die »Hollywood-Elite«, die »journalistische Elite«, die »universitäre Elite«, die »Rechtsverdreher« oder die »Schulmediziner«), das heißt genau gegen die Menschen, die in den großen Städten an der Küste leben, öffentlich-rechtliches Fernsehen oder Radio konsumieren oder – noch schlimmer – die vielleicht an deren Produktion mitwirken oder dort auftreten. Mir scheint, dass hinter der Ablehnung zweierlei Wahrnehmungen stecken: erstens die Wahrnehmung, dass die Angehörigen dieser Elite gewöhnliche, arbeitende Menschen für eine Bande primitiver Höhlenmenschen halten, und zweitens die Wahrnehmung, dass die Eliten zunehmend eine geschlossene Kaste bilden, in die vorzudringen für die Kinder der Arbeiterklasse schwieriger ist als der Aufstieg in die Klasse der eigentlichen Kapitalisten.

Mir scheint aber auch, dass beide Wahrnehmungen im Wesentlichen richtig sind. Dass die erste stimmt, liegt mehr oder weniger auf der Hand, wenn die Reaktionen auf die Wahl von Donald Trump im Jahr 2016 irgendetwas zu bedeuten haben. Insbesondere über die Identitätsgruppe der weißen Arbeiterklasse wurden in den Vereinigten Staaten Aussagen gemacht, die man ansonsten sofort als voreingenommen ablehnen würde (beispielsweise dass Menschen der betreffenden Klasse gewalttätig, hässlich oder dumm sind); in diesem Fall werden sie aber in der besseren Gesellschaft kritiklos hingenommen. Und die zweite stimmt bei genauerem Hinsehen ebenfalls. Als Beispiel können wir noch einmal Hollywood betrachten. Früher, in den 1930er und 1940er Jahren, beschwor schon

der Name »Hollywood« Bilder von einem geradezu magischen gesellschaftlichen Aufstieg herauf. Hollywood war der Ort, an dem ein einfaches Mädchen vom Bauernhof in die Großstadt gehen und entdeckt werden konnte, sodass sie schließlich zum Star wurde. In unserem Zusammenhang ist es ohne Bedeutung, wie oft so etwas tatsächlich geschah (hin und wieder kam es eindeutig vor); mir geht es darum, dass Amerikaner diese Fabel nicht von vornherein für unplausibel halten. Sieht man sich heute die Liste der führenden Schauspieler eines großen Filmkonzerns an, so findet man wahrscheinlich kaum einen einzigen, der in seinem Stammbaum nicht mindestens zwei Generationen früherer Hollywoodschauspieler, Drehbuchautoren, Produzenten und Regisseure vorweisen kann. Die Filmindustrie wird mittlerweile von einer Kaste beherrscht, in der man unter sich bleibt und heiratet. Ist es da verwunderlich, dass die Bekenntnisse der Hollywood-Prominenten zu einer Politik der Gleichberechtigung in den Ohren der meisten Amerikaner aus der Arbeiterklasse ein wenig hohl klingen? Und Hollywood ist in dieser Hinsicht auch keineswegs eine Ausnahme. Wenn überhaupt, ist es ein (wenn auch vielleicht ein wenig stärker ausgeprägtes) Symbol für die Verhältnisse in allen liberalen Berufen.

Konservative Wähler, so meine Vermutung, empfinden gegen Intellektuelle in der Regel eine stärkere Abneigung als gegen reiche Menschen, denn sie können sich zwar ein Szenario vorstellen, in dem sie oder ihre Kinder reich werden, aber vermutlich können sie sich nicht ausmalen, jemals der kulturellen Elite anzugehören. Wenn man darüber nachdenkt, ist das keine unvernünftige

Einschätzung. Die Tochter eines Lastwagenfahrers aus Nebraska hat vielleicht keine große Chance, Millionärin zu werden – die soziale Durchlässigkeit ist in den Vereinigten Staaten heute die geringste aller Industriestaaten –, aber es *könnte* geschehen. Dagegen gibt es praktisch keinen Weg, auf dem dieselbe Tochter eines Tages zu einer internationalen Menschenrechtsanwältin oder zur Theaterkritikerin der *New York Times* werden kann. Selbst wenn sie die richtigen Schulen besuchen würde, wäre es für sie wahrscheinlich nicht möglich, anschließend während der erforderlichen Jahre eines unbezahlten Volontariats in New York oder San Francisco zu wohnen.[7] Auch wenn der Sohn eines Glasers bei einem gut situierten Bullshit-Job einen Fuß in die Tür bekäme, wäre er wahrscheinlich wie Eric nicht bereit oder in der Lage, daraus eine Plattform für die notwendige Netzwerkerei zu machen. Es gibt tausend unsichtbare Hürden.

Wenn wir noch einmal zu dem im vorangegangenen Kapitel erläuterten Unterschied zwischen »Wert« und »Werten« zurückkehren, können wir es so formulieren: Wenn man eine Menge Geld verdienen will, könnte es dazu einen Weg geben; hat man dagegen das Ziel, irgendeinen anderen Wert zu verwirklichen – sei es die Wahrheit (Journalismus, Wissenschaft), Schönheit (die Welt von Kunst und Publizistik), Gerechtigkeit (Aktivismus, Menschenrechte), gemeinnützige Tätigkeit und so weiter – und damit ein Einkommen zu erzielen, von dem man leben kann, gibt es einfach keinen Weg, solange man nicht über einen gewissen familiären Wohlstand, zwischenmenschliche Netzwerke oder kulturelles Kapital

verfügt. Die Angehörigen der »liberalen Elite« haben also eine wirksame Schranke vor jeder Stellung errichtet, in der man dafür bezahlt wird, dass man etwas tut, was man auch aus anderen Gründen als denen des Geldes tun würde. In der allgemeinen Wahrnehmung versuchen sie – im Wesentlichen erfolgreich –, sich selbst als neuer amerikanischer Adel zu konstituieren: Wie die Hollywood-Aristokratie haben sie ein Monopol und Erbrecht auf alle Tätigkeiten, von denen man gut leben kann und dennoch das Gefühl hat, einem höheren Zweck zu dienen – das heißt, sich adlig zu fühlen.

Viel komplizierter wird das alles in den Vereinigten Staaten natürlich durch eine Geschichte der Sklaverei und des unverbesserlichen Rassismus. Es ist vor allem die weiße Arbeiterklasse, die ihre Ressentiments auf die Intellektuellen richtet; Afroamerikaner, Migranten und deren Kinder lehnen eine antiintellektuelle Politik in der Regel ab und sehen im Bildungssystem das beste Mittel für den sozialen Aufstieg ihrer Kinder. Das erleichtert es den armen Weißen, sie als unfaire Verbündete der reichen weißen Liberalen zu betrachten.

Aber was hat das alles mit der Unterstützung für die Truppe zu tun? Angenommen, die Tochter des Lastwagenfahrers ist wild entschlossen, eine Stelle zu finden, auf der sie eine altruistische, hochherzige Tätigkeit ausführen kann – wobei sie dennoch in der Lage ist, ihre Miete zu bezahlen – und garantierten Zugang zu angemessener zahnärztlicher Versorgung hat: Welche Möglichkeiten bleiben ihr? Wenn sie religiöse Neigungen hat, gäbe es vielleicht in ihrer lokalen Kirche gewisse

Möglichkeiten. Aber solche Jobs zu ergattern, ist schwierig. Vor allem jedoch kann sie in die Armee eintreten.

Wie realistisch diese Situation ist, wurde mir zum ersten Mal vor über zehn Jahren bewusst, als ich einen Vortrag der Anthropologin Catherine Lutz hörte. Sie hatte damals in einem Forschungsprojekt die US-Militärstützpunkte auf Inseln in Übersee studiert. Dabei machte sie eine faszinierende Beobachtung: Fast alle diese Stützpunkte organisieren soziales Engagement – Soldaten reparieren Klassenzimmer in der Nähe oder bieten in benachbarten Städten und Dörfern kostenlose Zahnuntersuchungen an. Angeblich haben solche Programme den Zweck, die Beziehungen zur örtlichen Bevölkerung zu verbessern, aber in dieser Hinsicht erzielen sie selten eine Wirkung; aber auch nachdem man dies beim Militär gemerkt hatte, wurden die Programme beibehalten, weil sie ungeheure psychologische Auswirkungen auf die Soldaten hatten – viele von ihnen wurden geradezu euphorisch, wenn sie die Tätigkeit schilderten. Sie sagten zum Beispiel »deshalb bin ich in die Armee eingetreten« oder »darum geht es eigentlich beim Militärdienst – man soll nicht nur das eigene Land verteidigen, sondern auch den Menschen helfen!« Wie sich herausstellte, verlängerten Soldaten, die Aufgaben im Dienst der Öffentlichkeit übernehmen durften, zwei- bis dreimal häufiger ihre Verpflichtung. Ich weiß noch, wie ich dachte: »Moment mal, die meisten dieser Leute wollen also im Friedenskorps arbeiten?« Also sah ich nach; was ich dabei feststellte: Um beim Friedenkorps angenommen zu werden, muss man heute bereits einen

Collegeabschluss vorweisen. Das US-Militär ist ein Zufluchtsort für frustrierte Altruisten.

Man kann durchaus die Ansicht vertreten, dass der große historische Unterschied zwischen dem, was wir heute als Links und Rechts bezeichnen, vorwiegend mit der Beziehung zwischen »Wert« und »Werten« zu tun hat. Die Linke hat immer versucht, die Kluft zwischen den Bereichen des reinen Eigeninteresses und der vorwiegend hochherzigen Prinzipien zu überbrücken; der Rechten ging es darum, beide weiter auseinanderzutreiben und dann das Eigentum an beiden für sich zu reklamieren. Sie steht sowohl für Habgier als auch für Wohltätigkeit. So kam es in der Republikanischen Partei zu der ansonsten unerklärlichen Allianz zwischen Verfechtern der freien Märkte und den »Wertewählern« der christlichen Rechten. In der Praxis reduzierte sich dies gewöhnlich auf die politische Entsprechung zur Strategie des *good cop, bad cop*: Zuerst entfesselt man das Chaos der Märkte und destabilisiert damit das Leben und alle sicher geglaubten Wahrheiten gleichermaßen; anschließend bietet man sich als letzte Bastion der Autorität von Kirche und Vaterschaft gegen die Barbaren an, die man selbst losgelassen hat.

Indem die Rechte die Forderung nach »Unterstützung der Truppe« einer Verurteilung der »liberalen Elite« gegenüberstellt, denunziert sie die Linken letztlich als Heuchler. Sie sagt: »Die Radikalen aus den Universitäten der 1960er Jahre behaupteten, sie wollten eine neue Gesellschaft schaffen, in der jeder ein glücklicher Idealist sein kann, der in materiellem Wohlstand lebt, weil unter dem Kommunismus die Unterscheidung zwischen Wert und

Werten beseitigt wurde und alle für das Gemeinwohl arbeiteten – aber am Ende taten sie nichts anderes, als Jobs zu garantieren, mit denen sich jeder so fühlen konnte, als seien sie ausschließlich seinen eigenen verwöhnten Kindern vorbehalten.«

Daraus ergeben sich einige wichtige Folgerungen für das Wesen der Gesellschaft, in der wir leben. Erstens legt es eine allgemeinere Vermutung über den Kapitalismus nahe: Auch Gesellschaften, die auf Habgier basieren und sogar sagen, Menschen seien von ihrem Wesen her egoistisch und habgierig, um solche Verhaltensweisen dann positiv zu bewerten, glauben es eigentlich nicht, sondern behalten sich insgeheim das Recht vor, sich als Belohnung für das Mitspielen altruistisch zu verhalten. Selbst denjenigen, die ihren Eifer in Sachen Egoismus beweisen können, muss man das Recht zugestehen, selbstlos zu sein. So jedenfalls soll das Spiel angeblich funktionieren. Wenn man duldet und mauschelt und es schafft, genügend wirtschaftliche Werte anzuhäufen, darf man abkassieren und die Millionen in etwas Einzigartiges, Höheres, nicht Greifbares oder Schönes verwandeln – das heißt, man macht Wert zu Werten. Man stellt beispielsweise eine Sammlung von Rembrandt-Gemälden oder klassischen Rennautos zusammen. Oder man gründet eine Stiftung und widmet sich während seines restlichen Lebens wohltätigen Aufgaben. Dies bis zum Ende zu unterlassen, ist natürlich boshaft.

Damit sind wir wieder bei Abraham Lincolns Version des mittelalterlichen Lebenszyklus-Dienstes, allerdings mit dem Vorbehalt, dass die überwältigende Mehrheit von uns erst

im Ruhestand – wenn überhaupt – damit rechnen kann, so etwas wie das vollständige Erwachsenwerden zu erleben.

Soldaten sind die einzige legitime Ausnahme, denn sie »dienen« ihrem Land, und sie haben – zumindest nach meiner Vermutung – auf lange Sicht in der Regel nicht viel davon. Das wäre eine Erklärung dafür, warum rechtsgerichtete Populisten, die so vorbehaltlos ihre Unterstützung für die Truppe äußern, so seltsam gleichgültig gegenüber der Tatsache zu sein scheinen, dass ein großer Prozentsatz früherer Soldaten während ihres restlichen Lebens obdachlos, arbeitslos, verarmt, drogensüchtig oder behindert und verlassen ist. Ein armes Kind kann sich selbst sagen, es gehe wegen der Bildungs- und Karrierechancen zu den Marines; aber jeder weiß, dass das bestenfalls Luftschlösser sind. So ist das nun einmal mit Opfern, und deshalb sind sie etwas wirklich Edles.

Alle anderen bisher erwähnten Gegenstände des Unmuts kann man als demonstrative Verletzungen des Prinzips der umgekehrten Beziehung zwischen Bezahlung und gesellschaftlichem Nutzen betrachten. Gewerkschaftlich organisierte Automobilarbeiter und Lehrer erfüllen eine lebensnotwendige Funktion, und gleichzeitig haben sie die Frechheit, die Lebensweise der Mittelschicht zu fordern. Nach meiner Vermutung sind sie insbesondere die Objekte des Zorns jener, die in seelenzerstörenden Bullshit-Jobs des unteren und mittleren Niveaus gefangen sind. Angehörige der »liberalen Elite« vom Kaliber eines Bill Maher oder einer Angelina Jolie haben nach dieser Einschätzung alle Grenzen überwunden, die ihnen jemals entgegengesetzt wurden, und konnten so für sich die wenigen Jobs

vereinnahmen, die gleichzeitig Spaß machen, gut bezahlt sind und in der Welt eine Wirkung erzielen – und gleichzeitig tun sie so, als würden sie die Stimme der sozialen Gerechtigkeit repräsentieren. Sie sind insbesondere Gegenstand des Unmutes der Arbeiterklasse, deren schmerzliche, schwierige, den Körper zerstörende, aber ebenfalls gesellschaftlich nützliche Arbeit solchen Vorreitern des Liberalismus nie besonders interessant oder bedeutsam erscheint. Diese Gleichgültigkeit überschneidet sich auch mit der regelrecht neidischen Feindseligkeit von Angehörigen der »liberalen Schichten«, die in der Falle von Bullshit-Jobs höherer Ordnung stecken, einer Feindseligkeit, die sich gegen die gleiche Arbeiterklasse richtet, weil diese in der Lage ist, sich auf ehrliche Weise ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Wie die derzeitige Krise der Automatisierung mit dem größeren Problem der Bullshit-Jobs zusammenhängt

Puritanismus: die quälende Angst, dass irgendjemand irgendwo glücklich sein könnte.

– H. L. Mencken

Die Politik der wohlhabenden Länder wird zunehmend durch ein Gewirr verschiedener Ressentiments definiert. Das ist ein katastrophaler Zustand.

Nach meinem Eindruck macht das alles die alte Frage der Linken – »Wir wachen jeden Tag auf und bauen

gemeinsam eine Welt; aber wer von uns würde, auf sich selbst gestellt, jemals eine Welt wie diese bauen wollen?« – bedeutsamer als je zuvor. In vielerlei Hinsicht sind die Science-Fiction-Fantasien des frühen 20. Jahrhunderts möglich geworden. Zwar können wir nicht teleportieren und keine Kolonien auf dem Mars gründen, aber wir können leicht alles so umgestalten, dass praktisch jeder Mensch auf der Erde ein relativ einfaches, komfortables Leben führen könnte. Unter materiellen Gesichtspunkten wäre dies nicht sehr schwierig. Das Tempo der wissenschaftlichen Revolutionen und technischen Durchbrüche hat sich zwar im Vergleich zu dem halsbrecherischen Tempo, das der Welt von ungefähr 1750 bis 1950 vertraut war, beträchtlich verlangsamt, aber die Verbesserungen in der Robotertechnik setzen sich fort – was vor allem daran liegt, dass es um verbesserte Anwendung vorhandener technischer Kenntnisse geht. In Verbindung mit den Fortschritten der Materialforschung leiten sie ein Zeitalter ein, in dem ein sehr großer Anteil der ödesten, anstrengendsten mechanischen Tätigkeiten tatsächlich beseitigt werden kann. Das heißt, dass Arbeit, wie wir sie kennen, immer weniger dem ähneln wird, was wir für »produktive« Arbeit halten, und es wird mehr und mehr »Betreuungsarbeit« werden – denn Betreuung besteht vorwiegend aus den Dingen, bei denen wir am meisten dagegen hätten, wenn sie von Maschinen übernommen würden.[8]

In jüngster Zeit gab es eine Menge Schauerliteratur über die Gefahren der Mechanisierung. Meist bewegt sie sich auf den Pfaden, die Kurt Vonnegut 1952 in seinem

allerersten Roman *Das höllische System* entwickelt hatte: Nachdem die meisten Formen manueller Arbeit verschwunden sind, so die Warnung dieser Kritiker, wird die Gesellschaft sich zwangsläufig in zwei Klassen aufteilen – eine wohlhabende Elite, die Roboter besitzt und konstruiert, und eine ausgezehrte, trostlose ehemalige Arbeiterklasse, deren Angehörige ihren Tag mit Billardspielen und Trinken verbringen, weil sie nichts anderes zu tun haben. (Die Mittelschicht würde sich demnach zwischen beiden aufteilen.) Dieses Szenario ignoriert natürlich vollständig die Betreuungsaspekte echter Arbeit; außerdem setzt es voraus, dass die Eigentumsverhältnisse unveränderlich sind und dass es den Menschen – zumindest denjenigen, die nicht beispielsweise Science-Fiction-Autoren sind – so vollständig an Fantasie mangelt, dass sie selbst mit unbegrenzter Freizeit nicht in der Lage sind, sich eine interessante Beschäftigung zu suchen.[9] Die zweite und dritte Annahme (allerdings weniger die erste) wurde durch die Gegenkultur der 1960er Jahre infrage gestellt, und viele Revolutionäre jener Zeit machten sich den Slogan »Lasst die Maschinen alle Arbeit tun!« zu eigen. Das wiederum führte zu einer neuerlichen Gegenreaktion mit moralischen Belehrungen über die Arbeit als Wert an sich, wie sie uns in Kapitel 6 bereits begegnet sind – und zur gleichen Zeit wurden viele Fabrikarbeitsplätze in arme Länder exportiert, wo Arbeit so billig war, dass sie noch von Menschen ausgeführt werden konnte. Im Gefolge dieser Reaktion auf die Gegenkultur der 1960er Jahre machte sich in den 1970er und 1980er Jahren

die erste Welle des Manager-Feudalismus und die extreme Bullshitisierung der Beschäftigung bemerkbar.

Die neueste Welle der Robotertechnik hat zu den gleichen moralischen Krisen und der gleichen moralischen Panik geführt wie in den 1960er Jahren. Es gibt eigentlich nur einen Unterschied: Da jeder nennenswerte Wandel der Wirtschaftsmodelle – und ganz zu schweigen von den Eigentumsverhältnissen – heute der allgemeinen Vorstellung zufolge endgültig vom Tisch ist, geht man einfach davon aus, dass nur eine Folge möglich ist: Noch mehr Reichtum und Macht wird dem einen Prozent übertragen. Martin Ford dokumentiert beispielsweise in seinem kürzlich erschienenen Buch *Aufstieg der Roboter*, wie das Silicon Valley, das die meisten einfachen Arbeiter überflüssig gemacht hat, jetzt auch auf Gesundheitswesen, Bildung und freie Berufe abzielt. Das Ergebnis wird nach seiner Prophezeiung voraussichtlich ein »Techno-Feudalismus« sein. Arbeiter hinauszuwerfen oder verarmen zu lassen, weil sie mit Maschinen konkurrieren müssen, wird nach seiner Ansicht zutiefst problematisch werden. Insbesondere, so Ford, stellt sich die Frage, wie jemand ohne Einkommen sich die ganzen hübschen Spielzeuge und Dienstleistungen leisten soll, die von Robotern zur Verfügung gestellt werden. Das mag eine grausam vereinfachte Zusammenfassung sein, aber es unterstreicht, was nach meiner Auffassung in solchen Überlegungen fehlt: Prophezeiungen über Roboter, die Menschen ersetzen, gehen immer nur bis zu diesem Punkt und bleiben dann stehen. Futurologen können sich Roboter vorstellen, die beispielsweise Sportredakteure, Soziologen

oder Immobilienmakler ersetzen, aber ich habe noch keinen gesehen, nach dessen Ansicht die angeblichen Grundfunktionen der Kapitalisten, die vor allem darin bestehen, den optimalen Weg zur Investition von Mitteln zu finden, um damit eine Antwort auf die gegenwärtige oder potenzielle zukünftige Nachfrage der Verbraucher zu geben, von Maschinen ausgeführt werden können. Warum nicht? Man kann durchaus die Ansicht vertreten, dass die Sowjetwirtschaft vor allem deshalb so schlecht funktionierte, weil sie nie in der Lage war, die Computertechnik so weit zu entwickeln, dass derart große Datenmengen automatisch koordiniert werden konnten. Aber die Sowjetunion überlebte auch nur bis in die 1980er Jahre. Heute wäre es einfach. Dennoch wagt niemand, es vorzuschlagen. Die berühmte Studie des Ingenieurs Michael Osborne und des Wirtschaftswissenschaftlers Martin Frey aus Oxford beispielsweise, die 702 Berufe daraufhin untersuchten, ob sie von Robotern ersetzt werden könnten,[10] führt Hydrologen, Make-up-Künstlerinnen und Reiseleiter auf, erwähnt aber nirgendwo die Möglichkeit automatisierter Unternehmer, Investoren oder Finanzfachleute.

An dieser Stelle sagt mir mein eigener Instinkt, ich solle mir Anregung nicht bei Vonnegut suchen, sondern bei einem anderen Science-Fiction-Autor: Stanislaw Lem lässt seinen Weltraumreisenden Ijon Tichy den Besuch auf einem Planeten beschreiben, auf dem eine Spezies namens Indioten wohnt, wie der Autor sie recht ungehobelt nennt. Als er ankommt, machen die Indioten gerade eine klassisch marxistische Überproduktionskrise durch. Traditionell

gliederte sich die Bevölkerung in Spiriten (Priester), Erlauchte (Adlige) und Minderlinge (Arbeiter). Ein hilfsbereiter Einheimischer erklärt:

> Im Laufe der Jahrhunderte bauten die Erfinder Maschinen, die die Arbeit erleichterten, und dort, wo im Altertum hunderte Minderlinge ihre schweißüberströmten Rücken beugen mussten, bedienten Jahrhunderte später nur noch zwei oder drei eine Maschine. Unsere Gelehrten vervollkommneten die Maschinen immer mehr, und das Volk freute sich; jedoch die nahenden Ereignisse bewiesen, wie fehl am Platze diese Freude gewesen war.

Am Ende wurden die Fabriken ein wenig zu effizient, und eines Tages schuf ein Ingenieur die ersten Maschinen, die vollständig ohne Aufsicht arbeiten konnten:

> Je mehr neue Maschinen in den Fabriken auftauchten, desto mehr Minderlinge verloren ihren Arbeitsplatz, und da nun der Lohn ausblieb, waren die Massen vom Hungertode bedroht …
> »Erlaube mir eine Frage, Indiote … Was geschah mit dem Gewinn, den die Fabriken brachten?«
> »Wieso?«, entgegnete der Partner. »Der Gewinn fiel doch den rechtmäßigen Eigentümern zu, den Erlauchten. Wie gesagt, eine Katastrophe stand bevor …«
> »Aber was redest du, ehrenwerter Indiote!«, rief ich aus. »Es hätte doch genügt, die Fabriken in gemeinschaftliches Eigentum zu überführen, und die neuen Maschinen wären ein Segen für euch geworden!«

> Kaum hatte ich das gesagt, da erbebte der Indiote, ließ ängstlich blinzelnd seine zehn Augen in die Runde schweifen und wackelte mit den Ohrlöffeln, forschend, ob nicht irgendeiner meine Worte gehört habe.
> »Bei den zehn Nasen Indas, ich flehe dich an, Fremdling, mache dich nicht zum Sprecher dieser entsetzlichen Ketzereien, die einen schändlichen Anschlag auf unsere unveräußerlichen Freiheiten bedeuten! Wisse denn, unser höchstes Gesetz, genannt Prinzip der freien Initiative, besagt, dass niemand zu einer Sache genötigt, gezwungen oder auch nur veranlasst werden darf, die er nicht wünscht. Wer hätte da gewagt, den Erlauchten die Fabriken zu nehmen, wenn es ihr Wille war, sich des Eigentümerstands zu erfreuen? Das wäre die schlimmste Knebelung der Freiheit gewesen, die man sich vorstellen kann. So produzieren dann, wie gesagt, die neuen Maschinen Mengen maßlos billiger Waren und vorzüglicher Lebensmittel, aber die Minderlinge kauften überhaupt nichts, denn sie hatten kein Geld …«[11]

Aber es dauert nicht lange, da fallen die Minderlinge – von denen Tichys Gesprächspartner behauptet, es stehe ihnen völlig frei zu tun, was sie wollen, solange sie nicht die Eigentumsrechte anderer verletzen – um wie die Fliegen. Es folgen hitzige Diskussionen und eine Reihe gescheiterter, halbherziger Maßnahmen. Der »Hohe Durinal«, der die Indioten regiert, versucht, die Minderlinge auch als Verbraucher zu ersetzen; dazu werden Roboter geschaffen, die alle Produkte essen, benutzen und zum Vergnügen verwenden, die von den neuen Maschinen weitaus intensiver produziert werden, als

ein Mensch es jemals könnte, und gleichzeitig schaffen sie auch Geld, um dafür zu bezahlen. Aber das ist unbefriedigend. Schließlich wird ihnen klar, dass ein System, in dem sowohl Produktion als auch Konsum von Maschinen übernommen wird, ziemlich sinnlos ist, und sie gelangen zu dem Schluss, es sei die beste Lösung, die ganze Bevölkerung – vollkommen freiwillig – in die Fabriken zu schicken, wo sie in wunderschöne, glänzende Scheiben verwandelt und in angenehmen Mustern über die Landschaft verteilt wird.

Das alles mag ein wenig plump erscheinen,[12] aber nach meiner Überzeugung ist eine Dosis plumper Marxismus manchmal genau das, was wir brauchen. Lem hat recht. Dafür, dass man es mit einem irrationalen Wirtschaftssystem zu tun hat, kann man sich kaum ein besseres Anzeichen vorstellen als die Tatsache, dass die Aussicht, das Schuften abzuschaffen, ein *Problem* darstellt.

Bei *Star Trek* wurde das Problem mit Replikatoren gelöst, und hier in Großbritannien reden junge Radikale manchmal von einem zukünftigen »vollständig automatisierten Luxus-Kommunismus«, was im Wesentlichen das Gleiche ist. Man kann mit gutem Grund die Ansicht vertreten, dass alle zukünftigen Roboter und Replikatoren das Gemeinschaftseigentum der gesamten Menschheit sein sollten, denn sie wären die Früchte einer kollektiven mechanischen Intelligenz, die Jahrhunderte zurückreicht – ganz ähnlich wie eine Nationalkultur, die ebenfalls eine Hervorbringung aller ist und deshalb allen gehört. Automatisierte öffentliche Fabriken würden das Leben leichter machen. Aber auch sie würden den Bedarf an

Minderlingen nicht beseitigen. Lems Geschichte und andere, die ihr ähneln, gehen immer noch davon aus, dass mit »Arbeit« Fabrikarbeit oder in jedem Fall »produktive« Arbeit gemeint ist; sie übersehen, woraus die meisten Tätigkeiten der Arbeiterklasse wirklich bestehen – dazu gehört zum Beispiel die im vorangegangenen Kapitel erwähnte Tatsache, dass die Beschäftigten in den »Fahrkartenschaltern« der Londoner U-Bahn nicht dazu da sind, Tickets entgegenzunehmen, sondern verlorene Kinder zu finden und Betrunkene zu beruhigen. Roboter, die solche Funktionen wahrnehmen können, liegen nicht nur in weiter Ferne, sondern selbst wenn es sie gäbe, würden die meisten von uns nicht wollen, dass derartige Tätigkeiten so ausgeführt werden, wie ein Roboter sie in jedem Fall ausführen würde.

Je weiter also die Automatisierung fortschreitet, desto deutlicher sollte werden, dass der eigentliche Wert aus dem Betreuungselement der Arbeit erwächst. Das aber wirft ein weiteres Problem auf. Der Betreuungswert ist offensichtlich genau das Element der Arbeit, das sich *nicht* quantitativ beziffern lässt.

Die Bullshitisierung echter Tätigkeiten und die Ausweitung des Bullshit-Sektors im Allgemeinen sind nach meinem Dafürhalten eine unmittelbare Folge des Wunsches, das nicht Quantifizierbare zu quantifizieren. Um es unverblümt auszudrücken: Die Automatisierung macht manche Tätigkeiten effizienter, aber gleichzeitig macht sie viele andere Tätigkeiten *weniger* effizient. Das liegt daran, dass es eine ungeheure Menge an menschlicher Arbeitskraft erfordert, die Prozesse, Tätigkeiten und

Ergebnisse, die jede Form von Betreuungswert umgeben, in eine Form zu bringen, die Computer auch nur erkennen können. Heute kann man Roboter bauen, die ganz allein einen Haufen frisches Obst oder Gemüse in reife, unreife und verdorbene Früchte sortieren können. Das ist gut, denn Früchte zu sortieren, ist insbesondere dann, wenn man es eine oder zwei Stunden lang tun muss, langweilig. Es ist aber nicht möglich, einen Roboter zu konstruieren, der ganz allein ein Dutzend Literaturlisten von Geschichtsseminaren durchsehen kann und dann entscheidet, welches das beste Seminar ist. Das ist auch nicht so schlecht, denn solche Arbeiten sind interessant (oder zumindest stößt man schnell auf Menschen, die sie interessant finden). Roboter, die Früchte sortieren, werden unter anderem deshalb eingesetzt, weil echte Menschen dann mehr Zeit haben, darüber nachzudenken, welches Geschichtsseminar sie belegen sollen, oder ähnliche, nicht quantifizierbare Entscheidungen zu treffen wie die, wer ihr Lieblings-Funkgitarrist ist oder wie sie gern ihre Haare färben würden. Aber hier liegt der Haken: Wenn wir aus irgendeinem Grund so tun wollen, als könne ein Computer entscheiden, welches beispielsweise das beste Geschichtsseminar ist, weil wir zu dem Schluss gelangt sind, dass wir einheitliche, quantifizierbare »Qualitätsstandards« brauchen, die aus Finanzierungsgründen in der ganzen Universität angelegt werden, gibt es keinen Weg, wie ein Computer die Aufgabe allein erledigen könnte. Die Früchte kann man einfach in die Mülltonne rollen lassen. Im Fall des Geschichtsseminars jedoch erfordert es eine ungeheure Anstrengung von

Menschen, das Material in Einheiten aufzuteilen, von denen ein Computer auch nur ansatzweise weiß, was er damit anfangen soll.

Um sich auch nur einen ganz kleinen Eindruck davon zu verschaffen, wie es aussieht, wenn man so etwas versucht, kann man die folgenden Diagramme betrachten. Sie zeigen, welche unterschiedlichen Voraussetzungen erfüllt sein müssen, wenn man in Queensland, einer modernen Managerhochschule in Australien (wo alle Seminarmaterialien ein einheitliches Format haben müssen), eine Prüfung ausdrucken oder einen Lehrplan hochladen will, und vergleichen den Vorgang mit einem traditionellen Hochschulinstitut (siehe Abbildung 8.1 bis 8.4).

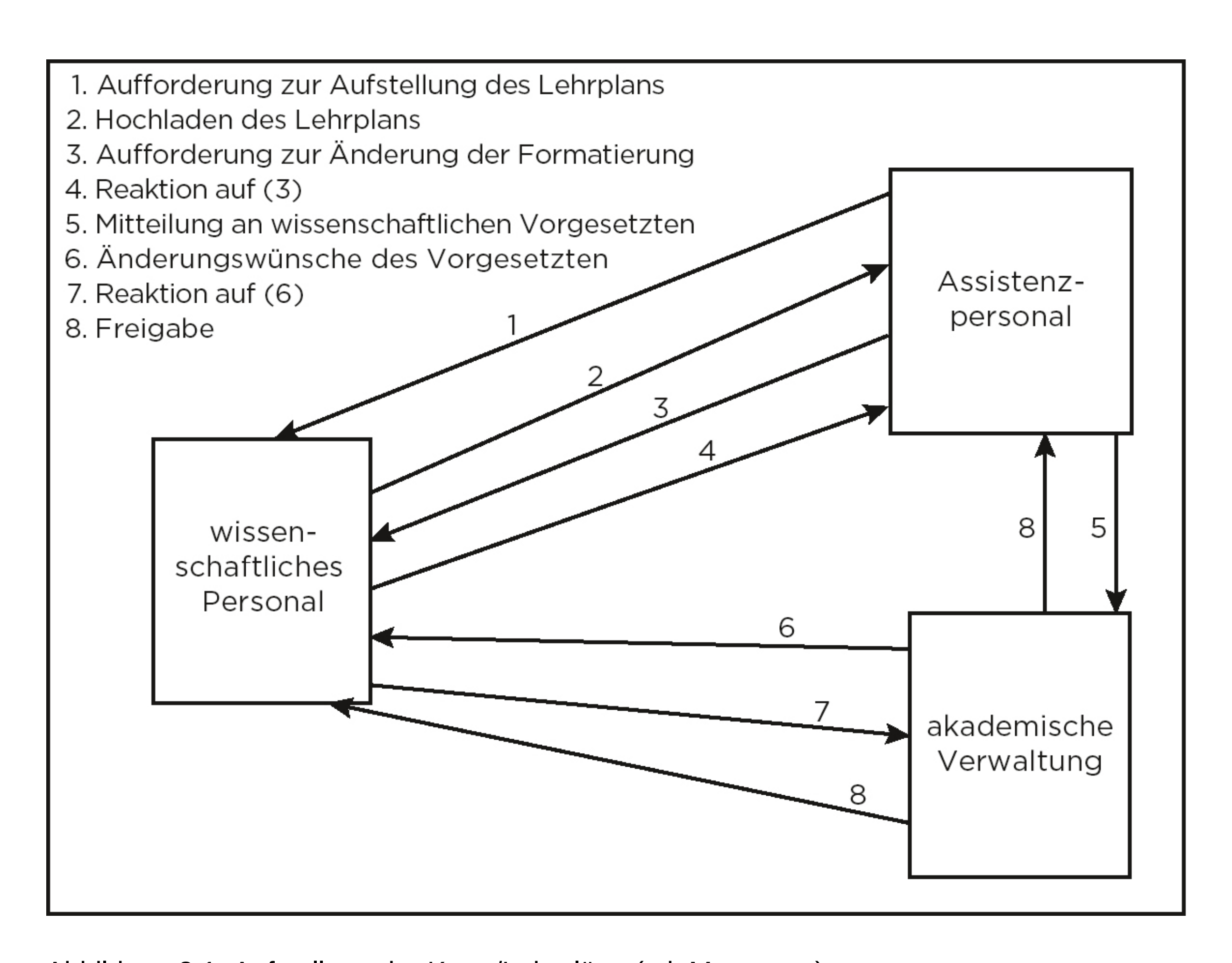


Abbildung 8.1: Aufstellung der Kurs-/Lehrpläne (mit Managern)

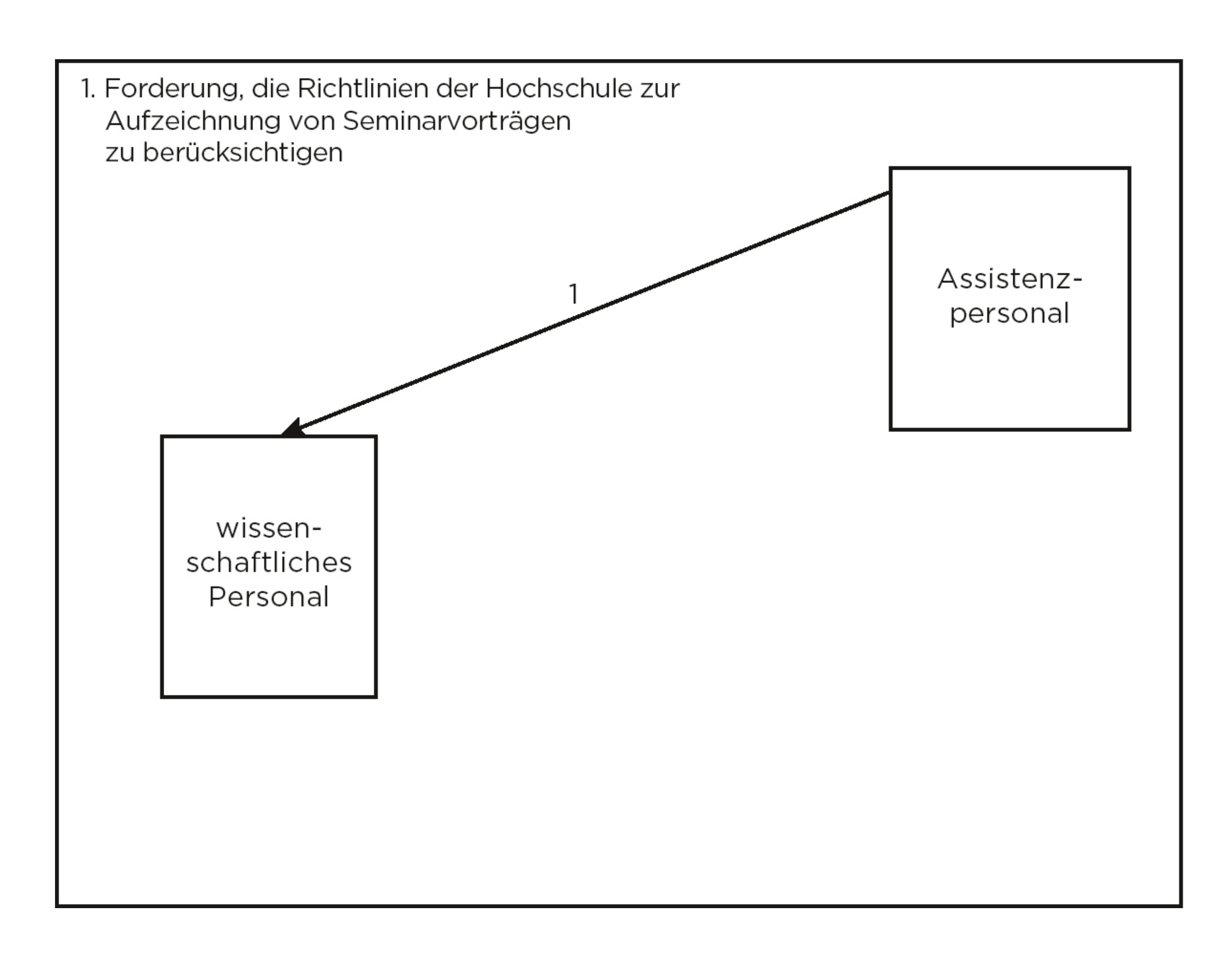


Abbildung 8.2: Aufstellung der Kurs-/Lehrpläne (ohne Manager)

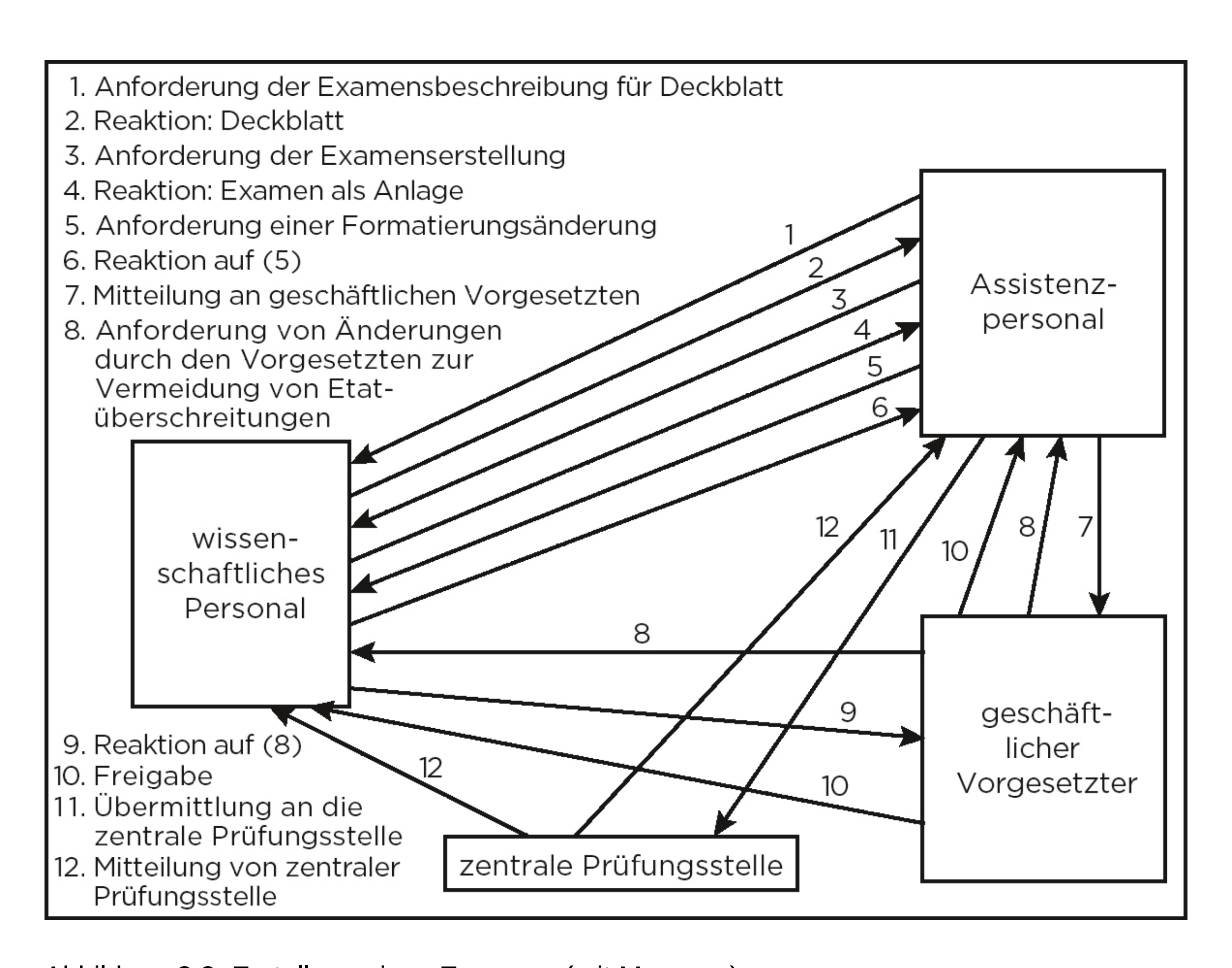


Abbildung 8.3: Erstellung eines Examens (mit Manager)

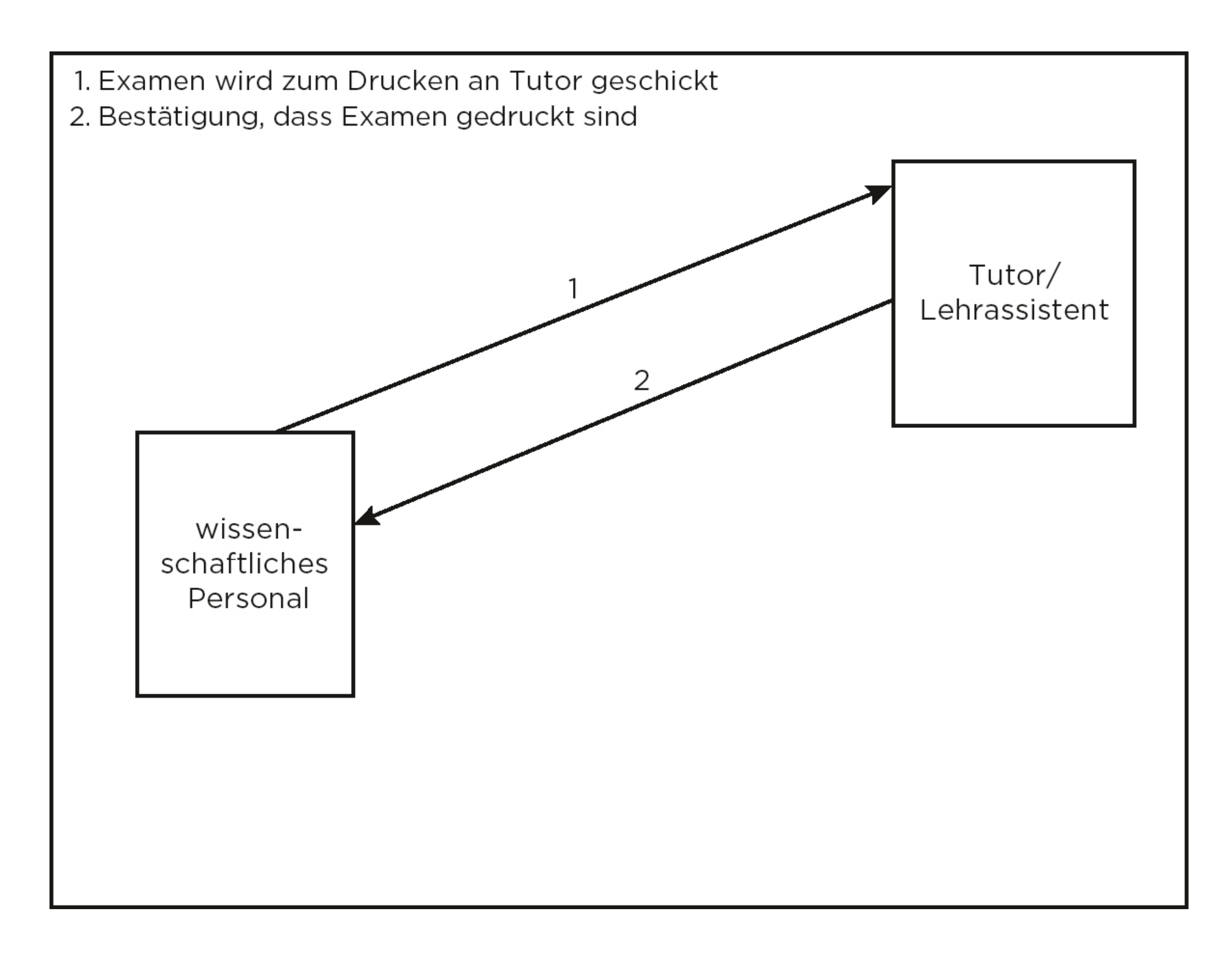


Abbildung 8.4: Erstellung eines Examens (ohne Manager)

Entscheidend ist an diesem Diagramm, dass jede zusätzliche Linie eine Tätigkeit darstellt, die nicht vom Computer, sondern von einem Menschen ausgeführt werden muss.

Die politischen Folgen der Bullshitisierung und des nachfolgenden Produktivitätsrückgangs im Betreuungssektor und seine Verbindung zur

Möglichkeit eines Aufstands der betreuenden Klassen

Spätestens seit der Weltwirtschaftskrise hören wir Warnungen, die Automatisierung werde jetzt oder in naher Zukunft Millionen Menschen arbeitslos machen – Keynes prägte zu jener Zeit den Begriff »technologische Arbeitslosigkeit«, und vielfach nahm man an, die Massenarbeitslosigkeit der 1930er Jahre sei nur ein Vorbote der Dinge, die noch kommen würden. Deshalb mag es so aussehen, als seien solche Behauptungen immer ein wenig Panikmache gewesen, aber in dem vorliegenden Buch äußere ich die Vermutung, dass das Gegenteil der Fall war. Sie waren vollkommen richtig. Die Automatisierung hat tatsächlich zu Massenarbeitslosigkeit geführt. Wir haben die Lücke schlicht und einfach dadurch gestopft, dass wir künstlich ausgedachte Pseudotätigkeiten hinzugenommen haben. Eine Kombination aus politischem Druck von links und rechts, ein tief verwurzelter, allgemeiner Eindruck, nur bezahlte Beschäftigung mache einen vollständigen, moralischen Menschen aus, und schließlich die Angst der Oberschicht, die George Orwell bereits 1933 auffiel, dass die arbeitenden Massen sich erheben könnten, wenn ihnen zu viel Freizeit zur Verfügung steht – all das sorgte dafür, dass sich die offiziellen Arbeitslosenzahlen in wohlhabenden Ländern unabhängig von der dahinter stehenden Realität nie allzu weit von dem Bereich zwischen drei und acht Prozent entfernen sollten. Wenn man aber die Bullshit-Jobs und die echten Tätigkeiten, die nur zu ihrer Unterstützung

existieren, aus dem Bild herausnimmt, kann man sagen: Die Katastrophe, die in den 1930er Jahren prophezeit wurde, ist tatsächlich eingetreten. Bis zu 50 oder 60 Prozent der Bevölkerung wurden tatsächlich aus der Arbeit verdrängt.

Nur gibt es natürlich absolut keinen Grund, warum das eine Katastrophe sein müsste. Im Laufe der vergangenen Jahrtausende gab es viele Tausend Menschengruppen, die man als »Gesellschaften« bezeichnen könnte, und die überwältigende Mehrheit von ihnen fand Wege, um Aufgaben, die erfüllt werden mussten, so zu verteilen, dass die Menschen in der gewohnten Weise am Leben bleiben konnten. Das geschah so, dass jeder in irgendeiner Form einen Beitrag leistete, und anders als die Menschen es heute tun, musste niemand während der Mehrzahl der wachen Stunden Tätigkeiten ausführen, die er lieber nicht getan hätte.[13] Und das ist noch nicht alles: Angesichts des »Problems« übermäßiger Freizeit fanden die Menschen in solchen Gesellschaften offensichtlich ohne Schwierigkeiten Wege, um sich zu unterhalten oder sich die Zeit auf andere Weise zu vertreiben.[14] Aus der Sicht irgendeines Menschen, der in eine solche frühere Gesellschaft hineingeboren wurde, würden wir vermutlich ebenso irrational wirken wie die Indioten auf Ijon Tichy.

Dass die derzeitige Verteilung der Arbeit so und nicht anders aussieht, hat also nichts mit Wirtschaft und noch nicht einmal mit dem Wesen des Menschen zu tun. Sie ist letztlich politischer Natur. Es gab keinen Grund, warum wir uns darum bemühen müssten, den Wert von Betreuungsarbeit quantitativ zu erfassen. Ebenso gibt es

keinen echten Grund, dies weiterhin zu tun. Wir könnten damit aufhören. Aber bevor wir uns auf einen Feldzug begeben, um die Arbeit und ihre Wertschätzung wiederherzustellen, täten wir nach meiner Auffassung gut daran, noch einmal genau die beteiligten politischen Kräfte zu betrachten.

Um uns klarzumachen, was eigentlich abläuft, können wir noch einmal auf den Gegensatz zwischen »Wert« und »Werten« zurückkommen. Aus diesem Blickwinkel sehen wir natürlich einen Versuch, das eine zwangsweise der Logik des anderen zu unterwerfen.

Vor der industriellen Revolution arbeiteten die meisten Menschen zu Hause. Erst ungefähr seit 1750 oder auch 1800 ist es überhaupt sinnvoll, von der Gesellschaft so zu sprechen, wie wir es heute in der Regel tun – als bestünde sie aus einer Ansammlung von Fabriken und Büros (Arbeitsplätzen) auf der einen Seite und einer Ansammlung von Wohnungen, Schulen, Kirchen, Vergnügungsparks und Ähnlichem auf der anderen, wobei vermutlich mitten zwischen alledem ein riesiges Einkaufszentrum steht. Wenn Arbeit der Bereich der »Produktion« ist, dann ist die Wohnung der Bereich des »Konsums«, zu dem natürlich auch der Bereich der »Werte« gehört (was bedeutet, dass Menschen, die in diesem Bereich Tätigkeiten ausüben, es im Wesentlichen umsonst tun). Man könnte das Ganze aber auch umdrehen und die Gesellschaft aus dem entgegengesetzten Blickwinkel betrachten. Aus Sicht des Geschäfts sind Wohnungen und Schulen nur die Orte, an denen wir fähige Arbeitskräfte produzieren, großziehen und ausbilden, aber aus Sicht der Menschen ist das ebenso

verrückt, als würde man eine Million Roboter bauen, die die Lebensmittel verbrauchen, die zu essen sich die Menschen nicht mehr leisten können, oder als würde man afrikanische Länder warnen (wie die Weltbank es bekanntermaßen gelegentlich getan hat), sie müssten mehr tun, um HIV unter Kontrolle zu halten, weil es negative Auswirkungen auf die Wirtschaft habe, wenn alle tot seien. Oder, wie Karl Marx einmal betonte: Vor der industriellen Revolution wäre niemand auf die Idee gekommen, ein Buch zu schreiben und darin zu fragen, welche Bedingungen insgesamt den größten Wohlstand schaffen würden. Dagegen gab es viele Bücher über die Frage, welche Bedingungen die besten Menschen schaffen würden – das heißt, wie man die Gesellschaft am besten einrichtet, damit die Menschen entstehen, die man als Freunde, Geliebte, Nachbarn, Verwandte oder Mitbürger gern um sich hätte. Solche Fragen beschäftigten Aristoteles, Konfuzius und Ibn Khaldun, und in der letzten Analyse sind sie auch heute die Einzigen, die wirklich eine Bedeutung haben. Menschliches Leben ist ein Prozess, in dessen Verlauf wir uns als Menschen gegenseitig erschaffen; selbst die extremsten Individualisten werden durch Fürsorge und Unterstützung ihrer Mitmenschen zu Individuen; und »die Wirtschaft« ist letztlich nur der Weg, auf dem wir uns mit den erforderlichen materiellen Voraussetzungen versorgen, mit denen wir dies tun können.

Wenn das stimmt, ist die Verständigung über »Werte« – die wertvoll sind, gerade *weil* man sie nicht auf Zahlen reduzieren kann – der Weg, auf dem wir uns traditionell

über den Prozess der gegenseitigen Erschaffung und Fürsorge verständigt haben.[15]

Wenn wir das als richtig voraussetzen, ist der Bereich des Wertes mindestens seit 50 Jahren systematisch in den Bereich der Werte vorgedrungen, und es ist kaum verwunderlich, dass politische Diskussionen mittlerweile diese und keine andere Form annehmen. In vielen amerikanischen Großstädten beispielsweise gehören Universitäten und Krankenhäuser heute zu den größten Arbeitgebern. Die Wirtschaft solcher Städte dreht sich also um einen riesigen Apparat der Produktion und Instandhaltung von Menschen, der in gut cartesianischer Weise aufgeteilt ist: auf der einen Seite Bildungsinstitutionen, die den Geist formen sollen, auf der anderen die medizinischen Institutionen zur Instandhaltung des Körpers. (In anderen Städten wie New York stehen Universitäten und Krankenhäuser, was die Zahl der Beschäftigten angeht, erst an zweiter oder dritter Stelle; die größten Arbeitgeber sind Banken – auf sie werde ich in Kürze zurückkommen.) Während linksgerichtete politische Parteien früher zumindest behaupteten, sie würden die Fabrikarbeiter vertreten, hat man heute alle derartigen Illusionen aufgegeben: Dominierend sind jetzt die Klassen der professionellen Manager, die Institutionen wie Schulen und Krankenhäuser leiten. Der rechtsgerichtete Populismus hat sich die Autorität dieser Institutionen systematisch als Zielscheibe ausgesucht; dies geschieht im Namen eines anderen Systems religiöser oder patriarchalischer »Werte« – so stellt man beispielsweise die Autorität der Universitäten infrage, indem man die Klima-

oder Evolutionsforschung ablehnt, und die Autorität des medizinischen Systems wird durch Feldzüge gegen Verhütung oder Abtreibung untergraben. Oder man versucht sich an unmöglichen Fantasien über eine Rückkehr ins Industriezeitalter (Trump). In Wirklichkeit ist das ein hoffnungsloses Unterfangen. Die Aussicht, dass rechte Populisten in den Vereinigten Staaten die Kontrolle über den Apparat der menschlichen Produktion von der Linken in den Großkonzernen übernehmen können, ist ebenso groß wie die, dass eine sozialistische Partei in Amerika die Macht übernimmt und die Schwerindustrie vergesellschaftet. Derzeit sieht es nach einem Patt aus. Die Hauptrichtung der Linken kontrolliert im Wesentlichen die Produktion von Menschen. Die Hauptrichtung der Rechten kontrolliert im Wesentlichen die Produktion der Dinge.

In diesem Zusammenhang spielt sich die Finanzialisierung und Bullshitisierung des Unternehmenssektors und insbesondere der Betreuung ab – was zu immer höheren gesellschaftlichen Kosten führt, obwohl diejenigen, die wirklich an vorderster Front die Betreuung leisten, gleichzeitig immer stärker unter Druck geraten. Für einen Aufstand der betreuenden Klassen scheinen alle Voraussetzungen gegeben zu sein. Warum hat er bisher nicht stattgefunden?

Nun, ein offenkundiger Grund liegt darin, dass der rechtsgerichtete Populismus und der Rassismus nach dem Motto »teile und herrsche« viele Angehörige der betreuenden Klassen in entgegengesetzte Lager gedrängt haben. Obendrein stellt sich aber das noch schwierigere Problem, dass beide Seiten in vielen Bereichen der

Diskussion angeblich zu »demselben« politischen Lager gehören. An dieser Stelle kommen die Banken ins Spiel. Die Verflechtungen von Banken, Universitäten und Krankenhäusern sind wirklich heimtückisch geworden. Das Finanzwesen dringt überall vor, von Autodarlehen bis zu Kreditkarten, bedeutsam ist aber vor allem etwas anderes: Die häufigste Ursache, warum Amerikaner bankrottgehen, sind medizinische Schulden, und die häufigste Kraft, die junge Menschen in Bullshit-Jobs treibt, ist die Notwendigkeit, Studiendarlehen zurückzuzahlen. Und doch waren es seit Clinton in den Vereinigten Staaten und Blair in Großbritannien die angeblich linken Parteien, die sich die Regeln der Finanzwelt am stärksten zu eigen gemacht haben, vom Finanzsektor die größte Unterstützung erhielten und am engsten mit Finanzlobbyisten zusammenarbeiteten, um die Gesetze zu »reformieren« und all das möglich zu machen.[16] Genau zur gleichen Zeit verstießen dieselben Parteien selbstbewusst alle noch verbliebenen Elemente ihrer alten Wählerschaft aus der Arbeiterklasse und wurden stattdessen, wie Tom Frank es so nachdrücklich zeigte, die Parteien der Profimanager-Klasse: Sie sind heute nicht nur die Parteien der Ärzte und Anwälte, sondern auch der Verwaltungskräfte und Manager, die für die Bullshitisierung der Betreuungssektoren in der Wirtschaft verantwortlich waren.[17] Wenn Krankenschwestern dagegen aufbegehrten, dass sie den größten Teil ihrer Arbeitszeit mit Papierkrieg zubrachten, mussten sie sich gegen ihre eigenen Gewerkschaftsführer wenden, die fest mit der Demokratischen Partei eines Clinton verbunden waren, und

die wichtigste Unterstützung dieser Partei kommt von den Krankenhausverwaltern, die ihnen den Papierkrieg überhaupt erst aufgebürdet hatten. Wenn Lehrer aufbegehrten, mussten sie sich gegen die Schulverwalter stellen, die in vielen Fällen durch dieselbe Gewerkschaft vertreten wurden. Protestieren sie zu laut, sagt man ihnen einfach, sie hätten keine andere Wahl, als sich mit der Bullshitisierung abzufinden, weil die einzige Alternative darin bestehe, sich den rassistischen Barbaren der populistischen Rechten zu unterwerfen.

Ich selbst bin wiederholt gegen dieses Dilemma angerannt und habe mir dabei eine blutige Nase geholt. Schon 2006, als die Yale University mich hinauswarf, weil ich Doktoranden unterstützte, die sich für die gewerkschaftliche Organisierung von Lehrern engagierten (das anthropologische Institut musste sich eine gesonderte Genehmigung besorgen, um in meinem und nur in meinem Fall die Regeln für eine Wiedereinstellung zu ändern und mich auf diese Weise loszuwerden), dachten Gewerkschaftsstrategen daran, für mich eine Kampagne auf MoveOn.org und ähnlichen linksliberalen Mailinglisten zu starten – aber dann wurden sie daran erinnert, dass die Verwalter, die an der Yale University hinter meiner Entlassung standen, vermutlich auf denselben Listen aktiv waren. Jahre später, als man Occupy Wall Street als den ersten großen Aufstand der betreuenden Klassen interpretieren konnte, musste ich zusehen, wie die gleichen »progressiven« Profimanager anfangs versuchten, die Bewegung für die Demokratische Partei zu vereinnahmen, und wie sie dann, als ihnen dies nicht gelang, untätig

danebenstanden oder sogar gemeinsame Sache mit einer friedlichen Bewegung machten, die mit militärischer Gewalt unterdrückt wurde.

Das bedingungslose Grundeinkommen als Beispiel für ein Programm zur Entkopplung von Arbeit und Bezahlung sowie zur Beendigung der in diesem Buch beschriebenen Dilemmata

In der Regel spreche ich in meinen Büchern keine politischen Empfehlungen aus. Das hat unter anderem den Grund, dass die Rezensenten nach meiner Erfahrung einem Autor, der den vorhandenen gesellschaftlichen Verhältnissen kritisch gegenübersteht, letztlich die Frage stellen: »Was schlagen Sie denn stattdessen vor?« Sie suchen im Text, bis sie etwas finden, das wie ein politischer Vorschlag aussieht, und verhalten sich dann so, als ginge es in dem ganzen Buch um nichts anderes. Wenn ich also die Vermutung äußere, eine umfassende Verringerung der Arbeitszeiten oder eine Politik des bedingungslosen Grundeinkommens könnte für die Lösung der hier beschriebenen Probleme einen wichtigen Schritt darstellen, wird das Buch wahrscheinlich so wirken, als ginge es darin nur um die Verkürzung der Arbeitszeiten und um das bedingungslose Grundeinkommen; dann wird es danach beurteilt, als würde es mit der Umsetzbarkeit einer solchen Politik stehen und fallen – oder sogar mit der Frage, wie leicht sie sich umsetzen lässt.

Das wäre eine Täuschung. Dies ist kein Buch über eine bestimmte Lösung. Es handelt vielmehr von einem Problem – und zwar einem, von dem die meisten Menschen sich nicht einmal eingestehen, dass es existiert.

Dass ich zögere, politische Vorschläge zu machen, hat aber auch einen anderen Grund: Ich stehe schon der Vorstellung von Politik misstrauisch gegenüber. Politik setzt voraus, dass es eine Elitegruppe gibt – in der Regel Regierungsbeamte –, die über etwas (»eine Politik«) entscheiden, und dann richten sie es so ein, dass ihre Entscheidung allen anderen aufgezwungen wird. Wenn wir über solche Dinge diskutieren, spielen wir uns häufig selbst einen kleinen mentalen Streich. Wir sagen beispielsweise »Was sollen wir an dem Problem X tun?«, als wären »wir« die gesamte Gesellschaft, als würden wir irgendwie mit uns selbst etwas tun, obwohl dies eine Illusion ist, solange wir nicht zu den rund drei bis fünf Prozent der Bevölkerung gehören, deren Ansichten tatsächlich Einfluss auf die Politiker haben; wir identifizieren uns mit unseren Herrschern, obwohl wir in Wirklichkeit diejenigen sind, die beherrscht werden. Genau das geschieht, wenn wir einen Politiker im Fernsehen sagen hören »Was sollen wir für die weniger Begünstigten tun?«, obwohl mindestens die Hälfte von uns mit ziemlicher Sicherheit selbst in diese Kategorie gehört. Ich selbst finde solche Spielchen besonders heimtückisch, weil ich es bevorzugen würde, wenn es überhaupt keine politische Elite gäbe. Ich persönlich bin Anarchist, das heißt, ich freue mich auf einen Tag irgendwann in der Zukunft, an dem man Regierungen, Großkonzerne und anderes ebenso als historische

Kuriositäten betrachten wird, wie wir heute die spanische Inquisition oder die Invasion der Nomaden als Kuriositäten ansehen; und für die unmittelbaren Probleme bevorzuge ich Lösungen, die nicht Regierungen oder Unternehmen mehr Macht geben, sondern den Menschen die Mittel verschaffen, ihre Angelegenheiten selbst zu regeln.

Wenn wir mit einem gesellschaftlichen Problem konfrontiert sind, besteht mein erster Impuls deshalb nicht darin, mir vorzustellen, ich hätte etwas zu sagen und könnte bestimmte Lösungen vorschreiben, sondern ich suche nach einer Bewegung, die es bereits gibt und die versucht, sich des Problems anzunehmen und eigene Lösungen zu schaffen. In dieser Hinsicht bietet das Problem der Bullshit-Jobs allerdings ungewöhnliche Schwierigkeiten. Es gibt keine Anti-Bullshit-Job-Bewegung. Das liegt unter anderem daran, dass die Menschen die Vermehrung der Bullshit-Jobs überhaupt nicht für ein Problem halten, aber selbst wenn sie es täten, wäre es schwierig, rund um dieses Problem eine Bewegung aufzubauen. Welche lokalen Initiativen könnten sich ihrer annehmen? Man könnte sich vorstellen, dass Gewerkschaften oder andere Arbeitsorganisationen an ihren eigenen Arbeitsplätzen oder sogar quer durch bestimmte Branchen Anti-Bullshit-Initiativen ins Leben rufen, aber vermutlich würden sie nicht fordern, Menschen in unnötigen Positionen zu entlassen, sondern sie würden sich für eine Ent-Bullshitisierung der echten Arbeit einsetzen. Wie eine breitere Kampagne gegen Bullshit-Jobs wirklich aussehen könnte, ist alles andere als klar. Man könnte die Arbeitswoche verkürzen und hoffen, dass die

Dinge sich dann von selbst regeln. Aber dass das geschehen würde, ist unwahrscheinlich. Selbst eine erfolgreiche Kampagne für eine 15-Stunden-Woche würde wahrscheinlich nicht bewirken, dass die unnötigen Tätigkeiten und Branchen spontan abgeschafft werden. Gleichzeitig würde sich aber eine neue staatliche Bürokratie zur Beurteilung der Nützlichkeit von Tätigkeiten selbst zwangsläufig in einen riesigen Bullshit-Generator verwandeln.

Die gleiche Wirkung hätte ein Programm der Arbeitsplatzgarantien.

Ich kann nur eine Lösung erkennen, die derzeit von gesellschaftlichen Bewegungen vertreten wird und den Umfang und die Aufdringlichkeit staatlicher Stellen nicht verstärken, sondern vermindern würde. Das ist das allgemeine bedingungslose Grundeinkommen.

Ich möchte mit einer letzten Aussage schließen. Sie stammt von einer befreundeten Aktivistin, die in ihrem Leben den politischen Zweck verfolgt, ihren eigenen Bullshit-Job und die ihrer Aktivistenfreunde unnötig zu machen. Leslie ist in Großbritannien Benefits Advisor, das heißt, sie arbeitet für eine nichtstaatliche Organisation, die sich das Ziel gesetzt hat, Bürger bei dem raffinierten, von aufeinanderfolgenden Regierungen aufgebauten Hindernislauf zu begleiten, der es Arbeitslosen oder anderen Menschen in materieller Not so schwierig wie möglich machen soll, Zugang zu dem Geld zu erhalten, auf das sie den Behauptungen der Regierung zufolge einen Anspruch haben. Sie schickte folgende Aussage:

> Meine Tätigkeit sollte eigentlich nicht notwendig sein, aber sie ist notwendig, und das liegt an der ganzen langen Kette von Bullshit-Jobs, die man erfunden hat, damit Menschen, die Geld brauchen, es nicht bekommen. Als wäre die Beantragung irgendwelcher Sozialleistungen nicht ohnehin kafkaesk, aufdringlich und erniedrigend genug, machen sie es auch noch unglaublich kompliziert. Selbst wenn jemand auf etwas ein Anrecht hat, ist das Antragsverfahren so kompliziert, dass die meisten Menschen Hilfe brauchen, um die Fragen und ihre eigenen Rechte überhaupt zu verstehen.

Leslie musste jahrelang mit dem Wahnsinn zurechtkommen, der die Folge ist, wenn man die Fürsorge für Menschen auf ein Format reduzieren will, das von Computern erkannt werden kann – ganz zu schweigen von Computern, die dazu bestimmt sind, die Fürsorge exakt zu begrenzen. Am Ende ist sie mehr oder weniger in der gleichen Lage wie Tania aus Kapitel 2, die stundenlang die Lebensläufe von Antragstellern umschreiben und ihnen beibringen musste, welche Schlagworte sie zu benutzen haben, damit »sie es durch den Computer schaffen«:

> Heute müssen in Formularen ganz bestimmte Wörter benutzt werden – ich nenne sie den Katechismus. Werden sie nicht benutzt, kann es zur Ablehnung des Anspruchs führen, aber bekannt sind sie nur Leuten wie mir, die ausgebildet wurden und Zugang zu den Handbüchern hatten. Und selbst dann muss der Antragsteller insbesondere bei Ansprüchen wegen Behinderungen am Ende oftmals einen Gerichtsprozess durchfechten, damit

> die Berechtigung anerkannt wird. Mir gibt es jedes Mal einen kleinen Kick, wenn wir gewinnen. Aber das ist kein Ausgleich für meine Verärgerung darüber, dass alle ungeheuer viel Zeit verschwenden. Zeitverschwendung ist es für den Antragsteller, für mich, für die verschiedenen Typen beim Arbeits- und Pensionsministerium, die den Antrag bearbeiten, für die Richter an den Verwaltungsgerichten, für die Experten, die zur Unterstützung beider Seiten hinzugezogen werden. Könnten wir nicht alle etwas Konstruktiveres tun, beispielsweise Solarzellen installieren oder den Garten pflegen? Ich frage mich auch oft, wer eigentlich alle diese Vorschriften gemacht hat. Wie gut wurden sie dafür bezahlt? Wie lange hat es gedauert? Wie viele Menschen waren beteiligt? Für sie ging es nach meiner Vermutung darum sicherzustellen, dass diejenigen, die keinen Anspruch haben, auch kein Geld bekommen … Und dann denke ich daran, wie Außerirdische zu Besuch kommen und über uns lachen – Menschen erfinden Vorschriften, um andere Menschen daran zu hindern, dass sie Zugang zu einem Konzept der Menschen bekommen, nämlich dem Geld, das von seinem Wesen her nicht knapp ist.

Und da Leslie ein Gutmensch ist, kann sie noch nicht einmal erwarten, dass sie selbst sich auch nur einen Mindestlebensstandard leisten kann; auch das Geld für den Betrieb ihres Büros ist daran gekoppelt, dass eine endlose Kette selbstzufriedener Aktenschieber zufriedengestellt wird.

Leslie: Zu allem Überfluss wird meine Arbeit auch noch von gemeinnützigen Stiftungen finanziert, einer weiteren langen Kette von Bullshit-Jobs von mir, die ich das Geld beantrage, bis hin zu den Vorsitzenden, die behaupten, ihre Organisationen würden die Armut bekämpfen oder »die Welt verbessern«. An meinem Ende der Kette beginnt es damit, dass ich stundenlang nach einschlägigen Fonds suche, ihre Richtlinien lese, langwierig lerne, wie man sich am besten an sie wendet, Formulare ausfülle und Anrufe tätige. Wenn ich Erfolg habe, muss ich als Nächstes jeden Monat viele Stunden damit zubringen, Statistiken zusammenzustellen und Überprüfungsformulare auszufüllen. Jede Stiftung hat ihren eigenen Katechismus und ihre eigenen Indikatoren, jede will eine eigene Liste von Belegen, dass wir die Menschen »befähigen« oder einen »Wandel« oder Innovationen schaffen, obwohl wir in Wirklichkeit nur mit Vorschriften und Sprache jonglieren, um Menschen zu helfen, die mit dem Papierkrieg allein nicht zurechtkommen, damit ihr Leben weitergehen kann.

Nach Studien, von denen Leslie mir berichtete, führt jedes Überprüfungssystem unabhängig von seiner Gestaltung dazu, dass mindestens 20 Prozent derer, die einen legitimen Anspruch auf Sozialleistungen haben, aufgeben und überhaupt keinen Antrag stellen. Das sind sicher mehr als der Anteil der »Sozialbetrüger«, die man mit den Vorschriften vielleicht aufspüren könnte – selbst wenn man diejenigen mitzählt, die sich wirklich geirrt haben, liegt dieser Anteil nur bei 1,6 Prozent. Die Zahl von 20 Prozent würde auch dann gelten, wenn man offiziell niemandem die

Sozialleistungen verweigern würde. Aber natürlich sind die Vorschriften so gestaltet, dass so viele Anspruchsberechtigte abgelehnt werden, wie es plausiblerweise möglich ist: Mit Sanktionen und einer launischen Anwendung der Vorschriften sind wir heute in Großbritannien so weit gekommen, dass 60 Prozent derer, die Anspruch auf Leistungen für Arbeitslose hätten, diese nicht erhalten. Mit anderen Worten: Alle, die Leslie nennt – das ganze Universum, angefangen bei den Bürokraten, die die Vorschriften schreiben, über das Arbeitsministerium, die Verwaltungsgerichte, Anwälte, Mitarbeitenden, die für die Finanzierungskörperschaften tätig sind und Anträge für die nichtstaatlichen Organisationen bearbeiten, die wiederum diese Anwälte beschäftigen –, sie alle sind Teil eines einzigen, riesigen Apparats, der nur existiert, um die Illusion aufrechtzuerhalten, Menschen seien von Natur aus faul und wollten eigentlich nicht arbeiten – und dass es demnach notwendig ist, den Prozess ihrer Versorgung mit den Mitteln zum weiteren Dasein so verwirrend, zeitaufwendig und erniedrigend wie möglich zu gestalten, auch wenn die Gesellschaft in der Verantwortung steht, sie nicht buchstäblich verhungern zu lassen.

Die Tätigkeit ist also im Wesentlichen eine entsetzliche Kombination aus Kästchenankreuzen und Flickschusterei: Sie schafft einen Ausgleich für die Ineffizienz eines Betreuungssystems, das absichtlich so gestaltet ist, dass es nicht funktionieren soll. Tausende von Menschen werden mit komfortablen Gehältern in klimatisierten Büros nur zu dem Zweck beschäftigt, dafür zu sorgen, dass arme Menschen sich weiterhin schlecht fühlen.

Leslie wusste das besser als jeder andere, denn sie hatte eine Zeit lang auf beiden Seiten des Schreibtisches gesessen. Als alleinerziehende Mutter war sie selbst jahrelang auf Sozialleistungen angewiesen gewesen; sie wusste genau, wie die Sache auf der Empfängerseite aussieht. Ihre Lösung? Den Apparat vollständig abschaffen. Sie schloss sich der Bewegung für ein bedingungsloses Grundeinkommen an, die sich dafür einsetzt, alle prüfungsbasierten Sozialleistungen durch einen Pauschalbetrag zu ersetzen, der allen, die im Land ihren Wohnsitz haben, gleichermaßen ausgezahlt wird.

Eine andere, die sich für das bedingungslose Grundeinkommen einsetzt, ist die Aktivistin Candi. Auch sie hatte in dem System eine nutzlose Tätigkeit, deren Einzelheiten sie nicht offenlegen will. Wie sie mir erzählte, interessierte sie sich erstmals für solche Fragen, als sie in den 1980er Jahren nach London zog und sich der International Wages for Housework Movement anschloss, einer feministischen Bewegung für die Entlohnung von Hausarbeit.

Candi: Ich habe mich bei Wages for Housework engagiert, weil ich den Eindruck hatte, dass meine Mutter es brauchte. Sie steckte in einer schlechten Ehe fest und hätte meinen Papa viel früher verlassen, wenn sie ihr eigenes Geld gehabt hätte. Das ist für jeden in einer gewalttätigen oder auch nur langweiligen Beziehung wichtig: Man muss in der Lage sein auszubrechen, ohne dass man finanziell benachteiligt ist.Ich war gerade seit einem Jahr in London. Schon früher in den Vereinigten Staaten hatte ich mich darum bemüht, mich für

irgendeine Form des Feminismus zu engagieren. In einer meiner prägenden Erinnerungen brachte meine Mutter mich in Ohio zu einer Gruppe für Bewusstseinsbildung, als ich neun Jahre alt war. Wir rissen aus dem Paulusevangelium die Seiten heraus, in denen er davon redet, wie entsetzlich Frauen sind, und warfen sie auf einen Haufen. Und da ich das jüngste Mitglied der Gruppe war, sagten sie mir, ich sollte den Haufen anzünden. Ich weiß noch, dass ich es zuerst nicht tun wollte, weil man mir beigebracht hatte, nicht mit Streichhölzern zu spielen.

David: Aber am Ende hast du ihn angezündet?

Candi: Ja. Meine Mutter hatte es mir erlaubt. Wenig später bekam sie einen Job, von dem sie leben konnte, und dann hat sie sofort meinen Papa verlassen. Das war für mich so etwas wie der praktische Beweis.

In London fühlte sich Candi zu Wages for Housework hingezogen – einer Gruppe, die damals von den meisten anderen Feministinnen als lästige oder sogar gefährliche Randgruppe angesehen wurde –, weil sie nach ihrer Einschätzung eine Alternative zu sterilen Diskussionen zwischen Liberalen und Separatisten anboten. Hier gab es wenigstens eine wirtschaftliche Analyse der praktischen Probleme, vor der Frauen standen. Zu jener Zeit wurde gelegentlich bereits von der »globalen Arbeitsmaschine« gesprochen, einem weltweiten System der bezahlten Arbeit, das dazu dienen sollte, aus immer mehr Menschen immer mehr Anstrengung herauszupressen, aber die feministischen Kritikerinnen wiesen auch darauf hin, dass dasselbe System definierte, was als »echte« Arbeit zu

gelten hatte – nämlich Tätigkeiten, die man auf »Zeit« reduzieren und damit kaufen oder verkaufen konnte. Die meisten Tätigkeiten von Frauen wurden nicht in diese Kategorie eingeordnet, obwohl die Maschine, die sie als »keine richtige Arbeit« abstempelte, ohne sie sofort zum Stillstand gekommen wäre.

Die Kampagnen von Wages for Housework waren eigentlich ein Versuch, den Bluff der Kapitalisten als solchen zu benennen und zu sagen: »Die meiste Arbeit, selbst Fabrikarbeit, wird aus verschiedenen Motiven geleistet; aber wenn ihr darauf bestehen wollt, dass Arbeit nur als marktfähige Ware einen Wert hat, dann könntet ihr in dieser Frage wenigstens konsequent sein!« Wenn Frauen auf die gleiche Weise entlohnt würden wie Männer, würde ein großer Anteil des Wohlstands auf der Welt sofort in ihre Hände übergehen; und Wohlstand ist natürlich Macht. Der folgende Auszug stammt aus einem Gespräch mit beiden Frauen:

David: Also gab es innerhalb von Wages for Housework viele Diskussionen über die politischen Folgerungen – Sie wissen schon, über die Mechanismen, durch die solche Löhne tatsächlich ausgezahlt werden sollten?

Candi: Ach nein, es war mehr eine Perspektive – ein Weg, um die unbezahlte Arbeit ans Licht zu bringen, die getan wurde, über die aber niemand reden sollte. Und diese Aufgabe erfüllte die Kampagne wirklich gut. In den 1960er Jahren sprach kaum jemand darüber, welche Arbeit Frauen bereits ohne Bezahlung leisteten, aber als Wages for Housework in den 1970er Jahren gegründet wurde, war sie plötzlich ein Thema – und heute ist es

allgemein üblich, sie in die Rechnung einzubeziehen, wenn man beispielsweise über Scheidungsvereinbarungen spricht.

David: Die Forderung als solche war also eigentlich eine Provokation?

Candi: Sie war immer viel mehr eine Provokation als ein Plan, als so etwas wie »so könnten wir es wirklich machen«. Wir redeten zwar darüber, woher das Geld kommen sollte. Anfangs ging es nur darum, Geld aus Kapital zu beziehen. Dann, gegen Ende der 1980er Jahre, erschien das Buch *Black Women and the Peace Movement* von Wilmette Brown;[18] es handelte davon, wie Krieg und Kriegswirtschaft die Frauen und insbesondere schwarze Frauen mehr betreffen als alle anderen, also verwendeten wir von nun an den Slogan »bezahlt Frauen, nicht Soldaten«. Sogar heute noch hört man »Lohn fürs Betreuen, nicht fürs Töten«.

Wir hatten also aufgezeigt, wo das Geld war. Aber um die Mechanik haben wir uns nie groß gekümmert.

David: Moment mal, »Lohn fürs Betreuen, nicht fürs Töten« – wessen Slogan ist das?

Leslie: Global Women's Strike. Das ist der moderne Nachfolger von Wages for Housework. Als wir 2013 mit der ersten europäischen Petition für ein bedingungsloses Grundeinkommen an die Öffentlichkeit traten, war das die Reaktion von Global Women's Strike: Zwei Monate später reichten sie eine Petition ein, dass stattdessen Betreuungsarbeit bezahlt werden sollte. Ich selbst hätte damit kein Problem, wenn sie zugeben würden, dass jeder in dieser oder jener Form ein Betreuer ist. Wenn

man sich nicht um einen anderen kümmert, dann kümmert man sich zumindest um sich selbst. Das erfordert Zeit und Energie, die das System den Menschen immer weniger zugesteht. Aber das zu erkennen, führt wieder zum bedingungslosen Grundeinkommen. Wenn jeder ein Betreuer ist, kann man ebenso gut jeden finanzieren und die Menschen dann selbst entscheiden lassen, wen sie zu einem bestimmten Zeitpunkt betreuen wollen.

Aus ähnlichen Gründen war auch Candi von Wages for Housework zum bedingungslosen Grundeinkommen gekommen. Zusammen mit einigen weiteren Aktivistinnen stellte sie irgendwann die Frage: Angenommen, wir wollten uns für ein praktisches Programm einsetzen – wie müsste es aussehen?

Candi: Wenn wir auf der Straße Flugblätter von Wages for Housework verteilt haben, gab es zweierlei Reaktionen. Entweder die Frauen sagten: »Toll! Wo kann ich unterschreiben?«, oder aber: »Wie könnt ihr es wagen, Geld für etwas zu verlangen, was ich aus Liebe tue?« Die zweite Reaktion war nicht vollkommen verrückt. Die Frauen hatten verständlicherweise etwas dagegen, alle Tätigkeiten so zur Ware zu machen, wie es mit einer Bezahlung für die Hausarbeit verbunden wäre.

Besonders beeindruckt war Candi von der Argumentation des französischen sozialistischen Denkers André Gorz. Als ich ihr meine eigenen Überlegungen darlegte, wonach Betreuung von ihrem Wesen her nicht quantifizierbar ist,

sagte sie mir, Gorz habe meine Argumente schon vor 40 Jahren vorweggenommen:

Candi: Gorz hat Wages for Housework mit einem interessanten Argument kritisiert: Wenn man die Bedeutung der Betreuung für die Weltwirtschaft ausschließlich unter streng finanziellen Gesichtspunkten betrachtet, läuft man Gefahr, am Ende verschiedenen Formen der Betreuung einen Wert in Dollar beizulegen und dann zu sagen, dies sei echter »Wert«. Aber in diesem Fall geht man das Risiko ein, dass ein immer größerer Anteil der Betreuung mit Geld aufgewogen, quantifiziert und damit gewissermaßen verhunzt wird, denn wenn man solche Tätigkeiten mit Geld aufwiegt, verringert sich häufig der qualitative Wert der Betreuung, insbesondere wenn sie, wie es üblich ist, als Liste einzelner Aufgaben innerhalb bestimmter zeitlicher Begrenzungen geleistet wird. Das hat er schon in den 1970er Jahren gesagt, und natürlich ist es heute genau so gekommen. Selbst im Schulunterricht und in der Pflege. [19]

Leslie: Ganz zu schweigen von dem, was ich mache.

David: Ja, ich weiß. Mein Ausdruck lautet »Bullshitisierung«.

Candi: Ja, es ist bullshitisiert, vollkommen richtig.

Leslie: Während das bedingungslose Grundeinkommen … Hat nicht Silvia [Federici] kürzlich in einem Interview darüber geschrieben oder geredet, wie die Vereinten Nationen und dann alle möglichen globalen Körperschaften eine Art Anleihe beim Feminismus gemacht haben, um einen Weg zur Lösung der

kapitalistischen Krise der 1970er Jahre zu finden? Sie haben gesagt, natürlich nehmen wir Frauen und Betreuerinnen in die Gruppe der bezahlten Arbeitskräfte auf (die meisten Frauen aus der Arbeiterklasse hatten bereits die Doppelbelastung durch Beruf und Haushalt), aber als Methode, um die Männer zu disziplinieren. Denn wenn man seitdem eine Angleichung der Gehälter beobachtet hat, dann vorwiegend deshalb, weil die Löhne von Männern der Arbeiterklasse in realen Maßstäben *gesunken* sind, aber nicht weil Frauen zwangsläufig so viel mehr bekommen haben. Sie bemühen sich immer, uns gegeneinander auszuspielen. Und darum geht es zwangsläufig auch bei allen diesen Mechanismen, mit denen man den relativen Wert verschiedener Arten von Arbeit beurteilen will.

Deshalb finde ich die Pilotstudie zum Grundeinkommen, die in Indien durchgeführt wurde, so spannend. Nun ja, daran sind viele Dinge spannend – zum Beispiel nimmt die häusliche Gewalt stark ab. (Das ist plausibel, denn nach meiner Vermutung drehen sich 80 Prozent aller häuslichen Streitigkeiten, die zu Gewalt führen, um Geld.) Das Wichtigste aber ist, dass gesellschaftliche Ungleichheiten sich allmählich verflüchtigen. Am Anfang gibt man jedem die gleiche Menge Geld. Schon das ist wichtig, denn Geld hat einen gewissen Symbolwert: Es ist für alle das Gleiche, und wenn man jedem, Männern, Frauen, Alten, Jungen, hohen Kasten, niedrigen Kasten genau den gleichen Betrag gibt, lösen sich solche Unterschiede auf. Das ist in dem indischen Pilotprojekt geschehen[20]: Dort konnte man beobachten, dass

> Mädchen im Gegensatz zu früher die gleiche Menge an Lebensmitteln erhielten wie Jungen; Behinderte wurden bei den Aktivitäten im Dorf stärker einbezogen; und junge Frauen gaben die gesellschaftliche Konvention auf, nach der sie schüchtern und bescheiden sein sollten. Stattdessen trieben sie sich jetzt wie die Jungen in der Öffentlichkeit herum … Mädchen nahmen plötzlich am öffentlichen Leben teil.
>
> Jede Zahlung des Grundeinkommens müsste so hoch sein, dass man allein davon leben kann, und es müsste vollkommen bedingungslos gewährt werden. Jeder muss es bekommen, auch Menschen, die es nicht brauchen. Es lohnt sich, einfach weil man damit das Prinzip durchsetzt, dass jeder es voraussetzungslos verdient, das Notwendige zum Leben zu erhalten. Dies wird damit zum Menschenrecht und ist nicht nur Wohltätigkeit oder Flickschusterei angesichts eines Mangels an anderen Formen von Einkommen. Und wenn es darüber hinaus weitere Bedürfnisse gibt, beispielsweise weil jemand behindert ist, nun, dann kümmert man sich auch darum. Aber erst *nachdem* man das Recht auf materielle Existenz für alle Menschen durchgesetzt hat.

Dies ist eines der Elemente, derentwegen Menschen verblüfft und verwirrt sind, wenn sie zum ersten Mal von dem Begriff des Grundeinkommens hören. Man wird doch sicher nicht auch der Familie Rockefeller 25 000 Dollar im Jahr geben (oder wie hoch der Betrag auch sein muss)? Die Antwort lautet: doch. Jeder ist jeder. Es gibt nicht so viele Milliardäre, dass hier ein besonders großer Geldbetrag zusammenkäme; reiche Menschen könnten ohnehin mehr

Steuern bezahlen; wenn man – selbst bei Milliardären – Bedarfsprüfungen einführen würde, müsste man zu diesem Zweck wiederum eine Bürokratie aufbauen, und wenn wir aus der Geschichte etwas lernen können, dann dass Bürokratien die Neigung haben, sich auszuweiten.

Letztlich macht man mit dem Grundeinkommen den Vorschlag, den Lebensunterhalt von der Arbeit zu trennen. Es hätte die unmittelbare Wirkung, dass das Maß der Bürokratie in allen Ländern, die es einführen, stark sinken würde. Wie Leslies Fall zeigt, ist ein ungeheurer Teil des Staatsapparats und des halbstaatlichen Halbschattens der Nichtregierungsorganisationen in den meisten wohlhabenden Gesellschaften nur dazu da, dass arme Menschen sich schlecht fühlen. Es ist ein außerordentlich teures moralisches Spiel, das gespielt wird, um eine im Wesentlichen nutzlose globale Arbeitsmaschine zu stützen.

Candi: Ich möchte ein Beispiel nennen. Kürzlich habe ich darüber nachgedacht, ob ich ein Pflegekind aufnehmen soll. Ich habe mir das Leistungspaket angesehen. Es ist ziemlich großzügig. Man bekommt eine Sozialwohnung und zusätzlich noch jede Woche 250 Pfund, damit man sich um das Kind kümmert. Aber dann wurde mir klar: Moment mal, sie reden über 13 000 Pfund im Jahr und ein Apartment für ein Kind. Die Eltern des Kindes bekommen vermutlich in den meisten Fällen weniger. Würden sie einfach das Gleiche den Eltern geben, damit sie nicht so viele Probleme haben, hätten sie das Kind von vornherein überhaupt nicht wegzugeben brauchen. Und natürlich sind dabei noch nicht einmal die Gehälter der Beamten mitgerechnet, die die Unterbringung als

> Pflegekind organisieren und überwachen, der Bau und die Instandhaltung der Büros, in denen sie arbeiten, die verschiedenen Gremien, die wiederum diese Beamten überwachen und kontrollieren, der Bau und die Instandhaltung der Büros, in denen *sie* arbeiten, und so weiter.

Hier ist nicht der Ort, um in eine Diskussion darüber einzutreten, wie ein Programm mit einem Grundeinkommen im Einzelnen funktionieren könnte.[21] Wenn es den meisten Menschen unplausibel vorkommt (»Woher soll das Geld denn kommen?«), dann vor allem deshalb, weil wir alle mit falschen Vorstellungen davon aufgewachsen sind, was Geld ist, wie es erzeugt wird, wofür Steuern wirklich da sind und so weiter – eine Fülle von Themen, die weit über den Rahmen dieses Buches hinausgehen. Weitere Unklarheit entsteht dadurch, dass es radikal unterschiedliche Vorstellungen davon gibt, was ein allgemeines Grundeinkommen ist und warum es gut wäre: Das Spektrum reicht von einer konservativen Version, die eine bescheidene Unterstützung gewähren und damit die Voraussetzungen schaffen will, um die Leistungen des vorhandenen Wohlfahrtsstaats wie kostenlose Schulbildung oder Gesundheitsversorgung abzuschaffen und alles dem Markt zu überlassen, bis zu einer radikalen Version, wie Leslie und Candi sie befürworten: Danach würde man vorhandene bedingungslose Leistungen wie den britischen National Health Service bestehen lassen.[22] Der eine hält das Grundeinkommen für einen Weg, um den Bereich der Bedingungslosigkeit zu verengen, andere wollen ihn damit erweitern. Hinter diese zuletzt genannte Form könnte auch

ich selbst mich stellen. Ich tue es trotz meiner eigenen Einstellung, die ganz ausdrücklich gegen Stillstand gerichtet ist: Als Anarchist freue ich mich darauf, wenn Staaten vollkommen aufgelöst werden, aber bis es so weit ist, habe ich kein Interesse an einer Politik, die den Staaten mehr Macht verleiht, als sie ohnehin bereits haben.

Aber seltsamerweise kann ich gerade deshalb das Grundeinkommen befürworten. Es mag zwar nach einer gewaltigen Erweiterung der staatlichen Macht aussehen, denn vermutlich würde die Regierung (oder eine quasistaatliche Institution wie eine Zentralbank) das Geld schaffen und verteilen, aber in Wirklichkeit ist es genau das Gegenteil. Große Teile des Staatsapparats – und zwar insbesondere die aufdringlichen und widerwärtigen Teile, die am stärksten in die moralische Überwachung gewöhnlicher Bürger verwickelt sind – würden auf einen Schlag überflüssig und könnten einfach abgeschafft werden.[23] Ja, dann würden Millionen kleine Staatsbeamte und Sozialberater wie Leslie ihre derzeitigen Jobs verlieren, aber auch sie würden ja alle das Grundeinkommen erhalten. Vielleicht werden manche von ihnen daraufhin etwas wirklich Wichtiges tun und beispielsweise Solarzellen montieren, wie Leslie es vorgeschlagen hatte, oder eine Heilung für Krebs entdecken. Aber es würde auch keine Rolle spielen, wenn sie stattdessen Jug-Bands gründen würden oder sich mit der Restaurierung antiker Möbel, Höhlenforschung oder der Übersetzung von Maya-Hieroglyphen beschäftigen oder versuchen würden, den Weltrekord für Sex im fortgeschrittenen Alter zu brechen. Sollen sie doch tun,

was sie mögen! Was es am Ende auch ist, sie werden mit ziemlicher Sicherheit glücklicher sein als heute, wo Arbeitslose sanktioniert werden, wenn sie zu spät zu einem Kurs im Lebenslaufschreiben kommen, oder wenn überprüft wird, ob Obdachlose im Besitz von dreierlei Ausweisen sind; und allen anderen wird es mit ihrem neu gefundenen Glück besser gehen.

Schon ein bescheidenes Programm für ein Grundeinkommen könnte ein Schritt in Richtung des tief greifendsten Wandels überhaupt sein: der Entkopplung der Arbeit vom Lebensunterhalt. Wie wir im vorangegangenen Kapitel erfahren haben, sprechen starke moralische Argumente dafür, jedem unabhängig von der Arbeit den gleichen Betrag zu bezahlen. Aber die in dem Kapitel skizzierte Argumentation ging davon aus, dass Menschen für ihre Arbeit bezahlt werden, und das würde zumindest eine gewisse Form der Überwachungsbürokratie erfordern, damit sichergestellt wird, dass die Menschen wirklich arbeiten, selbst wenn man nicht messen müsste, wie hart sie arbeiten oder wie viel sie produzieren. Ein vollständiges Grundeinkommen würde den Zwang zum Arbeiten völlig beseitigen, allen einen vernünftigen Lebensstandard sichern und es dann jedem Einzelnen überlassen, ob er mit einer bezahlten Arbeit oder durch den Verkauf von irgendwelchen Dingen nach größerem Wohlstand strebt, oder ob er mit seiner Zeit etwas anderes anfangen will. Es könnte aber auch einen Weg eröffnen, um bessere, völlig neue Wege zur Verteilung von Waren zu entwickeln. (Geld ist schließlich eine Rationierungsmarke, und in einer idealen Welt würde man sich vermutlich so wenig

Rationierung wie möglich wünschen.) Natürlich hängt all dies von der Voraussetzung ab, dass Menschen nicht zur Arbeit gezwungen werden müssen, zumindest dann nicht, wenn sie das Gefühl haben, etwas Nützliches oder für andere Vorteilhaftes zu tun. Wie wir bereits erfahren haben, ist dies eine vernünftige Annahme. Die meisten Menschen würden es bevorzugen, nicht den ganzen Tag herumzusitzen und fernzusehen, und die wenigen, die wirklich dazu neigen, vollständig als Parasiten zu leben, werden für die Gesellschaft keine nennenswerte Belastung darstellen, denn die Gesamtmenge an Arbeit, die notwendig ist, um Menschen angenehm und in Sicherheit leben zu lassen, ist nicht so gewaltig. Die zwanghaften Workaholics, die unbedingt weitaus mehr tun wollen, als sie eigentlich müssten, würden die vereinzelten Faulenzer mehr als ausgleichen.[24]

Und schließlich ist das Konzept der bedingungslosen, allgemeinen Unterstützung von direkter Bedeutung für zwei Themen, die im Laufe dieses Buches immer wieder zur Sprache gekommen sind. Das erste ist die sadomasochistische Dynamik hierarchisch organisierter Arbeit – eine Dynamik, die sich in der Regel krass verschärft, wenn alle wissen, dass die Arbeit sinnlos ist. Ein großer Teil des alltäglichen Elends im Leben arbeitender Menschen entspringt unmittelbar aus dieser Quelle. In Kapitel 4 habe ich Lynn Chancers Begriff vom Sadomasochismus im Alltagsleben zitiert und insbesondere darauf hingewiesen, dass es im Gegensatz zum eigentlichen BDSM-Spiel, in dem immer ein Codewort

vereinbart wird, nie einen solchen einfachen Ausweg gibt, wenn »normale« Menschen in dieselbe Dynamik verfallen.

»Zu deinem Chef kannst du nicht ›orange‹ sagen.«

Ich hatte immer den Eindruck, dass diese Erkenntnis wichtig ist und sogar zur Grundlage für eine Theorie der gesellschaftlichen Befreiung werden könnte. Oft kommt mir der Gedanke, dass der französische Sozialphilosoph Michel Foucault sich in dieser Richtung bewegte, bevor er 1984 auf so tragische Weise starb. Nach Angaben von Personen, die ihn kannten, machte Foucault eine bemerkenswerte persönliche Veränderung durch, als er BDSM entdeckt hatte: Er wurde von einem berüchtigt verschlossenen, distanzierten Menschen zu einem warmherzigen, offenen, freundlichen Charakter[25] – aber auch seine theoretischen Gedanken traten in eine Phase des Wandels ein, deren Früchte er nie vollständig ernten konnte. Natürlich ist Foucault vor allem als Theoretiker der Macht bekannt – sie fließt nach seiner Vorstellung durch alle zwischenmenschlichen Beziehungen und ist sogar die Grundsubstanz der Geselligkeit, denn er definierte sie einmal einfach als »auf das Handeln anderer gerichtetes Handeln«.[26] Daraus erwuchs immer ein seltsames Paradoxon, denn während er so schrieb, dass man annehmen konnte, er sei antiautoritär und gegen Macht eingestellt, definierte er Macht andererseits so, dass ein Sozialleben ohne sie unmöglich wäre. Ganz am Ende seiner Karriere zielte er anscheinend darauf ab, das Dilemma zu lösen, indem er eine Unterscheidung zwischen Macht und Herrschaft traf. Macht, so sagte er, sei nur eine Frage »strategischer Spiele«. Jeder spielt ständig Machtspiele,

wir können kaum anders, aber dagegen ist auch nichts einzuwenden. So sagte er in seinem allerletzten Interview:

> Macht ist nichts Böses. Macht sind Strategiespiele. Wir wissen sehr gut, dass Macht nichts Böses ist. Nehmen wir beispielsweise sexuelle Beziehungen oder Liebesbeziehungen. Macht übereinander in einer Art offenem strategischen Spiel auszuüben, in dem die Dinge sich umkehren können, ist nichts Böses. Es ist ein Teil von Liebe, Leidenschaft, sexuellem Vergnügen […].
> Mir scheint, dass wir unterscheiden müssen zwischen Machtbeziehungen als strategische Spiele zwischen Freiheiten – strategische Spiele, die daraus resultieren, dass manche Menschen versuchen, über das Benehmen anderer zu bestimmen – und den Zuständen der Beherrschung, die das sind, was wir gewöhnlich als »Macht« bezeichnen.[27]

Foucault erklärt nicht genau, wie wir das eine vom anderen unterscheiden sollen; er sagt nur, dass die Dinge bei der Beherrschung nicht offenliegen und nicht umgekehrt werden können – ansonsten wechselnde Machtbeziehungen werden hier starr und »eingefroren«. Als Beispiel nennt er die gegenseitige Beeinflussung von Lehrer und Schüler (Macht – gut) und als Gegensatz dazu die Tyrannei des autoritären Pedanten (Beherrschung – schlecht). Nach meiner Auffassung bewegt Foucault sich hier ein wenig im Kreis und gelangt nie ins gelobte Land: zu einer hieb- und stichfesten Theorie der gesellschaftlichen Befreiung. Denn das wäre die naheliegende Lösung. Es geht weniger darum, dass bestimmte Spiele festgelegt sind – manche Menschen

lieben, aus welchen Gründen auch immer, festgelegte Spiele –, sondern darum, dass man ihnen manchmal nicht entfliehen kann. Dann lautet die Frage tatsächlich: Was wäre denn die Entsprechung dazu, zum Chef »orange« zu sagen? Oder zu einem unerträglichen Bürokraten, einem widerwärtigen akademischen Berater oder einem gewalttätigen Partner? Wie schaffen wir Spiele, die wir tatsächlich gern spielen, weil wir jederzeit aussteigen können? Zumindest auf wirtschaftlichem Gebiet liegt die Antwort auf der Hand. Der gesamte überflüssige Sadismus der Taktiken am Arbeitsplatz ist davon abhängig, dass man nicht »ich kündige« sagen kann, ohne die wirtschaftlichen Folgen zu spüren. Wenn Annies Chefin wüsste, dass das Einkommen ihrer Mitarbeiterin auch dann gesichert wäre, wenn sie sich angewidert verabschieden würde, nachdem sie wieder einmal wegen eines Problems gerufen wurde, das sie schon vor Monaten gelöst hatte, würde sie es sich zweimal überlegen, ob sie Annie noch einmal in ihr Büro kommen lässt. In diesem Sinn würde ein Grundeinkommen den Arbeitskräften tatsächlich die Macht verleihen, »orange« zum Chef zu sagen.

Damit sind wir beim zweiten Thema: In einer Welt des garantierten Einkommens müsste Annies Chefin sie nicht nur mit einem Mindestmaß an Würde und Respekt behandeln. Würde das allgemeine Grundeinkommen eingeführt, kann man sich nur sehr schwer vorstellen, dass Jobs wie der von Annie überhaupt weiterhin existieren würden. Man kann sich sehr leicht ausmalen, dass Menschen, die nicht arbeiten *müssen*, um zu überleben, sich dennoch entschließen, Zahnarzthelferin,

Spielzeugmacher, Kinoplatzanweiser oder Schlepperkapitän zu werden, ja, sogar Inspektor für Kläranlagen. Noch leichter ist zu erkennen, dass sie sich vielleicht für eine Kombination mehrerer derartiger Tätigkeiten entscheiden würden. Sehr schwer kann man sich dagegen vorstellen, dass jemand, der ohne finanzielle Einschränkungen lebt, sich dafür entscheidet, einen nennenswerten Anteil seiner Zeit auf das Markieren von Formularen bei einer Gesundheitskostenmanagement-Firma aufzuwenden, und das erst recht nicht in einem Büro, in dem die Untergebenen nicht sprechen dürfen. In einer solchen Welt hätte Annie keinen Grund gehabt, ihre Tätigkeit als Vorschullehrerin aufzugeben, es sei denn, sie sei wirklich zu dem Entschluss gelangt, dass eine solche Arbeit sie nicht mehr interessiert, und wenn Firmen für Gesundheitskostenmanagement überhaupt weiterhin existieren, müssten sie einen anderen Weg finden, um ihre Formulare zu kennzeichnen.

Wahrscheinlich würde es Unternehmen für medizinisches Kostenmanagement nicht mehr lange geben. Der Bedarf für solche Firmen – wenn man überhaupt von einem »Bedarf« sprechen kann – ist die unmittelbare Folge eines bizarren, undurchsichtigen US-Gesundheitssystems; die überwältigende Mehrheit der Amerikaner hält es für idiotisch und ungerecht, und als Ersatz wünschen sie sich eine Art staatliche Versicherung oder staatlichen Gesundheitsanbieter. Wie wir erfahren haben, ist einer der Hauptgründe, warum dieses System nicht ersetzt wurde – zumindest wenn man der Aussage des Präsidenten Obama glauben kann –, genau die Tatsache, dass es mit seiner

Ineffizienz Stellen wie die von Annie schafft. Ein allgemeines Grundeinkommen hätte zumindest zur Folge, dass Millionen Menschen die Absurdität dieser Situation erkennen und die Zeit haben, sich in politischen Organisationen für ihre Veränderung einzusetzen, weil sie nicht mehr gezwungen sind, acht Stunden am Tag Formulare zu markieren, oder – wenn sie unbedingt etwas Nützliches mit ihrem Leben anfangen wollen – erst einmal die gleiche Zeit darauf verwenden müssen, einen Weg zum Bezahlen ihrer Rechnungen zu finden.

Man kann sich kaum des Eindrucks erwehren, dass dies für viele, die wie Obama die Existenz der Bullshit-Jobs verteidigen, einer der reizvollsten Aspekte solcher Zustände ist. Wie bereits Orwell feststellte, hat eine Bevölkerung, die ständig – und auch in vollkommen nutzlosen Berufen – mit Arbeit beschäftigt ist, kaum noch Zeit für anderes. Zumindest das ist ein weiterer Anreiz, an der Situation nichts zu ändern.

Aber wie dem auch sei, hier öffnet sich der Weg zu meiner zweiten und letzten Aussage. Der erste Einwand, der in der Regel erhoben wird, wenn jemand vorschlägt, allen unabhängig von der Arbeit den Lebensunterhalt zu sichern, lautet: Wenn man es tut, arbeiten die Leute einfach nicht. Das ist offensichtlich falsch, und an dieser Stelle können wir es nach meiner Überzeugung kurzerhand abtun. Der zweite, ernsthaftere Einwand lautet: Die meisten Menschen werden arbeiten, aber viele werden sich eine Arbeit aussuchen, die nur für sie selbst von Interesse ist. Dann wären die Straßen voller schlechter Dichter, lästiger Straßenschauspieler und Vertreter schräger

wissenschaftlicher Theorien, aber man würde nichts schaffen. Das Phänomen der Bullshit-Jobs zeigt deutlich, wie töricht solche Annahmen sind. In einer freien Gesellschaft würde zweifellos ein bestimmter Anteil der Bevölkerung sein Leben auf Projekte verwenden, die den meisten anderen verrückt oder sinnlos erscheinen; aber man kann sich kaum vorstellen, dass dieser Anteil weit über zehn oder 20 Prozent hinausgehen würde. Schon jetzt haben aber 37 bis 40 Prozent der Arbeitskräfte in reichen Ländern den Eindruck, dass ihre Tätigkeiten sinnlos sind. Ungefähr die Hälfte der Wirtschaft besteht aus Bullshit oder existiert, um ihn zu unterstützen. Und es ist noch nicht einmal besonders interessanter Bullshit! Angenommen, wir lassen jeden selbst ohne Einschränkungen entscheiden, wie er am besten der Menschheit nützen kann: *Wie könnte dann am Ende eine Verteilung der Arbeit herauskommen, die noch ineffizienter ist als die, welche wir bereits haben?*

Das ist ein stichhaltiges Argument für die Freiheit der Menschen. Die meisten von uns reden gern abstrakt über Freiheit und behaupten sogar, sie sei das Wichtigste, für das jeder kämpfen oder sterben kann, aber sie denken nicht viel darüber nach, was es tatsächlich bedeuten kann, frei zu sein oder Freiheit zu praktizieren. In diesem Kapitel ging es nicht in erster Linie darum, konkrete politische Rezepte vorzuschlagen, sondern darum, uns zum Nachdenken und Diskutieren darüber anzuregen, wie eine wirklich freie Gesellschaft aussehen könnte.

ANHANG

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich den vielen Hundert Menschen danken, die mir ihre Geschichten über das Elend am Arbeitsplatz erzählt haben, aber nicht namentlich genannt werden können. Sie wissen, wer sie sind.

Ich danke Vyvian Raoul von *Strike!*, der mir den Auftrag für den ursprünglichen Essay gab, und allen anderen bei *Strike!* (insbesondere der Gruppe für Sonderaufgaben), die das alles möglich machten.

Dieses Buch würde nicht existieren ohne die engagierte Arbeit meines Teams beim Verlag Simon & Schuster: dem Lektor Ben Loehnen, Erin Reback, Jonathan Karp und Amar Deol; ebenso unentbehrlich war die Ermutigung durch meine Agentin Melissa Flashman bei Janklow & Nesbit.

Große Dankbarkeit gilt natürlich auch meinen Freunden, die mich tolerieren, und meinen Kollegen an der London School of Economics für ihre Geduld und Unterstützung; das gilt insbesondere für das Verwaltungspersonal: Yanina und Tom Hinrichsen, Renata Todd, Camilla Kennedy Harper und Andrea Elsik.

Ich glaube, ich sollte auch Megan Laws danken, der unermüdlichen Doktorandin für Anthropologie an der LSE, deren Aufgabe ausschließlich darin besteht, meine »Wirkung« zu überwachen. Ich kann nur hoffen, dass dieses Buch ihr ihre Tätigkeit erleichtern wird.

Anmerkungen

Vorwort

Das Phänomen der Bullshit-Jobs

[1] Ich habe von Versicherungsfachleuten viel Widerspruch geerntet, und heute glaube ich, dass ich zu ihnen unfair war. Die Arbeit mancher Versicherungsfachleute bewirkt tatsächlich etwas. Aber der Rest, davon bin ich immer noch überzeugt, könnte verschwinden, ohne dass es negative Auswirkungen hätte.

[2] David Graeber: »The Modern Phenomenon of Bullshit Jobs«, *Canberra (Australia) Times* online, zuletzt geändert am 3. September 2013, www.canberra-times.com.au/national/public-service/the-modern-phenomenon-of-bullshit-jobs-20130831-2sy3j.html.

[3] Soweit mir bekannt ist, wurde nur ein einziges Buch über das Thema der Bullshit-Jobs geschrieben: *Boulots de Merde!* von den in Paris ansässigen Journalisten Julien Brygo und Olivier Cyran, erschienen 2015. Die Autoren sagten mir, sie hätten ihre Anregung unmittelbar aus meinem Artikel bezogen. Es ist ein gutes Buch, beschäftigt sich aber mit einem ganz anderen Fragenspektrum als meines.

Kapitel 1

Was ist ein Bullshit-Job?

[1] »Bullshit Jobs«, LiquidLegends, www.liquidlegends.net/forum/general/460469-bullshit-jobs?page=3, zuletzt geändert am 1. Oktober 2014.

[2] »Spanish Civil Servant Skips Work for 6 Years to Study Spinoza«, Jewish Telegraphic Agency (JTA), zuletzt geändert am 26. Februar 2016, www.jta.org/2016/02/26/newsopinion/world/spanish-civil-servant-skips-work-for-6-years-to-study-spinoza.

[3] Jon Henley: »Long Lunch. Spanish Civil Servant Skips Work for Years Without Anyone Noticing«, *Guardian* (US), zuletzt geändert am 26. Februar 2016, www.theguardian.com/world/2016/feb/12/long-lunch-spanish-civil-servant-skips-work-for-years-without-anyone-noticing. Vielleicht ließ er sich von Spinozas Argument anregen, dass alle Wesen nach möglichst großer Macht streben, aber diese Macht besteht gleichermaßen aus der Fähigkeit, Wirkungen auf andere zu erzielen und sich von ihnen beeinflussen zu lassen. Aus Spinozas Sicht ist eine Stelle, bei der man nichts bewirkt, nichts beeinflusst und nicht beeinflusst wird, die denkbar schlechteste Beschäftigungssituation.

[4] Briefträger ist eindeutig kein Bullshit-Job, aber unausgesprochen besagt die Geschichte offenbar, dass es einer hätte sein können, weil 99 Prozent der Post, auf deren Zustellung sie verzichtet hatten, unnütz war.

In Wirklichkeit war es wahrscheinlich nicht so, aber in der Geschichte spiegeln sich die Einstellungen der Öffentlichkeit wider. Näheres zu den sich wandelnden Einstellungen gegenüber Postbediensteten findet sich in meinem Buch *Utopia of Rules* [dt. *Bürokratie*], 153–163.

[5] http://news.bbc.co.uk/1/hi/world/europe/3410547.stm?a, abgerufen am 7. April 2017.

[6] »Vier op tien werknemers noemt werk zinloos«, http://overhetnieuwewerken.nl/vier-op-tien-werknemers-noemt-werk-zinloos/, abgerufen am 10. Juli 2017.

[7] Typische Bemerkung von Rufus: »Ich würde Ihnen gern erzählen, dass es meine wertloseste Beschäftigung war, Latte Macchiato für ganz besondere, seltsame Leute zuzubereiten, aber im Rückblick ist mir klar, dass ich ihnen entscheidend dabei geholfen habe, ihren Tag über die Runden zu bringen.«

[8] Ich sollte anmerken, dass die folgenden Ausführungen vorwiegend aus Darstellungen von Auftragsmördern in der volkstümlichen Kultur stammen und nicht aus ethnografischen oder soziologischen Analysen echter derartiger Personen.

[9] Interessanterweise ist »bull« keine Abkürzung für »bullshit«, sondern »bullshit« ist eine Erweiterung von »bull« aus dem frühen 20. Jahrhundert. Der Begriff leitet sich letztlich von dem französischen »bole« ab, was »Betrug« oder »Täuschung« bedeutet. Erstmals belegt ist der Begriff »bullshit« in einem

unveröffentlichten Gedicht von T. S. Eliot. Eine weitere Ableitung von »bole« ist »bollocks« [»Blödsinn«].

[10] Ich hätte »lügen« gesagt, aber der Philosoph Harry Frankfurt vertrat 2005 die berühmte Ansicht, bullshitting sei nicht das Gleiche wie lügen. Der Unterschied zwischen beidem ist analog zu dem Unterschied zwischen Mord und Totschlag; das eine ist absichtliche Täuschung, das andere unbekümmerte Missachtung der Wahrheit. Ich weiß nicht genau, ob die Unterscheidung in diesem Zusammenhang wirklich funktioniert, aber ich halte es auch nicht für sonderlich hilfreich, in eine Diskussion über das Thema einzusteigen.

[11] Um den Zusammenhang mit dem Feudalsystem richtig einschätzen zu können, sollte man an »Corleone« denken. Diesen Namen trug die fiktive Mafia-Familie in *Der Pate,* dem Roman von Mario Puzo und dem Film von Francis Ford Coppola; in Wirklichkeit ist es aber der Name einer Ortschaft in Sizilien, die als Heimat vieler berühmter Mafiosi berüchtigt ist. In Italien bedeutet er so viel wie »Löwenherz«. Anscheinend liegt es daran, dass die Normannen, die 1066 England erobert hatten, zuvor auch das arabisch besetzte Sizilien eingenommen und viele Aspekte der arabischen Verwaltung eingeführt hatten. Manch einer erinnert sich vielleicht, dass der Erzbösewicht in den meisten Robin-Hood-Geschichten der Sheriff von Nottingham ist, und der König, der weit entfernt auf Kreuzzug gegangen ist, heißt »Richard Löwenherz«. Das Wort »sheriff« ist eine anvisierte Form des

arabischen »sharif« und war eine der Stellungen, die ihre Anregung aus der Verwaltung Siziliens bezogen. Welcher Zusammenhang im Einzelnen zwischen Corleone und dem britischen König bestand, ist umstritten, aber irgendeine Verbindung gibt es mit Sicherheit. Die Gestalt, die Marlon Brando in *Der Pate* verkörpert, ist also – wenn auch indirekt – nach Richard Löwenherz benannt.

[12] Viele brechen in ihrer Freizeit ein. Eine Wohnanlage, in der ich früher einmal wohnte, wurde von einer Reihe von Einbrüchen heimgesucht, die immer montags stattfanden. Schließlich stellte sich heraus, dass es sich bei dem Einbrecher um einen Friseur handelte, und Friseure haben in der Regel montags frei.

[13] Viele Diebe, von Kunsträubern bis zu einfachen Ladendieben, üben ihre Tätigkeit gegen Bezahlung aus, aber auch dann sind sie unabhängige Vertragsnehmer und damit selbstständig. Der Fall des Auftragsmörders ist zweideutig. Manch einer könnte die Ansicht vertreten, er sei ein langjähriges, aber untergeordnetes Mitglied einer kriminellen Vereinigung, und man könne deshalb von einem »Job« sprechen, aber ich habe nicht den Eindruck (obwohl ich es natürlich nicht genau weiß), dass Menschen in solchen Stellungen es genauso sehen.

[14] Ich sage nicht, ein solcher Job sei »eine Form der bezahlten Beschäftigung, der sich so vollkommen sinnlos, unnötig oder gefährlich *anfühlt*, dass selbst der Beschäftigte seine Existenz nicht rechtfertigen

kann«, sondern dass sie »tatsächlich so sinnlos, unnötig oder gefährlich *ist*«. Mit anderen Worten: Ich behaupte nicht nur, der Beschäftigte selbst halte seine Arbeit für Bullshit, sondern ich sage auch, dass seine Überzeugung begründet und richtig ist.

[15] Ich kann meine eigene Situation als Beispiel nennen. Derzeit arbeite ich als Professor für Anthropologie an der London School of Economics. Manche Menschen halten die Anthropologie geradezu für die Definition eines Bullshit-Themas. Im Jahr 2011 ergriff der Gouverneur Rick Scott aus Florida sie sogar als Musterbeispiel für ein Fachgebiet heraus, ohne das es den Universitäten seines Bundesstaats besser gehen würde (Scott Jaschik: »Florida GOP Vs. Social Science«, *Inside Higher Education*, zuletzt geändert am 12. Oktober 2011, www.insidehighered.com/news/2011/10/12/florida_governor_challenges_idea_of_non_stem_degrees).

[16] Man hat mir gesagt, es gebe im Innenleben des Unternehmens Countrywide Financial, einem der wichtigsten Beteiligten an den Subprime-Hypothekenskandalen von 2008, im Wesentlichen zwei Ränge: die niedrig gestellten »Nerds« und die Insider, die über die Betrügereien Bescheid wussten. Während meiner eigenen Recherchen begegnete mir ein noch extremeres Beispiel: Eine Frau schrieb mir, sie habe fast ein Jahr Werbeanzeigen für ein Bordmagazin einer Fluggesellschaft verkauft, bis ihr klar wurde, dass die Zeitschrift überhaupt nicht existierte. Sie schöpfte Verdacht, als sie bemerkte, dass sie weder im Büro

noch in einem Flugzeug jemals ein Exemplar des Magazins gesehen hatte, obwohl sie ziemlich häufig Flugreisen unternahm. Schließlich bestätigten ihr ihre Kollegen, dass das ganze Unternehmen ein Betrug war.

[17] Wie alle Regeln, so hat auch diese ihre Ausnahmen. Wie wir noch genauer erfahren werden, stellen die Manager vieler großer Banken und anderer Unternehmen Berater oder interne Prüfer ein, die herausfinden sollen, was die Menschen tatsächlich tun; ein Bankanalyst sagte mir, rund 80 Prozent der Bankangestellten würden unnötige Aufgaben erfüllen, und die meisten von ihnen waren sich nach seinem Eindruck dessen nicht bewusst, weil man sie über ihre Funktion im Gesamtunternehmen im Unklaren ließ. Aber, so erklärte er, auch ihre Vorgesetzten wussten kaum mehr, und seine Reformvorschläge wurden regelmäßig zurückgewiesen. Wichtig ist auch hier der Hinweis, dass nicht die Menschen ihre Jobs fälschlich für Bullshit halten, sondern dass es genau andersherum ist.

[18] Auch hier kann man sich Einwände vorstellen. Wie steht es mit den Scientologen? Die meisten von denen, die E-Meter-Sitzungen anbieten, damit die Menschen die Traumata aus ihrem früheren Leben entdecken können, sind anscheinend davon überzeugt, dass ihre Arbeit einen ungeheuren gesellschaftlichen Wert hat, und das Gleiche gilt für die große Mehrheit der Bevölkerung, nach deren Überzeugung es sich bei ihnen um Täuscher oder Betrüger handelt. Aber auch

das ist eigentlich nicht von Bedeutung, denn niemand bezeichnet »Wunderheiler« als Bullshit-Job.

[19] Man könnte die Ansicht vertreten, dass Propaganda, die angeblich auf die Täuschung Außenstehender ausgerichtet ist, häufig in Wirklichkeit vorwiegend dazu dient, das Gewissen der Propagandisten selbst zu beschwichtigen.

[20] Die Bemerkungen waren spontan und wurden nicht protokolliert. Das Zitat ist teilweise aus Passagen rekonstruiert, die zitiert werden in John Adam Byrne: »Influential Economist Says Wall Street Is Full of Crooks«, *New York Post* online, 28. April 2013, http://nypost.com/2013/04/28/influential-economist-says-wall-streets-full-of-crooks, und teilweise aus einem unvollständigen Transkript in einem Artikel in Business Insider von Janet Tavakoli, www.businessinsider.com/i-regard-the-wall-street-moral-environment-as-pathological-2013-9?IR=T, abgerufen am 21. April 2017, sowie teilweise aus den Notizen, die ich mir selbst zu jener Zeit gemacht hatte.

[21] Tatsächlich bin ich im Laufe meiner Recherchen auf eine überraschend große Zahl von Menschen (nun ja, drei) mit College-Ausbildung gestoßen, die durch die Sinnlosigkeit der ihnen angebotenen Büroarbeiten frustriert waren und Reinigungskräfte wurden, weil sie dabei das Gefühl hatten, eine ehrliche Tagesarbeit zu leisten.

[22] Eigentlich sollte ich darauf wirklich nicht hinweisen müssen, aber nach meinen Feststellungen gibt es immer einige Leser, die Schwierigkeiten mit

grundlegender Logik haben: Wenn man sagt, Scheißjobs seien häufig nützlich und produktiv, ist damit nicht gesagt, dass alle nützlichen, produktiven Jobs scheiße sind.

[23] *House of the Dead* (1862, trans. Constance Garnett, Mineola, NY: Dover, 2004, 17–18). Deutsche Fassung: *Aufzeichnungen aus einem Totenhause*. Üb. v. A. Eliasberg; zitiert nach http://gutenberg.spiegel.de/buch/aufzeichnungen-aus-einem-toten-hause-2092/1. Wie mein Freund Andrej Grubacic mir berichtete, erlebte sein Großvater dies in den 1950er Jahren in Jugoslawien tatsächlich als eine Art der Folter in einem titoistischen Umerziehungslager. Die Gefängniswärter hatten offensichtlich die Klassiker gelesen.

[24] Die dreiteilige Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. So fehlt beispielsweise die Kategorie des sogenannten »Personenschutzes«; vieles davon (unnötige Aufpasser) ist Bullshit, manches ist aber auch schädlich oder schlecht.

[25] In meinem Buch *The Utopia of Rules. On Technology, Stupidity, and the Secret Joys of Bureaucracy* (Brooklyn, NY: Melville House, 2015) [dt. *Bürokratie. Die Utopie der Regeln*. Üb. v. H. Freundl und H. Dedekind; Stuttgart: Klett-Cotta 2016] bezeichne ich dies als »Ehernes Gesetz des Liberalismus«: »Jede Marktreform, jede Regierungsinitiative, die den Amtsschimmel bändigen und die Marktkräfte fördern will, resultiert in der Zunahme von Vorschriften,

Verwaltungsarbeit und der vom Staat beschäftigten Bürokraten.«

[26] Tatsächlich ist das im Wesentlichen der Grund, warum jemand eine Uniform anzieht, denn mit Uniformen werden häufig auch Menschen ausgestattet (beispielsweise die Beschäftigten in einer Hotelwäscherei), die das Publikum niemals sieht. Man sagt damit: »Du solltest dir vorstellen, dass du einer militärischen Disziplin gehorchst«.

[27] Seltsamerweise waren die Umfrageergebnisse aber nach Vorlieben für politische Parteien aufgeschlüsselt (Wähler der Konservativen gaben am seltensten und UKIP-Wähler am häufigsten an, sie hielten ihre Tätigkeiten für Bullshit), außerdem auch nach der Region (die Bullshit-Quote war in Südengland außerhalb Londons mit 42 Prozent am höchsten und in Schottland mit 27 Prozent am niedrigsten). Alter und »soziale Stufe« erschienen dagegen relativ bedeutungslos zu sein.

[28] *The Restaurant at the End of the Universe* (Hitchhiker's Guide Series #2) (London: Macmillan Pan Books, 1980), 140. [dt. *Das Restaurant am Ende des Universums*. Üb. v. B. Schwarz; Frankfurt a. M.: Ullstein, 1996, 152–153].

[29] Wie man sich leicht vorstellen kann, gab es unter den Douglas-Adams-Fans einige Diskussionen über das Thema, aber allgemein schien man sich einig zu sein, dass es in den 1970er Jahren zwar einige Tätigkeiten gab, zu denen das Reinigen von Telefonen und anderer elektronischer Geräte gehörte, aber einen eigenen

Beruf des »Telefondesinfizierers« gab es nicht. Das hielt Adams nicht davon ab, in Zusammenarbeit mit Graham Chapman von Monty Python ein Fernsehspecial zu entwerfen, in dem Ringo Starr mitspielen sollte; der Titel: *The Telephone Sanitisers of Navarone*. Leider wurde die Sendung nie produziert.

[30] Fairerweise muss man sagen: Wie wir später erfahren, betraf der Scherz die Golgafrinchams, denn die sterben am Ende alle an einer Seuche, die von einem ungenügend desinfizierten Telefon ausging. Aber an diesen Teil erinnert sich offenbar niemand.

[31] In den Gemeinschaften der Immigranten spielen Friseursalons häufig für Männer und Frauen eine ganz ähnliche Rolle. Ich hatte sogar einige Freunde, die in einem großen besetzten Haus in London als Hausfriseure arbeiteten und feststellen mussten, dass es ihnen genauso erging: Jeder, der neu in der Stadt war, kam auf einen Haarschnitt vorbei, weil er wissen wollte, was in dem Haus vorging.

[32] Gar nicht zu reden, so fügte sie hinzu, von einer anderen Tatsache: Von dem Geld, das investiert wurde, damit sie weiter im Separee tanzten, hätte man vielleicht auch die Bedrohung durch den Klimawandel abmildern können. »Die Sexindustrie macht deutlich, dass das wertvollste, was viele junge Frauen anzubieten haben, ihr Körper als sexuelle Handelsware ist. Sie legt fest, dass viele Frauen mit 18 bis 25 Jahren mehr verdienen können als irgendwann sonst in ihrem Leben. In meinem eigenen Leben war es definitiv so.« Die Autorin, eine erfolgreiche, vielfach publizierte

Akademikerin, verdient heute in einem Jahr nicht so viel wie damals in drei Monaten als Stripperin.

[33] Ein Beleg für diese Verallgemeinerung: Würde man die Tätigkeit von Telefonverkäufern oder unnötigen mittleren Managern für gesetzeswidrig erklären, würde sich als Ersatz wahrscheinlich kein Schwarzmarkt dafür entwickeln. In der Geschichte geschah dies aber natürlich im Fall der Sexarbeit. Deshalb könnte man sagen, das Problem liege im Patriarchat selbst – in der Konzentration von so viel Reichtum und Macht in den Händen von Männern, die dann sexuell unbefriedigt gehalten werden oder lernen, sich bestimmte Formen der Belohnung häufiger zu suchen als andere – und habe deshalb mehr mit dem Wesen der Gesellschaft als solcher zu tun.

[34] »L’invasion des ›métiers à la con‹, une fatalité économique?«, Jean-Laurent Cassely, *Slate*, 26. August 2013, www.slate.fr/story/76744/metiers-a-la-con, abgerufen am 23. September 2013.

Kapitel 2

Was für Typen von Bullshit-Jobs gibt es?

[1] Zu diesem Zweck legte ich einen E-Mail-Account (doihaveabsjoborwhat@gmail.com) an und bat auch um Zuschriften auf Twitter. Seltsamerweise lässt Gmail das Wort »bullshit« in Adressen nicht zu.

[2] Deshalb sind alle Namen ausgedacht, und ich habe es vermieden, einzelne Arbeitgeber zu nennen oder

geografische Angaben zu machen, die eine Identifizierung erlauben würden, wie beispielsweise »eine berühmte Universität in New Haven, Connecticut« oder »ein kleiner Verlag in der Grafschaft Devon in England, der einem Konsortium aus Berlin gehört«. In manchen Fällen habe ich solche Details verändert, in anderen einfach weggelassen.

[3] Wenn nicht anders angegeben, stammen sämtliche nachfolgenden Zitate aus dieser Datenbank. Ich habe sie im Wesentlichen so gelassen, wie ich sie erhalten habe, und nur geringfügig redigiert – ich habe aus Abkürzungen ganze Wörter gemacht, Interpunktion oder kleinere grammatikalische oder stilistische Veränderungen angebracht und so weiter.

[4] Ein BBC-Video, auf das man mich aufmerksam gemacht hat, unterteilt »sinnlose Tätigkeiten« in drei Typen: »Keine Arbeit bei der Arbeit«, »Manager des Managements, die Manager managen«, und »Negativer gesellschaftlicher Wert«. Siehe »Do You Have a Pointless Job?«, BBC online, zuletzt geändert am 20. April 2017, www.bbc.com/capital/story/20170420-do-you-have-a-pointless-job.

[5] Ein gewisser William Perkins schrieb 1603: »Es ist erforderlich, dass solche, die gemeinhin Diener genannt werden, neben dem Amt des Aufwartens eine andere Beschäftigung haben, wenn sie nicht Männern von großer Stellung und Status dienen … Denn Diener verbringen vernünftigerweise den größten Teil ihrer Zeit mit Essen und Trinken, Schlafen und Glücksspiel

nach dem Mittagessen und dem Abendessen, und erweisen sich damit als die unprofitabelsten Mitglieder von Kirche und Gemeinwesen. Denn wenn entweder ihre guten Herren darben oder wenn sie wegen eines Fehlverhaltens aus dem Amt entfernt werden, sind sie für keinen Beruf geeignet, sind sie doch unfähig zu arbeiten, und deshalb geben sie sich entweder dem Beten oder dem Stehlen hin« (in Thomas 1999). Zur Geschichte des Begriffs »aufwarten« siehe Kapitel 6. Ich sollte auch darauf hinweisen, dass ich nicht behaupte, *echte* Bedienstete der Feudalzeit hätten Bullshit-Jobs im heutigen Sinne gehabt, denn sie fühlten sich nur in den seltensten Fällen verpflichtet zu behaupten, sie seien etwas anderes, als sie es waren; und sofern sie sich selbst falsch darstellten, täuschten sie vor, sie würden nicht mehr, sondern weniger tun, als sie in Wirklichkeit taten.

[6] Sie machten auch gelegentlich Botengänge. Einen Eindruck davon, wie weitverbreitet solche Gestalten waren, vermitteln die vielen verschiedenen Wörter, die es für sie gab: Man nannte sie nicht nur *footmen*, sondern auch *henchmen*, *gofers*, *minions*, *lackeys*, *cronies*, *menials*, *attendants*, *hirelings*, *knaves*, *myrmidons*, *retainers* und *valets* – und das sind nur diejenigen, die mir sofort einfallen. Sie alle sind nicht zu verwechseln mit den *toadies*, *cronies*, *sidekicks*, *sycophants*, *parasites*, *stooges*, *yes-men* und Ähnlichen, die in die Kategorie unabhängiger Hofschranzen gehören. Es lohnt sich darauf hinzuweisen, dass es an den europäischen Königshöfen tatsächlich die Höflinge

waren, die keine nützliche Funktion erfüllten; die uniformierten Diener verrichteten alle möglichen seltsamen Beschäftigungen, wenn sie nicht bei zeremoniellen Veranstaltungen herumstanden. Es ging aber vor allem darum, dass sie so aussahen, als würden sie nicht herumstehen.

[7] Mir ist klar, dass in Wirklichkeit nur sehr selten ein so hoher Anteil abgeschöpft wird, aber wie ich schon gesagt habe, ist dies nur ein Gedankenexperiment zur Verdeutlichung der Dynamik, die sich in solchen Situationen zu entwickeln pflegt.

[8] Man könnte sogar sagen: Das ist eines der Dinge, aus denen »Ehre« historisch bestand.

[9] Die Zahl der Hausangestellten ist in den nordatlantischen Ländern seit dem Ersten Weltkrieg rapide gesunken, aber ihren Rang nahmen zu einem großen Teil zunächst sogenannte Servicemitarbeiter ein und dann die stets wachsenden Heerscharen der Verwaltungsassistenten und anderer derartiger Untergebenen im Unternehmenssektor. Ein Beispiel dafür, wie der alte feudale Stil unnötiger Arbeit noch in die heutige Zeit hineinwirkt, liefert der folgende Bericht: »Mein Freund arbeitet selbst an einem Film in einem alten Landhaus in Hertfordshire. Dort macht er Botengänge und sorgt dafür, dass das Filmteam das hübsche alte Gebäude nicht in Unordnung bringt. Am Ende jedes Tages muss er zwei ganze Stunden ›Kerzenwache‹ halten. Der Lord und die Dame des Hauses hatten dem Team gesagt, nach dem Löschen der Kerzen in der Haupthalle müsse jemand sie

mindestens zwei Stunden lang bewachen, um sicherzustellen, dass sie nicht von selbst wieder zu brennen beginnen und das Haus in Brand setzen. Mein Freund darf die Kerzen nicht in Wasser tauchen oder auf andere Weise ›mogeln‹.« Als ich ihn fragte, warum er die Kerzen nicht in Wasser tauchen dürfe, erwiderte er: »Das haben sie mir nicht erklärt.«

[10] Nur um es vollkommen deutlich zu machen: Viele Rezeptionistinnen erfüllen durchaus eine notwendige Funktion. Ich meine hier nur diejenigen, bei denen das nicht der Fall ist.

[11] Nebenbei bemerkt gilt das Gleiche auch heute noch. Ich persönlich kenne eine junge Frau, die zwar keinerlei militärische Erfahrungen hat, aber am Ende persönliche Assistentin eines NATO-Beamten wurde und sogar viele strategische Pläne für Operationen an Kriegsschauplätzen schrieb (und ich habe auch keinen Grund zu der Annahme, dass ihre Pläne weniger gut oder besser waren als solche, die ein NATO-General hätte schreiben können).

[12] Und das stimmt zumindest für Hightech-Waffen. Man könnte die Ansicht vertreten, dass die meisten Länder auch Armeen unterhalten, um echte oder potenzielle innere Unruhen zu unterdrücken, aber dazu sind nur in den seltensten Fällen Kampfflugzeuge, U-Boote oder Lenkflugkörper erforderlich. Historisch verfolgt insbesondere Mexiko ausdrücklich die Strategie, kein Geld für solche teuren Spielzeuge auszugeben, und begründet das mit der geografischen Lage – die einzigen Staaten, mit denen Mexiko in Feindseligkeiten

eintreten könnte, wären die Vereinigten Staaten oder Guatemala. Würden sie Krieg gegen die Vereinigten Staaten führen, würden sie wahrscheinlich unabhängig von ihrer Bewaffnung verlieren; einen Krieg gegen Guatemala würden sie mit oder ohne Kampfflugzeuge gewinnen. Deshalb betreibt Mexiko nur eine Ausrüstung, die ausreicht, um Aufständische im Inneren zu bekämpfen.

[13] Solche Gespräche sind für mich besonders schwierig, denn in den 1980er Jahren gaben Akademiker wie ich die Vorstellung, die Verbrauchernachfrage sei das Produkt von Werbemanipulation, weitgehend auf; stattdessen setzte sich der Gedanke durch, dass die Verbraucher sich im Wesentlichen eine seltsam bruchstückhafte Identität zulegen, indem sie Konsumgüter zu Zwecken verwenden, für die sie nicht gedacht waren (als hätte sich jeder in Amerika in Snoop Doggy Dogg oder RuPaul verwandelt). Zugegeben: Ich war gegenüber dieser Erklärung immer misstrauisch. Eines ist aber klar: Viele in der Branche glauben ganz genau zu wissen, dass sie wirklich das sind, wofür alle sie in den 1960er und 1970er Jahren hielten.

[14] Eine einfache Form von Skripten in natürlicher Sprache, die bis auf das Ende der 1960er Jahre zurückgeht.

[15] Damit habe ich eigene Erfahrungen: An der LSE wird von den Dozenten erwartet, dass sie komplizierte Zeitverwendungsnachweise ausfüllen, in denen ihre wöchentlichen beruflichen Tätigkeiten Stunde für

Stunde aufgezeichnet werden. Die Formulare nehmen endlose feine Unterscheidungen zwischen verschiedenen Formen administrativer Tätigkeiten vor, aber eine eigene Kategorie für »Lesen und Schreiben von Büchern« gibt es nicht. Als ich darauf aufmerksam machte, sagte man mir, ich könne solche Tätigkeiten unter »LSE-finanzierte Forschung« eintragen. Das heißt, aus Sicht der Hochschule war an der Forschung wichtig, dass ich erstens für das Lesen und Schreiben keine eigene externe Finanzierung bekommen hatte und dass die Hochschule mich demnach zweitens dafür bezahlte, wenn ich meinen eigentlichen Beruf ausübte.

[16] Eine recht typische Aussage aus der IT-Branche: »Ich habe oft Projekte erlebt, die dazu gedacht waren, die Verantwortlichkeiten zu verschleiern, beispielsweise wenn ein IT-System evaluiert wird. Das hat nicht das Ziel, die Entscheidung zu beeinflussen, die irgendwo auf den Korridoren getroffen wird, sondern man will behaupten, dass alle angehört und alle Bedenken ernst genommen wurden. Da das Projekt nur eine Vorspiegelung ist, ist sämtliche Arbeit an dem Projekt vergeudet, aber das merken die Leute schnell, und dann nehmen sie es nicht mehr ernst.« Eine solche falsche Suche nach Konsens kommt sehr häufig in angeblich kollegialen Institutionen wie Hochschulen oder Nichtregierungsorganisationen vor, ist aber auch in den stärker hierarchisch organisierten Unternehmen weitverbreitet.

[17] Um einen Eindruck vom Ausmaß der Branche zu vermitteln: Die Citigroup gab 2014 bekannt, im

nächsten Jahr würden 30 000 Angestellte oder 13 Prozent des gesamten Personals im Bereich der Compliance arbeiten. Sital S. Patel: »Citi Will Have Almost 30,000 Employees in Compliance by Year-end«, *The Tell* (blog), MarketWatch, 14. Juli 2014, http://blogs.marketwatch.com/thetell/2014/07/14/citi-will-have-almost-30000-employees-in-compliance-by-year-end.

[18] Es sei denn natürlich, man würde sich bemühen, eine besondere Vereinbarung zu treffen, wonach ein anderer für sie den Papierkrieg erledigt, aber das kam aus irgendeinem Grund überhaupt nicht infrage.

[19] Ein weiteres gutes Beispiel für eine staatliche/private Kästchenankreuzerbranche ist das Bauwesen. Betrachten wir einmal die folgende Aussage: »Ich bin in dieser lukrativen Arbeitsrichtung der ›Beratung‹ für Bauanträge tätig. Früher, in den 1960er Jahren, war der einzige Berater, der Informationen für den Bauantrag lieferte, der Architekt. Heute ist der Bauantrag für ein größeres Gebäude von einer langen Liste von Berichten verschiedener Berater begleitet (darunter auch meinem!):Umweltfolgenabschätzung, Abschätzung der Folgen für Landschaft und Anblick, Verkehrsgutachten, Wind- und Mikroklimagutachten, Sonnenlicht/Tageslichtanalyse, Denkmalschutzgutachten, Archäologisches Gutachten, Landschaftspflegebericht, Baumgutachten, Überschwemmungsrisikogutachten … Und das ist noch nicht alles! Jeder Bericht ist 50 bis 100 Seiten lang, aber seltsamerweise sind die Gebäude, die dann

errichtet werden, hässliche Kästen, ganz ähnlich denen, die wir in den 1960er Jahren gebaut haben. Ich glaube also nicht, dass die Berichte irgendeinem Zweck dienen.«

[20] Oder angebliche Funktion.

[21] Ein Unternehmensberater schrieb: »Ich freue mich auf den Tag, an dem irgendjemand in meiner Branche den nächsten Schritt macht und eine richtige Sokal-Affäre lostritt – das heißt, dass er einen Beratungsbericht abliefert, der ausschließlich aus unbestimmten Geschäftsschlagworten besteht und keinerlei strukturierte Informationen enthält. Ich habe zwar den Verdacht, dass so etwas schon viele Male geschehen ist, nur waren sich die fraglichen Berater dessen nicht bewusst.«

[22] Das ist im Rückblick plausibel, denn wenn man medizinische Forschung betreibt, hat man alle diese Fachzeitschriften bereits in der Bibliothek, oder man hat Zugang zu digitalen Versionen; es gäbe keinen Grund, auf die Bibliotheksfernleihe zurückzugreifen.

[23] Interessant ist der Vergleich von Unternehmensmagazinen mit den Mitgliederzeitschriften der Gewerkschaften, die ihnen nach meiner Vermutung als literarische Form vorausgegangen sind. Sie enthalten sicher ebenfalls ein gewisses Maß an aufgeblasenen Artikeln, diskutieren aber auch ernsthafte Probleme. Mein Vater gehörte in New York der Druckergewerkschaft Amalgamated Lithographers Local 1 an, und ich weiß noch, wie ich als Kind stolz darauf war, dass ihre

eigene Hauszeitschrift *Lithopinion* das mit Abstand schönste Magazin war, das ich jemals gesehen hatte, weil sie erpicht darauf waren, neue grafische Verfahren zu demonstrieren. Außerdem enthielt sie aber auch handfeste politische Artikel.

[24] Kürzlich stellte sich beispielsweise in einer Umfrage heraus, dass 80 Prozent der Angestellten den Eindruck haben, ihre Manager seien nutzlos und sie könnten ihre Tätigkeit genauso gut ohne sie ausüben. Offensichtlich wird nicht dokumentiert, wie viele Manager dieser Ansicht zustimmen, aber man muss annehmen, dass die Zahl beträchtlich niedriger liegt (»Managers Can be Worse than Useless, Survey Finds«, *Central Valley Business Times*, 5. Dezember 2017, http://www.centralvalleybusinesstimes.com/stories/001/?ID=33748, abgerufen am 18. Dezember 2017).

[25] Wie wir noch genauer erfahren werden, gilt dies für Amerika und andere Länder nicht weniger.

[26] Hier spielt Chloe offenbar auf den Titel einer Version meines ursprünglichen Aufsatzes an, der auf evonomics.com unter dem Titel »Why Capitalism Creates Pointless Jobs« [Warum der Kapitalismus sinnlose Jobs schafft] erschienen war. Den Titel hatte ich nicht gemacht. Normalerweise vermeide ich es, Abstraktionen eine Handlungsmacht zuzuschreiben.

[27] Dies muss man vermuten, solange es keinen Grund für die Annahme gibt, dass sinnlose Beschäftigungen entweder mehr oder weniger unterstützende Arbeit brauchen als nützliche.

[28] Diese Zahl ist offensichtlich ungenau. Einerseits arbeitet ein großer Prozentsatz der Reinigungskräfte, Elektriker, Bauarbeiter und so weiter für Privatpersonen und überhaupt nicht für Firmen. Andererseits zähle ich die 13 Prozent mit, die erklären, sie seien nicht sicher, ob es sich bei ihrer Tätigkeit um Bullshit-Jobs handelt. Die Zahl von 50 Prozent (genauer gesagt: 50,3 Prozent) basiert auf der Annahme, dass diese beiden Faktoren sich gegenseitig ungefähr ausgleichen.

Kapitel 3

Warum bezeichnen sich die Inhaber von Bullshit-Jobs regelmäßig selbst als unglücklich?

[1] Und wie wir noch genauer erfahren werden, sind auch diese in der Regel höchst ambivalent.

[2] Nachdem ich dies geschrieben hatte, legte ich meine Analyse Eric vor. Er bestätigte sie und fügte weitere Details hinzu: »Ich konnte eindeutig sehen, dass Kinder aus der Mittel- und oberen Mittelschicht die niedrigeren Ränge dieser Tätigkeit als Weg ansahen, um ihre Karriere voranzubringen – teilweise auch dadurch, dass sie rund um die Arbeit Geselligkeit pflegten. (Sie sahen sich am Wochenende bei irgendjemandem in der Reihenhaussiedlung Rugby an oder gingen zum Cocktail in irgendwelche schäbigen Weinbars, aber immer bauten sie an ihren Netzwerken.) Für manche war es nur ein Lückenfüller

für eine ansonsten leere Stelle im Lebenslauf, bis ein Angehöriger eine bessere Stelle für sie gefunden hatte.« Außerdem fügte er noch hinzu: »Es ist interessant, dass Sie den Gedanken einer betreuenden Klasse erwähnen. Als ich in dieser Position gekündigt hatte, sagte mein Vater als Erstes, ich sei ein verrückter Idiot, dass ich ein so gutes Gehalt ablehnte.« Als Zweites fragte er: »Was könnte dieser Job eigentlich für irgendjemanden Gutes tun?«Andererseits wies Eric darauf hin, dass er jetzt zwei höhere Berufsabschlüsse hatte, außerdem ein Forschungsstipendium und eine erfolgreiche Karriere – vieles davon führt er darauf zurück, dass er die Gesellschaftstheorie kennenlernte, als er in dem besetzten Haus wohnte.

[3] Dies wurde mehr oder weniger von Rufus bestätigt, als ich mich nach der Motivation seines Vaters erkundigte: Er sagte, sein Vater könne das Unternehmen ebenfalls nicht ausstehen, habe ebenfalls das Gefühl, in einem Bullshit-Job zu stecken, und wolle nur, dass sein Sohn etwas hatte, was er in seinen Lebenslauf schreiben konnte. Es bleibt die Frage, warum er als Vizepräsident nicht einfach hätte lügen können.

[4] Interessant ist die Feststellung, dass der britische Wohlfahrtsstaat wie die meisten Wohlfahrtsstaaten in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bewusst entgegen dem Prinzip aufgebaut wurde, man müsse die Armen zur Arbeit zwingen. Das änderte sich fast überall seit den 1970er Jahren.

[5] Seit den 1970er Jahren gaben 74 bis 80 Prozent der Arbeiter in Umfragen regelmäßig an, sie würden weiter arbeiten, auch wenn sie im Lotto gewinnen würden oder auf andere Weise zu einem Vermögen kämen. Die erste Studie stammte von Morse und Weiss (1966), wurde seither aber häufig bestätigt.

[6] Hierzu die klassische Quelle: Robert D. Atkinson (2002): »Prison Labor. It's More than Breaking Rocks«. *Policy Report*. Washington, DC, Progressive Policy Institute – indem ich den Bericht zitiere, unterstütze ich aber in keiner Weise die Schlussfolgerungen der Polizei, man solle Gefängnisarbeit allgemein für die Industrie verfügbar machen!

[7] Was ebenso entscheidend ist: Es wäre für sie ebenso einfach gewesen, es nicht zu tun. Deshalb definierte Groos die damit verbundene Freude als Gefühl von Freiheit.

[8] So schreibt beispielsweise G. A. Klein, ein weiterer Psychoanalytiker: »Wenn das Baby zum ersten Mal nach Gegenständen greift, sich aufsetzt, zu gehen versucht, beginnt ein Prozess, der am Ende zu dem Gefühl führt, dass Ort und Ursprung dieser Leistungen in ihm selbst liegen. Wenn das Kind somit spürt, wie der Wandel seinen Ursprung in ihm selbst hat, besitzt es auch erstmals ein Gefühl, es selbst zu sein, eine nicht nur physisch, sondern auch psychisch eigenständige Einheit« (1976: 275).Francis Broucek äußert in »The Sense of Self«, *Bulletin of the Menninger Clinic* 41 (1977): 86 den Eindruck, dass dies nicht weit genug geht: »Das Gefühl, etwas

bewirken zu können, steht, ist das Kernstück des primitiven Ichgefühls und keine Eigenschaft eines bereits definierten Ichs. Dieses primitive Gefühl der Wirksamkeit wird in der psychoanalytischen Literatur als infantile Omnipotenz bezeichnet – ein Gefühl der Wirksamkeit, dessen Grenzen noch nicht begriffen werden … Das primäre Ichgefühl erwächst aus der Freude, etwas zu bewirken, in Verbindung mit der gelungenen Entsprechung zwischen Absicht und Effekt.« Demnach liegt eine grundsätzliche Freude in dem Wissen über die eigene Existenz, das an die Freiheit gebunden ist, in der Umwelt einschließlich anderer Menschen etwas bewirken zu können, und zwar anfangs ungeachtet dessen, was es sein mag.

[9] Francis Broucek: »Efficacy in Infancy. A Review of Some Experimental Studies and Their Possible Implications to Clinical Theory«, *International Journal of Psycho-Analysis* 60 (1. Januar 1979): 314. »Die völlige innere Trennung von der Umwelt als Reaktion auf solche Traumata dürfte ein Vorbote späterer schizophrener, depressiver, narzisstischer oder phobischer Verhaltensweisen sein, abhängig von der Häufigkeit, Schwere und Dauer der Erlebnisse oder des ausgebliebenen Einflusses oder unerfüllter Erwartungen, vom Alter, in dem solche Traumata eintreten, und davon, welcher Anteil des Ichgefühls auf der Grundlage der Erfahrung, etwas bewirken zu können, vor den Traumata bereits angelegt war.«

[10] Natürlich biete ich hier eine stark vereinfachte Form von Schillers Philosophie.

[11] Juristisch rechtfertigten die meisten Sklavenhaltergesellschaften die Institution mit der juristischen Fiktion, Sklaven seien Kriegsgefangene – und tatsächlich wurden viele Sklaven in der Menschheitsgeschichte im Rahmen militärischer Operationen gefangen genommen. Die ersten Sträflingskolonnen wurden in römischen Plantagen eingesetzt. Sie bestanden aus Sklaven, die man wegen Ungehorsams oder Fluchtversuch im *ergastulum*, dem Gefängnis der Plantagen untergebracht hatte.

[12] Es gibt sicher Arbeiten über die Moralisten in China, Indien und der klassischen Antike sowie über ihre Vorstellungen von Arbeit und Müßiggang – zum Beispiel über die römische Unterscheidung zwischen *otium* und *negotium,* aber mir geht es hier eher um praktische Fragen wie die, seit wann überhaupt nutzlose Arbeit gegenüber keiner Arbeit bevorzugt wurde.

[13] Über die Weber des 16. und 17. Jahrhunderts schreibt E. P. Thompson: »Überall da, wo Männer über ihr eigenes Arbeitsleben bestimmten, wechselten in der Arbeitsverteilung Wellen intensiver Anstrengung mit Müßiggang ab. (Eine solche Verteilung hat sich bis heute bei manchen Selbstständigen erhalten – bei Künstlern, Schriftstellern, Kleinbauern und vielleicht auch bei Studierenden; das wirft die Frage auf, ob dies nicht für Menschen ein ›natürlicher‹ Arbeitsrhythmus ist.) Am Montag oder Dienstag wurde der Handwebstuhl traditionsgemäß nach dem langsamen Gesang von Plen-ty of Time, Plen-ty of Time betrieben;

donnerstags und freitags hieß es dann A day t'lat, A day« (1967: 73).

[14] In meiner Highschool-Zeit war es bei den coolsten Schülern vor Prüfungen ein Machospiel, dass sie damit prahlten, wie viele Stunden sie zuvor ohne Schlaf gebüffelt hatten: 36, 48, ja, sogar 60 Stunden. Ein Machospiel war es, weil es unausgesprochen besagte, dass solche Schüler zuvor überhaupt nicht gelernt hatten, weil sie über wichtigere Dinge nachdenken mussten. Wie ich sehr schnell herausfand, waren die zusätzlichen Stunden des Lernens tatsächlich hilfreich, wenn man sich auf einen geistlosen Zombie reduzierte. Vermutlich ist das einer der Gründe, warum ich heute Professor bin.

[15] Das Musterbeispiel ist auch hier der Gegensatz von Jagen und Sammeln. Die auffälligste Ausnahme ist vermutlich die Kinderbetreuung: Sie ist im Wesentlichen eine Domäne der Frauen, ist aber auch immer für Geschichten gut.

[16] Ich lasse hier die Tätigkeit des Betreibens von Landgütern außer Acht, aber mir ist nicht klar, ob das zu jener Zeit als Arbeit galt. Ich vermute, es war nicht so.

[17] Historisch betrachtet, ist die Institution der Lohnarbeit ein komplizierter Nachzügler. Schon die Idee von Lohnarbeit setzt zwei schwierige begriffliche Schritte voraus. Erstens erfordert sie die Abstraktion der Anstrengung eines Menschen von seiner Person und seiner Arbeit. Wenn man einen Gegenstand von einem antiken Handwerker kaufte, erwarb man nicht

seine Mühe für das Objekt, das er nach seiner eigenen Zeiteinteilung und unter seinen eigenen Arbeitsbedingungen hergestellt hatte. Wenn man aber eine Abstraktion kauft, die Arbeitskraft, nutzt der Käufer sie nach einem Zeitplan und unter Bedingungen, die er (der Käufer) und nicht der »Eigentümer« der Arbeitskraft festlegt (und für die er normalerweise bezahlt, nachdem er sie verbraucht hat). Und zweitens erfordert das System der Lohnarbeit eine Methode, mit der man die gekaufte Arbeitskraft zu Zwecken der Bezahlung misst, und zwar in der Regel durch Einführung einer zweiten Abstraktion, der Arbeitszeit. M. I. Finley: *The Ancient Economy* (Berkeley: University of California Press, 1973), 65–66: »Wenn wir diese beiden begrifflichen Schritte nicht unter Intellektuellen, sondern unter gesellschaftlichen Gesichtspunkten betrachten, sollten wir ihre Größenordnung nicht unterschätzen; selbst die römischen Juristen fanden sie schwierig.«

[18] Ein früherer Christ wäre regelrecht beleidigt gewesen, denn Zeit gehörte für ihn eigentlich nur Gott.

[19] Homer berichtet allerdings über das Schicksal des »Ackerknechts«, des Gelegenheitsarbeiters in der Landwirtschaft, der sich auf diese Weise vermietete und eigentlich noch schlechter dran war als ein Sklave, denn der Sklave gehörte wenigstens einem angesehenen Haushalt an (*Odyssee* 11. 489–91).

[20] Diese Regel hat nur eine bemerkenswerte Ausnahme. In Demokratien waren die freien Bürger häufig bereit, sich an den Staat gegen Lohn für öffentliche Arbeiten

zu verdingen: Dies lag aber daran, dass der Staat ein Kollektiv war, zu dem jeder Bürger gehörte, und deshalb galt es im Wesentlichen als Arbeit im eigenen Interesse.

[21] Siehe David Graeber: »Turning Modes of Production Inside Out. Or, Why Capitalism Is a Transformation of Slavery (Short Version)«, *Critique of Anthropology* 26, no. 1 (März 2006): 61–81.

[22] E. E. Evans-Pritchard: *The Nuer. A Description of the Modes of Livelihood and Political Institutes of a Nilotic People* (Oxford: Clarendon Press, 1940), 103. Maurice Bloch vertritt in *Anthropology and the Cognitive Challenge* (Cambridge: Cambridge University Press, 2012), 80–94, die Ansicht, Evans-Pritchard übertreibe die Dinge; damit hat er zweifellos recht, wenn Evans-Pritchard tatsächlich die radikalen Argumente vertritt, die ihm manchmal zugeschrieben werden, was nach meiner Ansicht aber nicht stimmt. Ohnehin haben die Gegenargumente im Wesentlichen nicht mit den Alltagstätigkeiten zu tun, sondern mit einem Gespür für die historische Zeit.

[23] E. P. Thompson: »Time, Work Discipline and Industrial Capitalism«, *Past & Present* 38 (1967): 56–97.

[24] Klassische Aufsätze, die E. P. Thompsons Erkenntnisse bis ins Hochmittelalter erweitern, finden sich in Jacques Le Goff: *Time, Work and Culture in the Middle Ages* (Chicago: University of Chicago Press, 1982).

[25] Die Planer des modernen universellen Bildungssystems nahmen in alledem kein Blatt vor den Mund: Thompson selbst zitiert einige von ihnen. Ich

weiß noch, wie ich von einer Umfrage las, in der amerikanische Arbeitgeber gefragt wurden, was sie eigentlich erwarteten, wenn sie in einer Stellenanzeige forderten, ein Bewerber müsse einen Highschool-Abschluss haben: ein bestimmtes Maß an Belesenheit, oder an Rechenfähigkeit? Die große Mehrheit sagte, nein, eine Highschool-Ausbildung würde so etwas nach ihren Erfahrungen nicht garantieren – vor allem erwarteten sie, dass der Arbeitnehmer in der Lage sei, pünktlich zu erscheinen. Was aber interessant war: Je höher das Bildungsniveau war, desto selbstständiger waren die Studierenden und desto stärker kristallisierte sich wieder die alte, episodenhafte Arbeitsverteilung heraus.

[26] Der westindische Marxist Eric Williams (1966) wies als Erster darauf hin, wie die Geschichte der Plantagen die Methoden der Arbeiterkontrolle geprägt hat, die später in Fabriken angewandt wurden; Marcus Rediker nimmt in *The Slave Ship. A Human History* (London: Penguin, 2004) die Schiffe hinzu und konzentriert sich auf Kauffahrer, die aktiv am Sklavenhandel beteiligt waren – das zweite große Experimentierfeld für eine rationalisierte Arbeitsdisziplin in der Phase des Kaufmannskapitals. Marineschiffe sind ebenfalls von Bedeutung, insbesondere weil sie sich oft unfreier Arbeit bedienten: Viele Seeleute wurden gegen ihren Willen zum Dienst »gepresst«. In allen diesen Umfeldern fehlten lange Traditionen in der Frage, was man von einem Angestellten verlangen konnte und was nicht – was sich noch heute in Bereichen, die sich

unmittelbarer aus Feudalbeziehungen entwickelt haben, bemerkbar macht. So konnte die streng überwachte Arbeit selbst rund um die neuen Ideale einer von der Uhr bestimmten Effizienz organisiert werden.

[27] Dass das alles nicht auf der Hand liegt, liegt unter anderem daran, dass wir darauf konditioniert sind, uns unter »Lohnarbeit« vor allem die Arbeit in Fabriken vorzustellen, und die Fabrikarbeit wiederum als Fließbandarbeit, bei der das Arbeitstempo von den Maschinen vorgegeben wird. In Wirklichkeit war nur ein sehr kleiner Anteil der Lohnarbeit auch Fabrikarbeit, und davon wiederum basierte nur ein kleiner Anteil auf Transport- oder Fließbändern. Genauer werde ich die Auswirkungen solcher falschen Vorstellungen in Kapitel 6 betrachten.

[28] Sie glauben mir nicht? Hier kann man sie mieten: www.smashpartyentertainment.com/living-statues-art.

[29] Ich war ein wenig überrascht, dass jemand, der um 1900 oder 1910 geboren war, eine solche Einstellung bereits verinnerlicht hatte; deshalb fragte ich Wendy, ob ihre Großmutter irgendwann einmal einen Vorgesetzten oder Arbeitgeber gehabt hätte. Sie glaubte das nicht, stellte aber später fest, dass ihre Großmutter viele Jahre zuvor für kurze Zeit an der Leitung einer Kette von Lebensmittelläden mitgearbeitet hatte.

Kapitel 4

[1] Üb. v. D. Kulla; Löhrbach: Werner Pieper & Die Grüne Kraft, o. J., 8.

[2] Wie im vorangegangenen Kapitel bereits erwähnt, ist die ganze Unterrichtsstunden-Struktur tatsächlich nur eine Methode, um den Schülern die zeitliche Disziplin für die spätere Arbeit in der Fabrik beizubringen, und unter diesem Gesichtspunkt kann man sie als überflüssig betrachten. Aber so ist das System nun einmal.

[3] Meine Übersetzung aus dem Französischen: Je suis conseiller technique en insolvabilité dans un ministère qui serait l'équivalent de l'Inland Revenue. Environ 5 percent de ma tâche est de donner des conseil techniques. Le reste de la journée j'explique à mes collègues des procédures incompréhensibles, je les aide à trouver des directives qui ne servent à rien, I cheer up the troops, je réattribue des dossiers que »le système« a mal dirigé.Curieusement j'aime aller au travail. J'ai l'impression que je suis payé 60 000 $ / an pour faire l'équivalent d'un Sudoku ou mots croisés.

[4] Natürlich sind solche Umfelder für Angehörige der Öffentlichkeit, die mit derartigen Beamten zu tun haben, nicht annähernd so sorgenfrei.

[5] Die Zahl von vier Prozent gilt natürlich nur, wenn keiner der befragten Arbeiter den Eindruck hat, seine Arbeit sei nützlich, aber nicht erfüllend – was unwahrscheinlich ist.

[6] Zwar sagen Vorgesetzte ihren Mitarbeitenden nur selten ins Gesicht, dass sie nur so tun sollen, als ob sie arbeiten, aber gelegentlich kommt es vor. Ein Autoverkäufer schrieb: »Wenn ich ein Gehalt bekomme, muss ich nach Ansicht meiner Vorgesetzten ›irgendetwas‹ machen und ›so tun‹, als wäre ich produktiv, obwohl die Arbeit in Wirklichkeit keinerlei Wert hat. Also verbringe ich mehrere Stunden am Tag damit, Telefongespräche mit niemandem zu führen. Hat das irgendeinen Sinn?« Zu viel Ehrlichkeit in solchen Fragen ist anscheinend nahezu überall ein großes Tabu. Ich weiß noch, wie ich während meiner Doktorandenzeit einmal für kurze Zeit für einen marxistischen Professor recherchierte, der sich neben anderen Dingen auf die Politik des Widerstands am Arbeitsplatz spezialisiert hatte. Wenn ich irgendjemandem gegenüber ehrlich sein konnte, so glaubte ich, dann ihm gegenüber, und deshalb fragte ich ihn, nachdem er mir meinen Stundenplan erklärt hatte: »Wie viel darf ich lügen? Wie viele Stunden kann man einfach erfinden?« Er sah mich an, als hätte ich gerade gesagt, ich sei ein Stück Sternenstaub aus einer anderen Galaxis, also wechselte ich schnell das Thema und nahm an, die Antwort laute »in diskretem Rahmen«.

[7] An vielen Arbeitsplätzen ist man sich der Gefahren legerer Vorgesetzter nur allzu bewusst und ergreift aktiv Maßnahmen, um sie in die Schranken zu weisen. Die Arbeit an der Theke einer Fast-Food-Kette ist natürlich nach meinen Begriffen in der Regel ein

Scheißjob, aber kein Bullshit-Job; solche Arbeitskräfte sagen ja häufig, jede Filiale sei sorgfältig mit Überwachungskameras verkabelt, damit Arbeitskräfte, die nichts zu tun haben, nicht nur herumsitzen und sich ausruhen; wenn sie von der Überwachung an irgendeiner zentralen Stelle dabei beobachtet werden, wird ihr Vorgesetzter herbeizitiert und gemaßregelt.

[8] Roy Baumeister, Sara Wotman und Arlene Stillwell: »Unrequited Love. On Heartbreak, Anger, Guilt, Scriptlessness, and Humiliation«, *Journal of Personality and Social Psychology* 64, no. 3 (März 1993): 377–394. Eine Freundin, die früher eine längere Affäre mit einem verheirateten Mann hatte, stellte eine ähnliche Schwierigkeit fest: Im Gegensatz zu der betrogenen Ehefrau gibt es nur sehr wenige kulturelle Vorbilder, die der »anderen Frau« sagen könnten, wie sie sich fühlen soll. Sie denkt daran, ein Buch zu schreiben, um diese Lücke zu füllen. Ich hoffe, sie wird es tun.

[9] Der Softwareentwickler trug eine interessante Erkenntnis bei: Nach seiner Vermutung erfüllen die Feindseligkeit und der gegenseitige Hass in einem Bullshit-Büro in Wirklichkeit vielleicht eine Funktion, weil sie die Beschäftigten dazu anregen, überhaupt etwas zu tun. Über seine Arbeit in einer offensichtlich zum Scheitern verurteilten Firma für Bannerwerbung, die ihn deprimiert und krank machte, berichtet er: »Ich war so gelangweilt, dass ein paar Programmierer beim Management (entschuldige, Meister Scrum) wegen meiner Produktivität hetzten. Also gab er mir

feindselig einen Monat, um mich zu beweisen, und er bemühte sich, Belege zu finden, dass ich ärztliche Atteste übersah. Nach zwei Wochen hatte ich mehr geleistet als das ganze übrige Team zusammen, und der leitende Architekt des Unternehmens bezeichnete mein Programm als ›perfekt‹. Plötzlich war Meister Scrum wieder das Lächeln und die Freundlichkeit selbst, und er sagte mir, die ärztlichen Bescheinigungen seien bedeutungslos.Ich gab ihm den Rat, mich weiterhin zu beleidigen und mit Entlassung zu drohen, wenn er wollte, dass ich ein Leistungsträger blieb. Es war meine verdrehte Form von Spaß. Wie ein Idiot weigerte er sich.Lektion: Hass ist ein großartiger Motivator, zumindest wenn weder Leidenschaft noch Spaß im Spiel ist. Vielleicht erklärt das viel von der Aggression am Arbeitsplatz. Wenn wir Kämpfe mit jemandem austragen, haben wir wenigstens einen Grund weiterzumachen.«

[10] Erich Fromm: *Anatomie der menschlichen Destruktivität*. Reinbek: Rowohlt, 1996. Fromms wichtigstes Beispiel für einen nichtsexuellen Sadisten ist Josef Stalin, und als nichtsexuellen Nekrophilen nennt er Adolf Hitler.

[11] Lynn Chancer: *Sadomasochism in Everyday Life. The Dynamics of Power and Powerlessness.* New Brunswick, NJ: Rutgers University Press, 1992.

[12] In Liebesromanen kommen zum Beispiel häufig attraktive Männer vor, die grausam und herzlos zu sein scheinen, sich letztlich aber stattdessen als warmherzig und anständig erweisen. Man könnte die

Ansicht vertreten, dass BDSM-Praktiken aus Sicht der unterwürfigen Frau die verschlüsselte Möglichkeit bilden, dass diese Verwandlung im Rahmen der Struktur des Ereignisses und letztlich unter ihrer Kontrolle stattfindet.

[13] So heißt es beispielsweise in Artikel 23 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen: »Jeder hat das Recht auf Arbeit, auf freie Berufswahl, auf gerechte und befriedigende Arbeitsbedingungen sowie auf Schutz vor Arbeitslosigkeit.« Ebenso garantiert die Erklärung gleiche Bezahlung für gleiche Arbeit, eine angemessene Entlohnung zur Ernährung einer Familie und das Recht, Gewerkschaften zu bilden. Über den Zweck der Arbeit als solche sagt sie nichts aus.

[14] In dem Büro gab es auch »eine Fülle von Schikanen und zutiefst seltsame Strategien« – die übliche sadomasochistische Dynamik, mit der man in einem hierarchischen Umfeld rechnen kann, und dann wie gewöhnlich verstärkt durch das gemeinsame, schuldbelastete Wissen, dass in Wirklichkeit nichts auf dem Spiel steht.

[15] Hier gab es zumindest vorübergehend ein Happy End: Wie Rachel berichtet, fand sie wenig später Arbeit bei einem Programm, mit dem armen Kindern Mathematik-Nachhilfeunterricht gegeben wurde. Es bietet alles, was sie bei ihrem Job in der Versicherung nicht hatte, und die Bezahlung ist so gut, dass sie sich sogar ein Aufbaustudium leisten kann.

[16] Patrick Butler: »Thousands Have Died After Being Found Fit for Work, DWP Figures Show«, *Guardian* (US), zuletzt geändert am 27. August 2015, www.theguardian.com/society/2015/aug/27/thousands-died-after-fit-for-work-asessment-dwp-figures.

[17] Mark: Ich persönlich habe mir oft gewünscht, ich wüsste nicht, dass mein Job Bullshit ist. Irgendwie so wie Neo sich in den Matrix-Filmen vielleicht manchmal gewünscht hat, er hätte nicht die rote Pille genommen. Ich verzweifle bis heute daran, dass ich im öffentlichen Dienst arbeite und Menschen helfen soll, in Wirklichkeit aber kaum einmal jemandem helfe. Außerdem empfinde ich ein Schuldgefühl, weil ich dafür vom Steuerzahler bezahlt werde.

[18] Er fügt hinzu: »Am besten wird die Situation in ›To Hell with Culture‹ von Herbert Read beschrieben.« Ich habe nachgesehen. Es ist nicht schlecht.

[19] Wichtig ist der Hinweis, dass die Fähigkeit, eine Rolle zu spielen, im beruflichen Umfeld allgemein viel wichtiger ist als die Fähigkeit, tatsächlich die Arbeit zu erledigen. Der Mathematiker Jeff Schmidt dokumentiert in seinem hervorragenden, 2001 erschienenen Buch *Disciplined Minds* sehr sorgfältig, wie die bürgerliche Versessenheit auf die Bevorzugung der Form gegenüber dem Inhalt in den Berufen zu Chaos geführt hat. Wie kommt es, so fragt er, dass Hochstapler nach dem Motto »Fang mich doch« oft so tun können, als seien sie Flugzeugpiloten oder Chirurgen, ohne dass irgendjemand merkt, dass sie für die Tätigkeit nicht qualifiziert sind? Die Antwort, die er

vorschlägt, lautet: Es ist nahezu unmöglich, aus einer professionellen Tätigkeit – selbst wenn es sich um einen Piloten oder Chirurgen handelt – wegen bloßer Unfähigkeit entlassen zu werden; man wird aber sehr leicht entlassen, wenn man die allgemein anerkannten Maßstäbe für das Verhalten nach außen missachtet, das heißt, wenn man die Rolle nicht richtig spielt. Die Hochstapler verfügen über keinerlei Fähigkeit, spielen die Rolle aber hervorragend; deshalb werden sie mit sehr viel geringerer Wahrscheinlichkeit von ihren Positionen entfernt als beispielsweise ein fähiger Pilot oder Chirurg, der sich offen gegen die unausgesprochenen äußeren Verhaltenskodizes stellt, die mit der Rolle verbunden sind.

[20] Wie sich in psychologischen Studien gezeigt hat, hat die Teilnahme an Protesten und Demonstrationen letztlich insgesamt einen gesundheitlichen Nutzen, weil sie den Stress vermindert und damit auch die Wahrscheinlichkeit von Herzkrankheiten und anderen Leiden senkt: John Drury: »Social Identity as a Source of Strength in Mass Emergencies and Other Crowd Events«, *International Journal of Mental Health* 32, no. 4 (1. Dezember 2003): 77–93; außerdem M. Klar und T. Kasser: »Some Benefits of Being an Activist«, *Political Psychology* 30, no. 5 (2009): 755–777. Allerdings konzentriert sich die Studie auf Demonstrationen; interessant wäre die Frage, ob der Effekt sich auch auf weniger konkrete Formen des Protests erstreckt.

[21] Viele kündigen dann natürlich aus Entsetzen und Ekel. Aber die wahren Zahlen kennen wir nicht. Rachel äußerte mir gegenüber die Vermutung, dass viele junge Leute, die nicht in teuren Metropolen wie London wohnen, weniger geneigt sind, bei der Stange zu bleiben, als ihre Eltern, einfach weil die Kosten für Wohnen und Leben im Allgemeinen so lächerlich aufgeblasen sind, dass heutzutage selbst ein Einstiegsgehalt in einem Unternehmen keine Stabilität und Sicherheit mehr gewährleistet.

Kapitel 5

Warum vermehren sich die Bullshit-Jobs?

[1] Louis D. Johnston: »History Lessons. Understanding the Declines in Manufacturing«, *MinnPost*, zuletzt geändert am 22. Februar 2012, www.minnpost.com/macro-micro-minnesota/2012/02/history-lessons-understanding-decline-manufacturing.

[2] Der Versuch, sie alle aufzuzählen, wäre vergeblich, aber das Buch von Reich war *The Work of Nations* (1993) [dt. *Die neue Weltwirtschaft. Das Ende der nationalen Ökonomie*], und die klassische Erläuterung der immateriellen Arbeit stammt von Maurizio Lazzarato (1996), berühmt wurde sie aber vor allem durch das Buch von Hardt und Negri: *Empire* [dt. *Empire*], in dem der Aufstand der Computerfreaks vorhergesagt wird.

[3] Es gibt viele solche Studien. Siehe beispielsweise Western und Olin Wright (1994).

[4] Ein Freund von mir war früher heroinabhängig und ließ sich in einem Methadonprogramm behandeln. Da er es leid war, darauf zu warten, wann er nach Ansicht der Ärzte »so weit« war, dass er seine Dosis reduzieren konnte, fing er irgendwann an, jeden Tag ein wenig von der Droge wegzuwerfen, bis er einige Monate später triumphierend verkünden konnte, er sei clean. Sein Arzt war wütend und sagte ihm, nur Profis hätten die Kompetenz zu entscheiden, wann er dies hätte tun sollen. Wie sich herausstellte, basierte die Finanzierung des Programms auf der Anzahl der Patienten, die daran teilnahmen, und so bestand kein Anreiz, einen von ihnen wirklich von der Droge zu befreien.Man sollte nie unterschätzen, mit welcher Macht Institutionen sich darum bemühen, sich selbst zu erhalten. Der 30-jährige Stillstand des israelisch-palästinensischen »Friedensprozesses« – wenn man ihn heute überhaupt noch so nennen kann – ist unter anderem damit zu erklären, dass es auf beiden Seiten heute mächtige institutionelle Strukturen gibt, die ihre ganze Daseinsberechtigung verlieren würden, wenn der Konflikt zu Ende wäre, und ebenso liegt es an dem riesigen »Friedensapparat« von Nichtregierungsorganisationen und UN-Bürokraten, deren Karrieren vollständig von der Aufrechterhaltung der Fiktion abhängt, dass tatsächlich ein »Friedensprozesses« stattfindet.

[5] UKIP zählt nicht.

[6] Um allen Vorwürfen des Essenzialismus zuvorzukommen: Ich schlage diese drei Ebenen als Formen der Analyse vor, möchte aber damit nicht sagen, es gäbe unterschiedliche Ebenen der gesellschaftlichen Realität, die in irgendeiner Hinsicht eigenständig existieren.

[7] Wenn wir über Marx sprechen, frage ich manchmal meine Studierenden: »Wie hoch war die Arbeitslosenquote im alten Griechenland? Oder im mittelalterlichen China?« Die Antwort lautet natürlich: Null. Dass ein großer Anteil der Bevölkerung arbeiten möchte, aber nicht arbeiten kann, ist anscheinend eine Besonderheit der »kapitalistischen Produktionsweise«, wie Marx sie gern nannte. Es scheint aber wie die Staatsschulden ein strukturelles Merkmal des Systems zu sein und muss dennoch so behandelt werden, als wäre es ein Problem, das es zu lösen gilt.

[8] Um ein zufällig gewähltes Beispiel zu nennen: Der berühmte »Marsch nach Washington« im Jahr 1963, bei dem Martin Luther King seine berühmte »I have a dream«-Rede hielt, hieß offiziell »Marsch nach Washington für Arbeitsplätze und Freiheit«: »Zu den Forderungen gehörten nicht nur Maßnahmen gegen die Diskriminierung, sondern auch eine Wirtschaft mit Vollbeschäftigung, Arbeitsplatzprogramme und eine Erhöhung der Mindestlöhne« (Touré F. Reed: »Why Liberals Separate Race from Class«, *Jacobin* 8.22. 2015, www.jacobin-mag.com/2015/08/bernie-sanders-black-lives-matter-civil-rights-movement/), abgerufen am 10. Juni 2017.

[9] David Sirota: »Mr. Obama Goes to Washington«, *Nation*, 26. Juni 2006.

[10] Manch einer wird natürlich die Ansicht vertreten, Obama sei hier unaufrichtig gewesen; damit spielt man die politische Macht der privaten Gesundheitsindustrie ebenso herunter, wie Politiker die Bankenrettung mit der Behauptung rechtfertigten, sie sei im Interesse der Millionen kleinen Bankangestellten gewesen, die ansonsten ihre Arbeitsplätze verloren hätten – eine Sorge, die sie mit ziemlicher Sicherheit nicht an den Tag legen, wenn beispielsweise Transport- oder Textilarbeiter von Arbeitslosigkeit bedroht sind. Aber schon die Tatsache, dass er dieses Argument anführte, ist entlarvend.

[11] Für diejenigen, die mir vorwerfen, ich sei ein paranoider Verschwörungstheoretiker, weil ich die Vermutung äußere, dass die Regierung bewusst an der Schaffung und Beibehaltung von Bullshit-Jobs mitwirkt, schließe ich hiermit meine Beweisführung ab. Wenn man nicht annimmt, dass Obama im Hinblick auf seine wahren Motive log (und wenn das der Fall war, wer ist dann eigentlich der Verschwörungstheoretiker?), müssen wir eingestehen, dass unsere Regierenden sich tatsächlich bewusst sind, dass »marktwirtschaftliche Lösungen« zu Ineffizienz und insbesondere zu unnötigen Arbeitsplätzen führen, und dass sie zumindest in manchen Zusammenhängen genau aus diesem Grund mit Wohlgefallen darauf blicken.

[12] In diesem Zusammenhang sollte ich darauf hinweisen, dass das Gleiche auch für viele orthodoxe Marxisten

gilt: Da Arbeit nach Marx’ Definition in der kapitalistischen Produktionsweise immer einen Mehrwert schaffen muss oder zur Neuschaffung des Apparats der Wertschöpfung beiträgt, muss der Anschein, eine Tätigkeit sei nutzlos, nach ihrer Ansicht eine Illusion sein, die auf einer falschen, volkstümlichen Theorie des gesellschaftlichen Wertes aufseiten des Stelleninhabers basiert. Das ist eigentlich ebenso ein Glaubensbekenntnis wie die Behauptung der Libertarier, der Markt könne nie für gesellschaftliche Probleme verantwortlich sein. Über die Frage, ob Marx wirklich diese Position vertrat, kann man diskutieren, aber selbst dann ist es im Wesentlichen eine theologische Debatte. Sie hängt letztlich davon ab, ob man die Voraussetzung anerkennt, dass der Kapitalismus ein System des Summierens ist – das heißt, innerhalb eines kapitalistischen Systems berechnet sich gesellschaftlicher Wert ausschließlich anhand des Marktes. Dieses Thema werde ich im nächsten Kapitel genauer erörtern.

[13] Das ist eine Präventivmaßnahme. In der Geschichte, das muss ich einräumen, ist es einem Autor, der naheliegende Einwände sofort aus dem Weg räumen wollte, fast nie gelungen, zukünftige Kritiker davon abzuhalten, diese Einwände tatsächlich zu erheben; im Allgemeinen tun sie einfach so, als hätte man ihre Einwände nie vorhergesehen, und dann ignorieren sie alle Gegenargumente, die bereits vorgebracht wurden.

Dennoch war ich der Ansicht, dass der Versuch sich lohnt.

[14] www.economist.com/blogs/freeexchange/2013/08/labourlabor-markets-0, abgerufen am 1. April 2017.

[15] So enthielt es beispielsweise krasse Fehler in der grundlegenden Logik: Der Autor versuchte, meine Argumentation zu widerlegen, wonach es häufig zu gesellschaftlichen Unruhen führt, wenn man den Arbeitern Sicherheit und Freizeit gibt; dazu verwies er auf Unruhen unter Arbeitskräften, die weder Sicherheit noch Freizeit hatten. Selbst wer keine Ausbildung in formaler Logik genossen hat und deshalb nie von dem logischen Fehler des Umkehrschlusses gehört hat, ist sich im Allgemeinen mit seinem gesunden Menschenverstand bewusst, dass die Aussage »wenn A, dann B« nicht gleichbedeutend ist mit »wenn B, dann A«. Oder, wie Lewis Carroll es so prägnant formulierte: »Du könntest ebenso gut sagen, ›ich sehe alles, was ich esse‹ sei das Gleiche wie ›ich esse alles, was ich sehe‹«.

[16] Der Name des Autors ist nicht angegeben.

[17] Wenn man fragt: »Wollen Sie wirklich sagen, dass der Markt immer recht hat?«, antworten sie häufig: »Ja, ich sage, der Markt hat immer recht.«

[18] Stattdessen geht man immer davon aus, dass die Beweislast bei denen liegt, die solche Behauptungen infrage stellen.

[19] Ich stelle nebenbei fest – und das wird später noch wichtig werden –, dass zwar die Zahl der Verwalter

gestiegen ist, die wahre Explosion hat aber beim Verwaltungs*personal* stattgefunden. Die Zahl, das sollte ich betonen, bezieht sich nicht auf Küchen- oder Reinigungspersonal, das in dieser Phase größtenteils outgesourct wurde, sondern auf die kleinen Verwaltungsangestellten.

[20] Die meisten Veränderungen, die sich unmittelbar auf die Lehre auswirken, wie beispielsweise Chat-Räume für Seminarteilnehmer, wurden von den Dozenten selbst gemanagt (deren Zahl proportional zurückging).

[21] Einige Phrasen, erzeugt nach dem Zufallsprinzip vom Financial Bullshit Generator, abgerufen am 4. Juli 2017: www.makebullshit.com/financial-bullshit-generator.php.

[22] Natürlich gibt es auch andere Unternehmen, die von ihrem Wesen her grundsätzlich betrügerisch sind – oder die sich in manchen Fällen der Aufgabe widmen, anderen die Mittel für den Betrug zu liefern. Eine Reihe von Zuschriften erhielt ich von Schreibern von College-Hausarbeiten. Es gab immer kluge Studierende oder Doktoranden, die bereit waren, ein wenig Geld zu verdienen, indem sie die Semesterarbeiten für faule Kommilitonen schrieben, aber in Amerika hat sich daraus in den vergangenen Jahren eine ganze Branche entwickelt, die auf nationaler Ebene koordiniert wird und Tausende von Vollzeit-Seminararbeitenschreibern beschäftigt. Einer davon äußerte mir gegenüber die Vermutung, die Branche sei das vorhersehbare Ergebnis des Zusammenfließens von Kredentialismus – der Tatsache,

dass heute in Amerika für den Zugang zu nahezu allen erstrebenswerten Stellen irgendein akademischer Abschluss erforderlich ist – und geschäftlicher Logik.Barry: »Als ich mit dieser Arbeit anfing, stellte ich mir vor, ich würde ständig neue, faszinierende Erkenntnisse über ein breites Spektrum verschiedener Themen gewinnen. Zwar hatte ich auch die Gelegenheit, in seltenen Fällen einen interessanten Aufsatz über Queer-Theorie oder blutrünstige römische Sportarten zu schreiben, im Wesentlichen musste ich aber feststellen, dass ich unzählige Aufsätze über Wirtschaft und Marketing schreibe.Bei genauerem Nachdenken erscheint mir das völlig plausibel. Die Hochschulbildung wird ständig damit gerechtfertigt, sie sei eine *Investition in die Zukunft*. Die erdrückende Last der Studiendarlehen auf sich zu nehmen, lohnt sich, weil sie eines Tages ein stabiles sechsstelliges Einkommen möglich macht. Ich kann mir nur schwer vorstellen, dass viele Leute studieren, um einen Bachelor of Business Administration zu machen, weil es ihre große Leidenschaft ist – ich bin ziemlich sicher, dass sie nur durch die Reifen hüpfen, um den Abschluss zu bekommen, den sie für den Weg zu einem hoch bezahlten Job halten. Was meine Klienten angeht, so sind sie selbst nach ihrer eigenen Einschätzung bereit, ihre Investition noch zu erhöhen, um im Gegenzug weniger arbeiten zu müssen und garantiert gute Noten zu bekommen. Der Betrag, den ich berechne, wenn ich ein paar entscheidende Arbeiten schreibe, ist nur ein winziger Bruchteil der

durchschnittlichen Studiengebühren.«Auch mir erscheint das plausibel. Wenn man wirklich etwas auf betriebswirtschaftliche Seminare gibt, in denen der Professor einem sagt, es sei vollkommen normal und sogar bewundernswert, wenn man sich bemüht, mit der geringstmöglichen Investition den größtmöglichen Nutzen zu erzielen, und wenn derselbe Professor einem dann eine Hausarbeit gibt, besteht wirklich kein Anlass, nicht jemanden einzustellen, der sie schreibt, wenn es so am effizientesten ist.

[23] Nur fürs Protokoll: Ich weiß nicht, wer von den vier es war.

[24] Ein weiterer Grund, der manchmal für die Vermehrung unnötiger Ebenen von Management oder Verwaltungspersonal genannt wird, ist der Schutz vor drohenden Rechtsstreitigkeiten. Aaron, ein Bankangestellter, berichtet: »Heute ist es durchaus üblich, dass man in großen Finanzinstituten die Funktion eines ›Stabschefs‹ hat … Solche Leute sind einfach ein unwirksamer Puffer zwischen den leitenden Managern und allen potenziellen Klagen von Behörden oder unzufriedenen Angestellten. Der Puffer funktioniert nie, denn bei Rechtsstreitigkeiten wird der Kläger in den Schriftsätzen immer den Leitenden mit Namen nennen, denn dann ist die Wahrscheinlichkeit, dass der Fall mit einem Vergleich beendet wird, um Peinlichkeiten zu vermeiden, am größten. Was also tun die Stabschefs am Ende? Nun, meist organisieren sie Besprechungen mit ihren leitenden Managern und ihren Leitungsteams, und dann vergeben sie Aufträge

für viele nutzlose Umfragen unter Managern, mit denen festgestellt werden soll, warum die Arbeitsmoral so niedrig ist (eine Frage, die man viel einfacher beantworten könnte, wenn man die Mitarbeitenden einfach fragt, was sie denken).«Oft kann man beobachten, dass sie Wohltätigkeitsveranstaltungen organisieren oder für aufgeblasene Artikel in Zeitungen oder Zeitschriften sorgen. Nach Aarons Angaben erfüllen heute häufig nicht mehr Mitarbeitende aus der Personalabteilung solche Funktionen, weil auch sie sich vor der juristischen Verantwortung fürchten. Natürlich ist die Situation in verschiedenen Banken unterschiedlich.

[25] Zugegebenermaßen ist wahrscheinlich von Bedeutung, dass das wirtschaftswissenschaftliche Institut in meinem College völlig von Marxisten beherrscht wurde; die Formulierung geht mindestens bis zu Perry Anderson (1974) zurück.

[26] Große Teile dieser Argumentation und mehrere Beispiele stammen aus dem ersten Kapitel von Graeber: *Utopia of Rules* [dt. *Bürokratie*].

[27] Natürlich wird es nicht so dargestellt, und natürlich wird die Produktion in allen Branchen, die sich als »kreativ« definieren, ob es nun Softwareentwicklung oder Grafikdesign ist, in der Regel an kleine Gruppen (die gefeierten Start-ups im Silicon Valley) outgesourct, die dann selbstständig arbeiten. Aber solche Leute werden häufig nicht bezahlt. Eine gute kritische Geschichte des Managerkults aus jüngerer Zeit ist die von Hanlon (2016).

[28] Es gibt unterschiedliche Definitionen des Feudalismus; das Spektrum reicht von jedem Wirtschaftssystem, das sich auf die Erhebung von Tributen stürzt, bis zu dem speziellen System in Nordeuropa während des Hochmittelalters, als Land in angeblich freiwilligen Vasallenbeziehungen im Austausch für Militärdienst zur Verfügung gestellt wurde – ein System, das außerhalb Europas vor allem in Japan dokumentiert ist. Aus dieser Sicht funktionierten die meisten anderen asiatischen Kaiser- und Königreiche als »Pfründen-Feudalismus«, wie Weber sie nennt: Darin zogen Herrscher oder wichtige Beamte die Einnahmen aus einem bestimmten Territorium ein, vereinnahmten sie aber nicht zwangsläufig für sich und gaben sie nicht unmittelbar wieder aus – ein Ansatz, den auch europäische Könige später überall durchzusetzen versuchten, wo sie die Macht hatten. Das alles könnte man endlos analysieren, ich möchte hier aber nur darauf hinweisen, wie in solchen Systemen, in denen manche Menschen die eigentlichen Produzenten sind, während andere vorwiegend die Aufgabe haben, Dinge hin und her zu bewegen, Letztere zwangsläufig in sehr ausgefeilten Befehlsketten organisiert werden. Ein besonders aufschlussreiches Beispiel ist in dieser Hinsicht das Ganda-Königreich, das im 19. Jahrhundert in Ostafrika existierte: Dort wurde die gesamte Landwirtschaft und die meiste produktive Arbeit von Frauen geleistet; die meisten Männer waren deshalb Teil einer hoch entwickelten Beamtenhierarchie, die sich vom Dorf bis zum König erstreckte, oder sie

dienten solchen Beamten als Lakaien oder Vasallen. Wo sich zu viele untätige Männer ansammelten, fingen die Herrscher einen Krieg an, oder sie trieben einfach einige Tausend zusammen und ermordeten sie. (Die beste aktuelle Zusammenfassung über den Feudalismus aus marxistischer Sicht ist die von Wood 2002; zu den Ganda siehe Ray 1991).

[29] Zitiert als anonyme Quelle in Alex Preston: »The War Against Humanities in Britain's Universities«, *The Guardian*, Education Section, 1, 29. März 2015.

[30] Man könnte die Ansicht vertreten, dass Marcel Duchamp, der ein Original in eine Galerie stellte und zum Kunstwerk erklärte, dem Eintritt des Managerkults in die Künste Tür und Tor öffnete. Jedenfalls war er am Ende entsetzt darüber, welche Tür er geöffnet hatte, und spielte während seiner letzten Lebensjahrzehnte Schach, denn das, so erklärte er, sei eines der wenigen Dinge, die er tun könne, ohne dass sie zur Ware erklärt werden.

[31] Vielfach hörte ich die Vermutung, ein Grund für die Mittelmäßigkeit oder sogar den schlichten Mangel an Zusammenhang vieler heutiger Filmdrehbücher bestehe darin, dass jede dieser überzähligen Personen in der Regel darauf besteht, mindestens eine oder zwei Zeilen zu verändern, nur um sagen zu können, sie habe einen gewissen Einfluss auf das Endprodukt gehabt. Davon hörte ich zum ersten Mal, als ich 2008 das absolut entsetzliche Remake von *Der Tag, an dem die Erde stillstand* sah. Die ganze Handlung schien nur dazu konstruiert, auf einen Augenblick der Erkenntnis

hinzusteuern, in dem der Außerirdische das wahre Wesen der Menschen versteht (nämlich dass sie nicht grundsätzlich böse sind, sondern nur sehr schlecht mit Trauer umgehen können). Aber als der Augenblick da ist, sagt der Außerirdische es nie. Ich fragte einen Freund aus der Branche, wie es dazu kommen konnte, und er versicherte mir, die Zeile, mit der ich gerechnet hatte, habe mit ziemlicher Sicherheit in dem ursprünglichen Drehbuch gestanden; aber dann müsse einer dieser nutzlosen Manager eingegriffen und sie geändert haben. »Wissen Sie, in der Regel laufen bei jeder Produktion Dutzende von diesen Typen herum, und jeder von ihnen hat das Gefühl, er müsse eingreifen und mindestens eine Zeile ändern – welchen Vorwand hätten sie sonst, überhaupt da zu sein?«

[32] Der Religionshistoriker Joseph Campbell vertrat in seinem Buch *The Hero with a Thousand Faces* [dt. *Der Heros in tausend Gestalten*] die Ansicht, alle Heldenmythen hätten letztlich die gleiche Handlung. Das Buch hatte gewaltigen Einfluss auf George Lucas, als dieser die Handlung für die ursprüngliche *Star-Wars*-Trilogie entwickelte. Campbells Überlegungen über eine allgemeine, archetypische Heldenerzählung gilt heute zwar im besten Fall als unterhaltsame Kuriosität unter Fachleuten für Epen oder Heldenmythen, seine Analyse würde aber vermutlich heute auch für Hollywood-Filme gelten: Fast alle Drehbuchautoren und Produzenten kennen das Buch und bemühen sich darum, es bei der Konstruktion von Handlungen zu nutzen.

[33] Holly Else: »Billions Lost in Bids to Secure EU Research Funding«, *Times Higher Education Supplement*, 6. Oktober 2016, abgerufen am 23. Juni 2017. www.timeshighereducation.com/news/billions-lost-in-bids-to-secure-european-union-research-funding#survey-answer.

[34] »Of Flying Cars and the Declining Rate of Profit«, *Baffler*, no. 19 (Frühjahr 2012): 66–84, erweiterte Version in Graeber: *Utopia of Rules* [dt. *Bürokratie*], 105–148.

[35] Diese Titel wurden tatsächlich mit einem Bullshit-Job-Titel-Zufallsgenerator von der Website BullshitJob erzeugt, www.bullshitjob.com/title.

[36] Die Argumentation in diesem Absatz ist eine stark gekürzte Version der Überlegungen im Einführungsaufsatz von Graeber: *Utopia of Rules* [dt. *Bürokratie*], 33–44.

Kapitel 6

Warum haben wir als Gesellschaft nichts gegen das Wachstum sinnloser Beschäftigung?

[1] Auf dem Höhepunkt der griechischen Schuldenkrise zum Beispiel herrschte in Deutschland nahezu einhellig die Meinung, man solle Griechenland seine Schulden nicht erlassen, weil griechische Arbeiter anspruchsvoll und faul seien. Demgegenüber standen Statistiken, wonach griechische Arbeiter mehr Arbeitsstunden leisteten als deutsche; dem wiederum

hielt man das Argument entgegen, dies stimme vielleicht auf dem Papier, aber griechische Arbeiter würden trödeln. Nirgendwo äußerte jemand die Vermutung, deutsche Arbeiter würden vielleicht zu hart arbeiten und ein Überproduktionsproblem schaffen, das man nur lösen konnte, indem man anderen Ländern Geld lieh, damit sie die produzierten Waren kaufen konnten, ganz zu schweigen von der Vorstellung, die griechische Art, das Leben zu genießen, sei in irgendeiner Form bewundernswert oder ein Vorbild für andere. Oder, um ein anderes Beispiel zu nennen: Als die französische Sozialistische Partei in den 1990er Jahren auf den Straßen für die 35-Stunden-Woche kämpfte, war ich verblüfft darüber, dass keine amerikanische Nachrichtenquelle in der Lage war, sich zur Erwähnung dieser Tatsache durchzuringen oder die Vermutung zu äußern, eine Verringerung der Arbeitszeit könne als etwas Gutes um seiner selbst willen gelten oder sogar etwas Gutes sein; vielmehr wurde sie nur als Taktik zur Verminderung der Arbeitslosigkeit dargestellt. Mit anderen Worten: Menschen zu erlauben, weniger zu arbeiten, kann nur dann als gesellschaftlich vorteilhaft gelten, wenn dadurch mehr Menschen die Möglichkeit zum Arbeiten erhalten.

[2] Bei diesem Maßstab handelt es sich – so der Fachbegriff – um den »Grenznutzen«: Er bezeichnet das Maß, in dem der Verbraucher eine zusätzliche Einheit der Ware auf diese Weise nützlich findet; wenn man also zu Hause bereits einen Vorrat von drei Stück

Seife oder auch drei Häuser hat, gibt er an, wie viel Nützlichkeit mit einem vierten noch hinzukommt. Die beste Kritik des Grenznutzens als Theorie für die Vorlieben der Verbraucher übt Steve Keen in *Debunking Economics*, 44–47.

[3] Um der Klarheit willen sollte ich hinzufügen, dass die meisten Vertreter der Arbeitswerttheorie dieses Argument nicht anführen; ein gewisser Wert stammt auch aus der Natur, darauf wies sogar Marx selbst hin, der berühmteste Vertreter der Arbeitswerttheorie.

[4] Genau diese Haltung nehmen natürlich die meisten radikalen Befürworter der freien Märkte ein.

[5] Da Reproduktion eigentlich »die Produktion der Produktion« ist, zählt auch die Instandhaltung der physischen Infrastruktur und anderer Elemente, die vom Kapitalismus ausgebeutet werden.

[6] Ähnliches geschieht auch im Bereich der Werte: Wenn man marktwirtschaftliche Vergleiche anstellen kann, geht man davon aus, dass sie irgendwie Zufall sind und nicht den wahren Wert des Gegenstands widerspiegeln. Niemand würde behaupten wollen, ein Hai von Damien Hirst wäre so viel wert wie 200 000 Meditationsaufenthalte im Vipassana-Kloster, oder ein solcher Aufenthalt habe den Wert von 100 Karamelleisbechern. Es ergibt sich einfach so.

[7] Insbesondere Beamte würden den Begriff »Hilfe« gegenüber dem Begriff »Wert« bevorzugen, aber sein Gebrauch war keineswegs auf Beamte beschränkt.

[8] Siehe Graeber 2013: 84–87.

[9] Ich gehe davon aus, dass es kein Genre von Musik, Kunst und so weiter gibt, das nicht bei einigen Menschen mehr Glück verursacht, als es anderen lästig ist. Damit könnte ich unrecht haben.

[10] Einige belgische Freunde berichteten mir, unter dem Strich seien die Auswirkungen extrem nützlich gewesen, denn nahezu alle Parteien hatten sich dem damals europaweiten Konsens über die Notwendigkeit einer Sparpolitik angeschlossen, aber da es in Belgien in diesem entscheidenden Augenblick keine Regierung gab, wurden Reformen nicht durchgeführt, und am Ende wuchs die belgische Wirtschaft beträchtlich schneller als die der Nachbarländer. Außerdem lohnt es sich anzumerken, dass Belgien sieben Regionalregierungen hat, die nicht betroffen waren.

[11] Caitlin Huston: »Uber IPO Prospects May Be Helped by Resignation of CEO Travis Kalanick«, *MarketWatch*, zuletzt geändert am 22. Juni 2017, www.marketwatch.com/story/uber-ipo-prospects-may-be-helped-by-resignation-of-ceo-travis-kalanick-2017-06-21.

[12] Derselbe Vergleich findet sich auch in Rutger Bregman: *Utopia for Realists. The Case for Universal Basic Income, Open Borders, and a 15-Hour Workweek* (New York: Little, Brown, 2017).Selbst Polizeistreiks haben nur selten die prophezeiten Auswirkungen. Im Dezember 2015 legte die New Yorker Polizei ihre Arbeit mit Ausnahme aller »dringenden« Polizeiaufgaben nieder; auf die Verbrechensquote hatte es keine Auswirkungen, aber die Einnahmen der Stadt

gingen zurück, weil keine Bußgelder für Verkehrsdelikte und ähnliche Ordnungswidrigkeiten erhoben wurden. Das vollständige Verschwinden der Polizei in einer Großstadt wegen eines vollständigen Streiks oder in einem dokumentierten Fall in Amsterdam während Massenfestnahmen durch die deutschen Besatzer im Zweiten Weltkrieg führt meist zu einem Anstieg von Eigentumsdelikten wie Einbruch, aber die Gewaltkriminalität ist nicht betroffen. In ländlichen Gebieten, in denen es eine gewisse Tradition der Selbstverwaltung gibt wie in dem Teil Madagaskars, in dem ich zwischen 1989 und 1991 lebte, wirkte sich der Rückzug der Polizei nach Sparmaßnahmen des Internationalen Währungsfonds fast überhaupt nicht aus – als ich 20 Jahre später noch einmal zu Besuch kam, waren die Menschen fast allgemein überzeugt, dass die Gewaltkriminalität seit der Rückkehr der Polizei stark angestiegen war.

[13] Benjamin B. Lockwood, Charles G. Nathanson und E. Glen Weyl: »Taxation and the Allocation of Talent«, *Journal of Political Economy* 125, no. 5 (Oktober 2017): 1635–1682, www.journals.uchicago.edu/doi/full/10.1086/693393. Die Angabe über die Marketingfachleute stammt aus einer früheren, 2012 erschienenen Version desselben Artikels mit dem gleichen Titel, die veröffentlicht wurde unter https://eighty-thousand-hours-wp-production.s3.amazonaws.com/2014/12/TaxationAndTheAllocationOfTalent_preview.pdf, 16.

[14] Eilis Lawlor, Helen Kersley und Susan Steed: *A Bit Rich. Calculating the Value to Society of Different Professions* (London: New Economics Foundation, 2009), http://b.3cdn.net/nefoundation/8c16eabdbadf83ca79_ojm6b-0fzh.pdf. Ich habe einige Gehälter standardisiert und Durchschnittswerte gebildet, wo der ursprüngliche Bericht manchmal Stundenlöhne angab, manchmal auch Jahresgehälter, im zweiten Fall aber in der Regel als Spannbreiten.

[15] Siehe zum Beispiel Gordon B. Lindsay, Ray M. Merrill und Riley J. Hedin: »The Contribution of Public Health and Improved Social Conditions to Increased Life Expectancy. An Analysis of Public Awareness«, *Journal of Community Medicine & Health Education* 4 (2014): 311–317; darin werden die allgemein anerkannten wissenschaftlichen Erkenntnisse über solche Themen der volkstümlichen Wahrnehmung gegenübergestellt, die davon ausgeht, dass Verbesserungen fast ausschließlich den Ärzten zu verdanken sind. https://www.omicsonline.org/open-access/the-contribution-of-public-health-and-improved-social-conditions-to-increased-life-expectancy-an-analysis-of-public-awareness-2161-0711-4-311.php?aid=35861.

[16] Eine weitere Ausnahme wären hoch bezahlte Sportler oder Unterhaltungskünstler. Viele von ihnen werden so gut bezahlt, dass sie häufig als Sinnbilder für Bullshit bezeichnet werden, aber ich neige dazu, anderer Meinung zu sein. Wenn es solchen Menschen gelingt, ins Leben anderer Glück oder Spannung zu bringen,

warum nicht? Natürlich könnte man danach fragen, um wie viel mehr sie für dieses Glück und die Spannung sorgen als die Teams um sie herum, die Mitarbeiter und Ähnliche, die weit weniger Geld erhalten.

[17] Wenn es andererseits mit den Gefahren der Tätigkeit zu tun hatte, wären die höchstbezahlten Arbeiter in Amerika entweder Holzfäller oder Fischer, und in Großbritannien wären es die Bauern.

[18] Ein (nach meiner Ansicht ziemlich begriffsstutziger) Wirtschaftswissenschaftler und Blogger namens Alex Tabarrok behauptete in einer Antwort auf meinen ursprünglichen Artikel über die Bullshit-Jobs, meine Aussage über das umgekehrte Verhältnis von Bezahlung und gesellschaftlichem Nutzen sei »ein großartiges Beispiel für fehlerhafte wirtschaftliche Überlegungen«, denn, so sagte er, ich würde einfach über das Wasser-Diamanten-Paradoxon reden (das auf das Mittelalter zurückgeht und von Adam Smith in berühmter Weise genutzt wurde, um eine Unterscheidung zwischen Gebrauchswert und Tauschwert zu treffen), und dieses Paradoxon sei schon vor einem Jahrhundert mit der Einführung des Begriffs eines Grenznutzens »gelöst« worden. In Wirklichkeit wurde es nach meinem Eindruck schon spätestens zu Zeiten von Galilei »gelöst«, aber seltsam ist an dieser Behauptung vor allem, dass ich es in meinen wirtschaftlichen Überlegungen überhaupt nicht verwendet hatte: Ich schlug keine Erklärung für das umgekehrte Verhältnis vor, sondern wies nur darauf hin, dass es existiert

(http://marginalrevolution.com/marginalrevolution/2013/10/bs-jobs-and-bs-economics.html). Wie kann der bloße Hinweis auf eine Tatsache eine fehlerhafte Überlegung sein? Das Beispiel mit dem Angebot an Krankenschwestern stammt aus Peter Frases Antwort auf den Artikel (www.jacobinmag.com/2013/10/the-ethic-of-marginal-value/); zu dem Überangebot an Anwälten siehe beispielsweise L. M. Sixel: »A Glut of Lawyers Dims Job Prospects for Many«, *Houston Chronicle* online, zuletzt geändert am 25. März 2016, http://wtonchronicle.com/business/article/A-glut-of-lawyers-dims-job-prospects-for-many-7099998.php. Ich sollte anmerken, dass Tabarroks Trick – man nehme eine einfache empirische Beobachtung, behauptet, sie sei ein wirtschaftswissenschaftliches Argument, und »widerlege« sie dann – bei schlechten Wirtschaftsbloggern häufig vorzukommen scheint. Einmal erlebte ich, wie eine einfache Beobachtung, die ich gemacht hatte – nämlich dass großzügige Kaufleute manchmal armen Kunden Rabatt auf lebensnotwendige Dinge geben –, als Versuch der »Widerlegung« der Wirtschaftstheorie bezeichnet wurde, und dann machte sich der Blogger daran, das Gegenteil zu beweisen – als würden Wirtschaftswissenschaftler wirklich glauben, dass Kaufleute niemals etwas aus Freundlichkeit tun!

[19] Das Argument begegnete mir zum ersten Mal in G. A. Cohen: »Back to Socialist Basics«, *New Left Review*, no. 207 (1994): 2–16, seiner Kritik am Manifest der Labour Party. In verschiedenen Versionen

findet es sich auch in seinen anderen Arbeiten, insbesondere in »Incentives, Inequality, and Community. The Tanner Lectures on Human Values« (Vorlesung, Stanford University, Stanford, CA, 21. und 23. Mai 1991, https://tannerlectures.utah.edu/_documents/a-to-z/c/cohen92.pdf).

[20] Damals in den 1990er Jahren, als ich noch mit Libertariern diskutierte, stellte ich fest, dass sie die Ungleichheit fast immer unter dem Gesichtspunkt der Arbeit rechtfertigten. Wenn ich beispielsweise beobachtete, dass ein unverhältnismäßig großer Anteil des gesellschaftlichen Reichtums nach oben umverteilt wurde, lautete eine typische Antwort sinngemäß: »Für mich zeigt das nur, dass manche Menschen härter arbeiten oder klüger arbeiten als andere.« Insbesondere diese Formulierung blieb mir wegen ihrer aufschlussreichen Schlüpfrigkeit immer im Gedächtnis. Natürlich kann man nicht wirklich die Ansicht vertreten, dass ein Vorstandsvorsitzender, der tausendmal mehr verdient als ein Busfahrer, auch tausendmal härter arbeitet – deshalb schmuggelt man das »klüger« hinein, was so viel wie »produktiver« bedeutet, hier aber anscheinend einfach nur besagen soll, dass man so arbeitet, dass man besser bezahlt wird. Vor einem absolut sinnlosen Zirkelschluss (sie sind klug, weil sie reich sind, weil sie klug sind und so weiter) wird diese Aussage nur gerettet, weil sie betont, dass (die meisten) sehr reichen Menschen tatsächlich einen Job haben.

[21] Das ist der Grund, warum die von ihnen herausgebrachten Bücher immer kürzer, immer stärker vereinfacht und immer schlechter recherchiert sind.

[22] Geoff Shullenberger: »The Rise of the Voluntariat«, *Jacobin* online, zuletzt geändert am 5. Mai 2014, www.jacobinmag.com/2014/05/the-rise-of-the-voluntariat.

[23] Quelle des deutschen Textes: http://w2.vatican.va/content/john-paul-ii/de/encyclicals/documents/hf_jp-ii_enc_14091981_laborem-exercens.html.

[24] Sehr schön formuliert es Bertrand Russell in seinem Aufsatz *Lob des Müßiggangs*: »Was ist eigentlich Arbeit? Es gibt zweierlei Arten: einmal, Verlagern der Materie auf oder nahe der Erdoberfläche in Bezug auf andere derartige Materien; zweitens, andere Leute anweisen, es zu tun. Arbeit der ersten Art ist unangenehm und schlecht bezahlt, der zweiten angenehm und hoch bezahlt« (2002: 12).

[25] Mose 3,16. Hannah Arendt vertritt in ihrem Werk *Vita activa oder Vom tätigen Leben* die Ansicht, nirgendwo in der Bibel werde nahegelegt, dass Arbeit als solche eine Bestrafung für Ungehorsam ist; Gott macht die Mühen einfach noch mühsamer; andere lesen das Erste Buch Mose durch Hesiod. Das könnte stimmen, aber es hat eigentlich auf meine Argumentation keine Auswirkungen; insbesondere seit Christen über das Thema schreiben und nachdenken, war dies jahrhundertelang die Bedeutung der biblischen Passage. Margaret Cavendish schrieb beispielsweise

1664: »Auch Tennis kann kein Zeitvertreib sein, denn … es liegt keine Erholung in schweißtreibender Arbeit; denn es ist dem Menschen als Fluch auferlegt, dass er im Schweiße seines Angesichts leben soll« (in Thomas 1999: 9). Nach der besten Darstellung der frühchristlichen Diskussionen über Adam und Eva war Augustinus der Urheber der Vorstellung, alle Menschen seien mit einem Makel behaftet und deshalb wegen der Erbsünde verflucht; siehe Pagels (1988).

[26] Der nächste Abschnitt ist zu großen Teilen eine Zusammenfassung meines früheren Aufsatzes »Manners, Deference, and Private Property« (1997), und der wiederum ist eine gekürzte Version meiner Masterarbeit *The Generalization of Avoidance. Manners and Possessive Individualism in Early Modern Europe* (Chicago, 1987). Klassische Arbeiten über die traditionellen Formen der Eheschließung in Nordeuropa und den Lebenszyklus-Dienst sind unter anderem Hajnal (1965, 1982), Laslett (1972, 1977, 1983, 1984), Stone (1977), Kassmaul (1981) und Wall (1983); eine aktuellere Übersicht über den Stand der Literatur gibt Cooper (2005). Der wichtigste Unterschied zwischen den Heiratsgewohnheiten in Nordeuropa und dem Mittelmeerraum bestand vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit darin, dass im Mittelmeerraum die Männer zwar häufig ebenfalls spät heirateten, die Frauen aber viel früher; der Lebenszyklus-Dienst beschränkte sich dort auf bestimmte gesellschaftliche und berufliche Gruppen, war aber nicht die Norm.

[27] Das englische Wort »waiter« bezeichnet heute natürlich den Kellner, der am Tisch im Restaurant »aufwartet« und ein Musterbeispiel für die »Dienstleistungswirtschaft« ist, der Begriff wurde in viktorianischen Haushalten aber vorwiegend für die Hausangestellten verwendet, die im Rang eine Stufe unter dem Butler standen. Das Wort »dumbwaiter« (das heute »Speiseaufzug« bedeutet) entstand ursprünglich, weil Diener, die das Essen in das Esszimmer des Hausherrn brachten, anschließend darüber tratschten, was sie von den Gesprächen der Personen am Tisch mitbekommen hatten; der mechanische »Diener« erfüllte die gleiche Aufgabe, konnte aber nicht sprechen.

[28] Das stimmt nicht. Die meisten wurden in der frühen Adoleszenz zu Lehrlingen.

[29] Ich habe es selbst in dem »Manners«-Artikel zitiert (1997: 716–717). Die Übersetzung geht zurück auf Charlotte A. Sneyd: *A relation, or rather A true account, of the island of England; with sundry particulars of the customs of these people, and of the royal revenues under King Henry the Seventh, about the year 1500, by an Italian*, Camden Society volume xxxvi, 1847, 14–15.

[30] Susan Brigden: »Youth and the English Reformation«, *Past & Present* 95 (1982): 37–38.

[31] Im England der Renaissance beispielsweise war der Vertreter des Königs häufig ein adliger Diener, der den Titel »Groom of the Stool« trug, weil es seine Aufgabe

war, den Nachttopf des Königs zu leeren (Starkey, 1977).

[32] Mein Vater war beispielsweise während des größten Teils seines Lebens Plattenreiniger in Werkstätten für Offset-Fotolithografie. Als ich mich zum ersten Mal mit mittelalterlicher Geschichte beschäftigte, erzählte ich ihm irgendwann vom System der Gilden. »Ja«, sagte er, »ich habe auch eine Lehre gemacht. Anschließend war ich ›fahrender Druckergeselle‹.« Als ich fragte, ob es auch Druckermeister gegeben hatte, sagte er: »Nein, Meister haben wir nicht mehr. Nun ja, es sei denn, du willst damit sagen, dass das der Chef ist.«

[33] Phillip Stubbes: *Anatomy of Abuses*, 1562. Diese Form der Einwände erreichte ihren Höhepunkt natürlich mit Malthus, der das Argument vertrat, die arbeitenden Klassen würden durch übermäßige Vermehrung alle in die Armut treiben, und sich dann für schlechte hygienische Bedingungen einsetzte, um sie zu töten. Der später zitierte Cazenove war ein Malthus-Schüler.

[34] K. Thomas 1976: 221.

[35] In diesem Licht sollte man nach meiner Ansicht die Ausführungen von Max Weber (1905) über die Beziehung zwischen dem Calvinismus und den Ursprüngen des Kapitalismus verstehen. Dass es zwischen Protestantismus, einer Ethik der selbstdisziplinierten Arbeit und dem Wirtschaftswachstum einen Zusammenhang gab, galt zu jener Zeit vielfach als selbstverständlich (Tawney, 1924), aber das Zusammenfließen der drei Faktoren – nordeuropäischer Lebenszyklus-Dienst,

Protestantismus und entstehender Kapitalismus – wurde nur selten untersucht, obwohl sie offensichtlich in großem Umfang zusammenfallen.

[36] Thomas Carlyle: *Past and Present* (London: Chapman and Hall, 1843), 173–174. Es ist interessant, Carlyles Verherrlichung der Arbeit zur Befreiung der Seele von Sorgen Nietzsche gegenüberzustellen, der sie genau aus diesem Grund verurteilte: »Bei der Verherrlichung der ›Arbeit‹, bei dem unermüdlichen Reden vom ›Segen der Arbeit‹ sehe ich denselben Hintergedanken … die Furcht vor allem Individuellen. Im Grunde fühlt man jetzt, beim Anblick der Arbeit – man meint immer dabei jene harte Arbeitsamkeit von früh bis spät –, dass eine solche Arbeit die beste Polizei ist, dass sie jeden im Zaume hält und die Entwicklung der Vernunft, der Begehrlichkeit, des Unabhängigkeitsgelüstes kräftig zu hindern versteht. Denn sie verbraucht außerordentlich viel Nervenkraft und entzieht dieselbe dem Nachdenken, Grübeln, Träumen, Sorgen, Lieben, Hassen« (*Morgenröte*, 1881, 1129). Man fragt sich, ob dies eine direkte Antwort auf Carlyle ist.

[37] Carlyle: *Past and Present*, 175. Große Teile des Aufsatzes sind eine Verurteilung des Kapitalismus als »Mammonismus«, und wie so viele Werke aus dem 19. Jahrhundert klingt er für moderne Ohren unbestimmt marxistisch, obwohl er zu konservativen Schlussfolgerungen gelangt: »Arbeit ist kein Teufel, selbst wenn er sich im Mammonismus verbirgt; Arbeit ist immer ein gefangener Gott, der sich bewusst oder

unbewusst windet, um dem Mammonismus zu entkommen!« (257).

[38] John Cazenove: *Outlines of Political Economy; Being a Plain and Short View of the Laws Relating to the Production, Distribution and Consumption of Wealth* (London: J. Richardson, 1832), 21–22. Soweit mir bekannt ist, findet sich die erste Erwähnung der Arbeitswerttheorie als Argument dafür, dass Arbeiter von ihren Arbeitgebern ausgebeutet werden, in einer Kampfschrift mit dem Titel *The Rights of Nature Against the Usurpations of Establishments*, die der britische Jakobiner John Thelwall 1796 verfasste.

[39] Aus Edward Pessen: *Most Uncommon Jacksonians. The Radical Leaders of the Early Labor Movement* (Albany, NY: SUNY Press, 1967), 174: Falers Studie (1981) über die Ortschaft Lynn in Massachusetts von 1780 bis 1860 dokumentiert ausführlich, in welchem Ausmaß die Arbeitswerttheorie noch fast ein Jahrhundert nach der Revolution den Rahmen für die öffentliche Debatte bildete.

[40] Marx' Arbeiten selbst waren beispielsweise zu jener Zeit in den Vereinigten Staaten nur wenig bekannt, aber nicht vollständig unbekannt – Marx selbst arbeitete als freier Zeitungskommentator und veröffentlichte in den US-Zeitungen jener Zeit häufig Kolumnen. In seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Arbeitervereinigung schrieb er wenige Jahre später, nämlich 1865, auch direkt an Lincoln und informierte ihn über seine Analyse der Lage in Amerika; Lincoln

las den Brief zwar offenbar, ließ ihn aber von einem seiner Mitarbeiter beantworten.

[41] Schon 1845 argumentierte Mike Walsh, ein Abgeordneter im Bundesstaat New York, ausdrücklich antikapitalistisch: »Was ist das Kapital anderes als jene alles verschlingende Macht, die durch Betrug, Habgier und Boshaftigkeit aus der Arbeitskraft dieses und aller vergangenen Zeitalter herausgepresst wurde.« In Noel Ignatiev: *How the Irish Became White* (New York, Routledge, 2008), 149.

[42] E. P. Goodwin: *Home Missionary Sermon* (1880), in Josiah Strong: *Our Country. Its Possible Future and Its Present Crisis* (New York: Baker & Taylor, 1891), 159. Denis Kearney war zu jener Zeit ein kalifornischer Arbeiterführer; im Gedächtnis blieb er vor allem mit seinem Feldzug gegen die Einwanderung der Chinesen, und Robert Ingersoll, der Autor allgemein bekannter Zurückweisungen der Bibel, kennt man heute vorwiegend aus zweiter Hand durch die Argumente von Clarence Darrow gegen die wörtliche Interpretation des Ersten Buches Mose in dem Theaterstück *Inherit the Wind*, die offenbar unmittelbar aus Ingersolls Schriften entnommen wurde. Hier kann ich persönliche Erfahrungen beisteuern: Mein Großvater Gustavus Adolphus (»Dolly«) Graeber wurde wegen der langen Generationszeiten in meiner Familie schon vor dem US-Bürgerkrieg geboren und arbeitete genau zu der Zeit, als Goodwin schrieb, viele Jahre als Musiker im Neuland des Westens – er steht in dem Ruf, die

Mandoline in die amerikanische Musik eingeführt zu haben; wie mein Vater mir einmal erzählte, war er »ein Ingersoll-Mann« und demnach überzeugter Atheist. Marxist war er nie, aber mein Vater wurde später einer.

[43] Der Film *Der Schatz der Sierra Madre* basiert auf einem Roman mit dem gleichen Titel von B. Traven; dieses Pseudonym trug ein deutscher anarchistischer Romanautor, der aus seinem eigenen Land geflohen war und die meisten Lebensjahre im Süden Mexikos verbrachte. Seine wahre Identität ist bis heute Gegenstand der Spekulation.

[44] Als beispielsweise eine Gruppe von Geschäftsleuten aus Amherst in Massachusetts im Jahr 1837 ein Transportunternehmen mit begrenzter Haftung gründen wollte, widersprach eine Gruppe reisender Handwerksgesellen in einer Petition mit der Begründung, »sie freuten sich als reisende Gesellen, ihre eigenen Herren zu seien, und sie wollten den von ihnen geschaffenen Wert nicht anderen überlassen«. Sie erklärten: »Gesellschaften legen Mittel in die Hände unerfahrener Kapitalisten, mit denen sie uns die Profite unserer Kunst wegnehmen, die zu erwerben uns jahrelange Arbeit gekostet hat und die zu genießen wir für unser ausschließliches Privileg halten.« (Hanlon 2016: 57). Gewöhnlich wurden solche Ansinnen nur genehmigt, wenn die Firma sich der Beschaffung und Instandhaltung öffentlicher Einrichtungen widmen wollte, die von offenkundigem Nutzen waren, wie Eisenbahnlinien oder Kanäle.

[45] Durrenberger und Doukas 2008: 216–217.

[46] 1974: 246.

[47] Gewisse Diskussionen gibt es um die Frage, in welchem Umfang die Arbeit in der mittelalterlichen christlichen Theologie als Nachahmung der göttlichen Schöpfung und als Mittel zur Vervollkommnung des Ichs betrachtet wurde (Ehmer und Lis 2009: 10–15), aber offenbar waren beide Prinzipien von Anfang an vorhanden.

[48] Klassische Studien sind unter anderem Kraus, Côté und Keltner (2010) sowie Stellar, Manzo, Kraus und Keltner (2011).

[49] Deshalb kümmern sich Untergebene in der Regel auch mehr um ihre Vorgesetzten als umgekehrt; das Gleiche gilt für nahezu alle Beziehungen mit struktureller Ungleichheit: Männer und Frauen, Reich und Arm, Schwarze und Weiße und so weiter. Mir schien dies immer eine der wichtigsten Kräfte zu sein, welche die Beibehaltung solcher Ungleichheiten möglich macht. (Ich habe das Thema an verschiedenen Orten erörtert; neugierige Leser sollten das zweite Kapitel von Graeber: *Utopia of Rules* [dt. *Bürokratie*] konsultieren.)

[50] So betrachtet, sind beispielsweise Geld, Märkte und Finanzwesen nur Wege, auf denen Fremde uns mitteilen, was ihnen wichtig ist, denn wir achten darauf, dass solche Fürsorge angemessen gelenkt wird; daraus wiederum geht hervor, dass das heutige Bankwesen schlicht eine schlechte Form von Betreuungsarbeit ist, weil es in die falsche Richtung zielt.

[51] Das Buch erhielt 2010 schließlich den neuen Titel *Crack Capitalism*, den ich immer für schlechter hielt.

[52] Eine häufig zitierte Passage aus *Working* von Studs Terkel lautet: »Wenn ein Typ kein Idiot ist, denkt er nie über die Arbeit nach oder redet darüber. Vielleicht über Baseball, oder wie er neulich abends betrunken war oder wie er flachgelegt wurde oder nicht flachgelegt wurde. Ich sage, nur einer von hundert findet die Arbeit wirklich spannend« (1972); gleichzeitig heißt es aber in der gleichen Aussage auch: »Irgendjemand muss diese Arbeit tun. Wenn mein Kind irgendwann zum College geht, möchte ich, dass es ein wenig Respekt hat« (1972).

[53] Gini und Sullivan 1987: 649, 651, 654.

[54] Die klassische Studie zu diesem Phänomen ist die von Noel Ignatiev: *How the Irish Became White* (1995).

[55] Die Formel wurde später verkürzt auf »der größte Nutzen für die größte Zahl«, aber ursprünglich stützte sich Benthams Theorie auf eine hedonistische Berechnung, und darauf antwortete Carlyle.

[56] Carlyle 1843: 134.

[57] Carlyle 1843: 132.

Kapitel 7

Welche politischen Auswirkungen haben die Bullshit-Jobs? Lässt sich an der Situation etwas ändern?

[1] Üb. v. H. u. A. Schmitz; Zürich: Diogenes 1978, 161.

[2] Üb. v. K. Ziegler; in *Von großen Griechen und Römern*; München: dtv/Artemis, 1991, 224.

[3] Matthew Kopka: »Bailing Out Wall Street While the Ship of State is Sinking? (Part 2)«. *The Gleaner*, 25. Januar 2010, http://jamaica-gleaner.com/gleaner/20100125/news/news5.html, abgerufen am 22. Juli 2017. Nach einer Behauptung, die damals häufig die Runde machte, verdienten Autoarbeiter bis zu 75 Dollar in der Stunde, aber diese Zahl war eine PR-Aussage der Industrie, in der die Gesamtkosten aller Löhne, Sozialleistungen und Pensionen aller Arbeiter einbezogen waren, die man dann durch die Gesamtzahl der tatsächlichen Arbeitsstunden dividiert hatte. Wenn man auf diese Weise rechnet, könnte man natürlich behaupten, nahezu jeder Arbeiter in jeder Branche würde das Doppelte oder Dreifache des tatsächlichen Stundenlohns verdienen.

[4] Der zweite Grund: Die Fabrikarbeiter waren alle an einem Ort konzentriert, was eine gemeinsame Organisation einfach machte. Deshalb konnten sie mit Streiks drohen, die schwerwiegende Auswirkungen auf die Wirtschaft hatten.

[5] Eli Horowitz: »No Offense Meant to Individuals Who Work With Bovine Feces«, http://rustbeltphilosophy.blogspot.co.uk/2013/08/no-offense-meant-to-individuals-who.html, abgerufen am 31. August 2013.

[6] Die folgenden Ausführungen sind im Wesentlichen einem Aufsatz entnommen, der in größerer Länge

erschienen ist als »Introduction. The Political Metaphysics of Stupidity« in *The Commoner* (www.thecommoner.org.uk), Frühjahr 2005, und als kürzere Version in *Harper's* unter dem Titel »An Army of Altruists. On the Alienated Right to Do Good«, *Harper's*, Januar 2007, 31–38.

[7] Sofern nicht genügend Kinder aus privilegierten Schichten vorhanden sind – Eliten bringen fast nie so viele Nachkommen zur Welt, dass sie sich demografisch erhalten könnten –, gehen die Stellen wahrscheinlich an die begabtesten Kinder von Einwanderern. Wenn leitende Manager bei der Bank of America oder Enron vor dem gleichen Problem stehen, rekrutieren sie den Nachwuchs eher von ärmeren Weißen, die sind wie sie selbst. Teilweise ist das auf Rassismus zurückzuführen, teilweise liegt es aber auch daran, dass Großunternehmen meist ein im weitesten Sinne antiintellektuelles Klima fördern. An der Yale University, an der ich früher gearbeitet habe, ist allgemein bekannt, dass Werber aus Unternehmen die »B«-Studierenden bevorzugen, weil das mit größerer Wahrscheinlichkeit Menschen sind, »mit denen sie sich wohlfühlen«.

[8] Es wurden große Anstrengungen unternommen, damit man den Gedanken, dass Betreuungsaufgaben nicht von Maschinen übernommen werden können oder sollten, normal findet, aber ich glaube nicht, dass man damit Erfolg hatte oder auf lange Sicht Erfolg haben kann.

[9] In diesem Zusammenhang ist interessant, dass Vonnegut sich tatsächlich unmittelbar nach dem Krieg an der Universität Chicago für einen Master-Abschluss in Anthropologie eingeschrieben hatte, aber er schloss seine Examensarbeit nie ab. Das ist zweifellos eine Erklärung dafür, warum eine der Hauptfiguren in dem Buch ein Anthropologe ist. Hätte er fleißiger studiert, wäre ihm vielleicht klar geworden, dass sein Ausgangsgedanke – nämlich dass Arbeiter nicht in der Lage wären, mit zu viel Freizeit umzugehen – zutiefst fehlerhaft war. (Ray Fogelson war zu jener Zeit dort und erzählte mir, er sei viele Jahre später mit einer so offenkundig fehlerhaften Dissertation gekommen, dass die Abteilung in einem Dilemma steckte; also entschloss man sich, ihm den Abschluss stattdessen für *Die Katzenwiege* zu geben.)

[10] Die größte Wahrscheinlichkeit besteht bei Nummer 702 für Telefonverkäufer; die geringste (Nummer 1) für Freizeittherapeuten; Anthropologen wie ich sind bei Nummer 32 noch ziemlich sicher. Siehe Osborne und Fry (2017) – die ursprüngliche Online-Version des Artikels erschien 2013 und fand zu jener Zeit in den Medien große Aufmerksamkeit.

[11] Stanislaw Lem: *Memoirs of a Space Traveler. The Further Reminiscences of Ijon Tichy* (Evanston, IL: Northwestern University Press), 1981 [1971]: 19–20. [dt. *Sterntagebücher*. Üb. v. C. Rymarowicz. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2003, 299–300].

[12] Lem verfasste seine Werke in den 1970er Jahren im damals noch sozialistischen Polen; aber was es auch

bedeuten mag – seine Satire über den Stalinismus ist ebenso gnadenlos. Auf einer anderen Reise findet Ijon Tichy sich auf einem Planeten wieder, der von einer riesigen Bewässerungsbürokratie beherrscht wird; diese ist so in ihrer Aufgabe gefangen, dass sie die Ideologie entwickelt hat, Menschen würden in ihrer natürlichen Evolution zu Fischen werden. Die Bewohner werden gezwungen, jeden Tag während einer immer größeren Zahl von Stunden das »Wasseratmen« zu üben.

[13] Man muss daran denken, dass selbst mittelalterliche Leibeigene nicht einmal annähernd eine 40-Stunden-Arbeitswoche hatten.

[14] Ich werde hier nicht die in manchen Kreisen vertretenen Argumente würdigen, wonach eine Verringerung der Arbeitszeit zu einer Zunahme von Verbrechen, ungesundem Verhalten und anderen negativen gesellschaftlichen Auswirkungen führen würde. Ich bin mir sicher, dass man die gleichen Argumente auch gegen die Befreiung der Sklaven hätte anführen können, und wahrscheinlich geschah das auch. Für mich stehen sie auf der gleichen moralischen Stufe. Wie unterscheidet sich die Argumentation, man solle Menschen zu 40 Stunden Arbeit in der Woche zwingen – auch wenn sie sonst nicht so lange arbeiten müssten, weil sie ansonsten trinken, rauchen oder Verbrechen begehen würden –, von der Behauptung, man solle die gesamte Bevölkerung für die gleiche Zeit als Form der Vorbeugehaft ins Gefängnis stecken?

[15] Man könnte es »menschliche Produktion« nennen, und an anderer Stelle habe ich das auch getan, aber in diesem Zusammenhang scheint es mir die falsche Saite anzureißen.

[16] Zweifellos könnte man darüber streiten, wer von wem unter welchen Umständen das meiste Geld bekommen hat, aber Clinton war Präsident, als die Glass-Seagall-Gesetze aufgehoben wurden, sodass die Finanzmärkte »liberalisiert« wurden und der Weg zu der Krise von 2008/2009 sich eröffnete; und Tony Blair war der Erste, der an britischen Universitäten die Studiengebühren einführte.

[17] Frank 2016.

[18] Brown 1983.

[19] Gorz' eigene Worte lauteten: »Das Streben nach höherer Produktivität würde zur Standardisierung und Industrialisierung solcher Tätigkeiten führen, insbesondere jener, die das Füttern, Beaufsichtigen, Großziehenund Erziehen von Kindern beinhalten. Die letzte Insel der individuellen oder gemeinschaftlichen Selbstständigkeit würde verschwinden; Vergesellschaftung, Verwandlung in Ware und Vorprogrammierung würden sich auf die letzten Reste eines selbstbestimmten und selbstgesteuerten Lebens erstrecken. Die Industrialisierung der körperlichen und psychischen Fürsorge und Hygiene, der Kindererziehung, des Kochens oder der Sexualpraktiken durch Heimcomputer ist gerade dazu vorgesehen, kapitalistische Profite aus Tätigkeiten zu erzielen, die bisher der individuellen

Fantasie überlassen bleiben« (Gorz 1997: 84; ursprünglich veröffentlicht 1980 auf Französisch, womit es wirklich sehr prophetisch ist.) Die gezieltere Verbindung mit der Bewegung Wages for Housework findet sich in *Critique of Economic* 2010: 126, 161–164, 222).

[20] Die Details finden sich in Sarath Davala: *Basic Income. A Transformative Policy for India* (London: Bloomsbury Academic Press, 2015).

[21] Die gründlichste aktuelle Untersuchung der derzeitigen Argumente für ein Grundeinkommen findet sich in Standing (2017).

[22] In Wirklichkeit müssten sie in mancherlei Hinsicht erweitert werden. Man kann durchaus die Ansicht vertreten, dass das Grundeinkommen in einer auf Mieten basierenden Wirtschaft nicht funktionieren kann, denn wenn beispielsweise Wohnungen vermietet werden, würden die Vermieter einfach die Miete verdoppeln und so das zusätzliche Einkommen abgreifen. Zumindest müsste man Kontrollen einführen.

[23] Das ist auch der Grund, warum Versionen desselben Programms, in denen das Einkommen an Bedingungen geknüpft ist, oder auch Programme mit Arbeitsplatzgarantie keineswegs Abwandlungen derselben Sache sind, und erst recht sind sie keine »verbesserten Versionen«. Der Schlüssel beim Grundeinkommen ist die Bedingungslosigkeit, denn sie schafft die Möglichkeit, staatliche Eingriffe in das Leben der Bürger massiv zu vermindern. Die angeblich

»abgewandelten« oder »verbesserten« Versionen leisten das entweder nicht, oder sie haben sogar den gegenteiligen Effekt.

[24] Die Moralphilosophie neigt offenbar zu der Annahme, das »Nassauerproblem« sei eine Grundfrage der sozialen Gerechtigkeit und wiege schwerer als die Berücksichtigung der Freiheit der Menschen; deshalb gelangt sie in der Regel zu dem Schluss, dass es gerechtfertigt ist, ein System der Überwachung und des Zwanges aufzubauen, um so zu gewährleisten, dass nicht einmal eine geringe Zahl von Menschen von der Arbeit anderer lebt (es sei denn, sie sind reich – in diesem Fall gilt das in der Regel als völlig in Ordnung.) Meine eigene Position ist die typische Haltung sozialistischer Libertarier: »Und wenn sie es tun – na und?«

[25] Ich habe Foucault nie persönlich kennengelernt, aber meine Beschreibung habe ich von Personen, die mit ihm zusammengetroffen sind.

[26] Manchmal hört man, Foucault habe »Macht« niemals definiert, und es stimmt zumindest, dass er in der Frage häufig ein wenig scheu war; aber wenn er es tat, definierte er Macht als »auf Handeln gerichtetes Handeln« und ihre Ausübung als »auf das Handeln anderer gerichtetes Handeln« (1982: 789). Das ist erstaunlicherweise der klerikalen Tradition näher als alles andere.

[27] Foucault 1988: 18–19.

Bibliografie

Ackroyd, Stephen und Paul Thompson: *Organizational Misbehaviour*. London: Sage, 1999.

Anderson, Perry: *Passages from Antiquity to Feudalism*. London: Verso Press, 1974. [dt. *Von der Antike zum Feudalismus. Spuren der Übergangsgesellschaften.* Üb. v. A. Schweikhart; Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1978].

Applebaum, Herbert: *The Concept of Work. Ancient, Medieval, and Modern* (SUNY Series in the Anthropology of Work). Albany, NY: SUNY Press, 1992.

Arendt, Hannah: *The Human Condition*. Chicago: University of Chicago Press, 1958 [dt. *Vita activa oder Vom tätigen Leben.* Neuausg. München: Piper, 2002].

Baumeister, Roy et al. (1993): 377–394.

Beder, Sharon: *Selling the Work Ethic. From Puritan Pulpit to Corporate* PR. London: Zed Books, 2000.

Black, Bob: »The Abolition of Work«. *The Abolition of Work and Other Essays*. Port Townsend, WA: Loompanics, 1986 [dt. *Die Abschaffung der Arbeit.* Üb. v. D. Kulla. Der Grüne Zweig Nr. 242; Löhrbach: Werner Pieper & Die Grüne Kraft, o. J.].

Bloch, Maurice: *Anthropology and the Cognitive Challenge*. Cambridge: Cambridge University Press, 2012.

Braverman, Harry: *Labor and Monopoly Capital. The Degradation of Work in the Twentieth Century*. New York: Monthly Review Press, 1974 [dt. *Die Arbeit im modernen Produktionsprozess.* Üb. v. K. de Sousa Ferreira; Frankfurt a. M.: Campus, 1977].

Bregman, Rutger: *Utopia for Realists. The Case for Universal Basic Income, Open Borders, and a 15-Hour Workweek*. Amsterdam: The Correspondent, 2016.

Brigden, Susan: »Youth and the English Reformation«. *Past &Present* 95 (1982): 37–67.

Broucek, Francis: »The Sense of Self«. *Bulletin of the Menninger Clinic* 41 (1977): 85–90.

– »Efficacy in Infancy: A Review of Some Experimental Studies and Their Possible Implications to Clinical Theory«. *International Journal of Psycho-Analysis* 60 (1. Januar 1979): 311–316.

Brown, Wilmette: *Black Women and the Peace Movement*. Bristol, UK: Falling Wall Press, 1983.

Brygo, Julien und Olivier Cyran: *Boulots de Merde! Enquête sur l'utilité et la nuisance sociales des métiers*. Paris: La Découverte, 2016.

Budd, John W.: *The Thought of Work*. Ithaca, NY: Cornell University Press, 2011.

Carlyle, Thomas: *Past and Present*. London: Chapman and Hall, 1843 [dt. *Einst und Jetzt.* Üb. v. P. Hensel; Göttingen: Vandenhoek und Ruprecht, 1899].

Chancer, Lynn: *Sadomasochism in Everyday Life. The Dynamics of Power and Powerlessness*. New Brunswick, NJ: Rutgers University Press, 1992.

Clark, Alice: *Working Life of Women in the Seventeenth Century*. London: George Routledge and Sons, 1919.

Cooper, Sheila McIsaac: »Service to Servitude? The Decline and Demise of Life-Cycle Service in England«. *History of the Family* 10 (2005): 367–386.

Davala, Sarath: *Basic Income. A Transformative Policy for India*. London: Bloomsbury Academic Press, 2015.

Doukas, Dimitra: *Worked Over. The Corporate Sabotage of an American Community*. Ithaca, NY: Cornell University Press, 2003.

Durrenberger, E. Paul und Dimitra Doukas: »Gospel of Wealth, Gospel of Work. Counterhegemony in the U. S. Working Class«. *American Anthropologist* (new series) 110, no. 2 (2008): 214–224.

Ehmer, Josef und Catharina Lis: »Introduction. Historical Studies in Perception of Work«. In *The Idea of Work in Europe from Antiquity to Modern Times*, hrsg. v. Ehmer und Lis, 33–70. Farnham, UK: Ashgate, 2009.

Ehrenreich, Barbara: *Fear of Falling. The Inner Life of the Middle Class*. New York: Pantheon, 1989. [dt. *Angst vor dem Absturz. Das Dilemma der Mittelklasse.* Üb. v. W. Heuss; München: Kunstmann, 1992].

Ehrenreich, Barbara und John Ehrenreich: »The Professional-Managerial Class«. *In Between Labor and Capital*, hrsg. v. P. Walker. Boston: South End Press, 1979, 5–45.

Evans-Pritchard, Edvard E.: *The Nuer. A Description of the Modes of Livelihood and Political Institutes of a Nilotic People*. Oxford: Clarendon Press, 1940.

Faler, Paul G.: *Mechanics and Manufacturers in the Early Industrial Revolution. Lynn, Massachusetts, 1780–1860*. Albany, NY: State University of New York Press, 1981.

Finley, Moses I.: *The Ancient Economy*. Berkeley: University of California Press, 1973 [dt. *Die antike Wirtschaft.* Üb. v. A. Wittenburg; München: dtv, 1993].

Fleming, Peter: *The Mythology of Work. How Capitalism Persists Despite Itself*. London: Pluto Press, 2015.

Ford, Martin: *The Rise of the Robots. Technology and the Threat of Mass Unemployment*. London: Oneworld, 2015 [dt. *Aufstieg der Roboter.* Üb. v. M. Schulz; Kulmbach: Plassen, 2016].

Foucault, Michel: »The Subject and Power«. *Critical Inquiry* 8, no. 4 (1982): 777–795.

– *The Final Foucault*. Cambridge, MA: MIT Press, 1988.

Frank, Thomas: *Listen Liberal, Or Whatever Happened to the Party of the People?* New York: Henry Holt, 2016.

Frayne, David: *The Refusal of Work. The Theory and Practice of Resistance to Work*. London: Zed Books, 2015.

Frey, Carl B. und Martin A. Osborne: »The Future of Employment. How Susceptible Are Jobs to Computerisation?« *Technological Forecasting and Social Change* 114 (2017): 254–80.

Fromm, Erich: *Anatomie der menschlichen Destruktivität*. Reinbek: Rowohlt, 1996.

Galbraith, John Kenneth: *American Capitalism. The Concept of Countervailing Power*. Harmondsworth, UK: Penguin, 1963 [dt. *Der amerikanische Kapitalismus im Gleichgewicht der Wirtschaftskräfte.* Stuttgart: Walter, 1956].

– *The New Industrial State*. Harmondsworth, UK: Penguin, 1967. [dt. *Die moderne Industriegesellschaft.* Üb. v. N. Wölfl; München: Droemer/Knaur, 1968].

– *The Affluent Society*. Harmondsworth, UK: Penguin, 1969. [dt. *Gesellschaft im Überfluss*. Üb. v. R. Mühlfenzl; München: Droemer/Knaur 1959].

– »On Post-Keynesian Economics«. *Journal of Post-Keynesian Economics* 1, no. 1 (1978): 8–11.

Gini, Al: »Work, Identity and Self. How We Are Formed by the Work We Do«. *Journal of Business Ethics* 17 (1998): 707–14.

– *My Work, My Self. Work and the Creation of the Modern Individual*. London: Routledge, 2012.

Gini, Al und Terry Sullivan: »Work. The Process and the Person«. *Journal of Business Ethics* 6 (1987): 649–655.

Ginsberg, Benjamin: *The Fall of the Faculty*. New York: Oxford University Press, 2013.

Glenn, Joshua und Mark Kingwell: *The Wage Slave's Glossary*. Windsor, Can.: Biblioasis, 2011.

Gorz, André: *Farewell to the Working Class. An Essay on Postindustrial Socialism*. London: Pluto, 1997.

– *Critique of Economic Reason*. London: Verso, 2010 [dt. *Kritik der ökonomischen Vernunft.* Üb. v. O. Kallscheuer; Hamburg: Rotpunktverlag, 1994].

Graeber, David: »Manners, Deference and Private Property«. *Comparative Studies in Society and History* 39, no. 4 (1997): 694–728.

– *Debt. The First 5,000 Years*. Brooklyn, NY: Melville House, 2011 [dt. *Schulden. Die ersten 5000 Jahre.* Üb. v. U. Schäfer, H. Freundl u. S. Gebauer; Stuttgart: Klett-Cotta, 2014].
– »Of Flying Cars and the Declining Rate of Profit«. *Baffler*, no. 19 (Frühjahr 2012): 66–84.
– *The Utopia of Rules. Technology, Stupidity, and the Secret Joys of Bureaucracy*. Brooklyn, NY: Melville House, 2015 [dt. *Bürokratie. Die Utopie der Regeln.* Üb. v. H. Freundl u. H. Dedekind; Stuttgart: Klett-Cotta, 2016].
Gutman, Herbert G.: »Protestantism and the American Labor Movement. The Christian Spirit in the Gilded Age«. *American Historical Review* 72 (1966): 74–101.
Hajnal, John: »European Marriage Patterns in Perspective«. In *Population in History. Essays in Historical Demography*, hrsg. v. D. V. Glass und D. E. C. Eversley, 101–43. London: Edward Arnold, 1965.
– »Two Kinds of Preindustrial Household Formation System«. *Population and Development Review* 8, no. 3 (September 1982): 449–494.
Hanlon, Gerald: *The Dark Side of Management. A Secret History of Management Theory*. London: Routledge, 2016.
Hardt, Michael und Antonio Negri: *The Labor of Dionysus. A Critique of the State Form*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 1994.
– *Empire*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 2000 [dt. *Empire. Die neue Weltordnung.* Üb. v. T. Atzert u. A. Wirthensohn; Frankfurt a. M.: Campus, 2017 (Online-Ressource)].
Hayes, Robert M.: »A Simplified Model for the Fine Structure of National Information Economies«. In *Proceedings of* NIT *1992. The Fifth International Conference on New Information Technology*, 175–194.
Hochschild, Arlie Russell: *The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling*. Berkeley: University of California Press, 2012 [dt. *Das gekaufte Herz. Die Kommerzialisierung der Gefühle.* Üb. v. E. v. Kardorff; Frankfurt a. M.: Campus, 2006].
Holloway, John: *Crack Capitalism*. London: Pluto Press, 2010. [dt. *Kapitalismus aufbrechen.* Üb. v. M. Stoetzler; Münster: Westfälisches Dampfboot, 2010].
Ignatiev, Noel: *How the Irish Became White*. New York: Routledge, 1995.
Kazin, Michael: *The Populist Persuasion. An American History*. New York: Basic Books, 1995.
Keen, Steve: *Debunking Economics. The Naked Emperor Dethroned?* London: Zed, 2011.
Klein, G. S.: »The Vital Pleasures«. *Psychoanalytic Theory. An Exploration of Essentials*, hrsg. v. M. M. Gill and Leo Roseberger, 210–238. New York: International Universities Press, 1967.
Kraus, M. W. et al. (2010): 1716–1723.

Kussmaul, Anne: *Servants in Husbandry in Early-Modern England*. Cambridge: Cambridge University Press, 1981.

Laslett, Peter: »Characteristics of the Western Family Considered over Time«. In *Household and Family in Past Times*, hrsg. v. P. Laslett und R. Wall. Cambridge: Cambridge University Press, 1972.

– *Family Life and Illicit Love in Earlier Generations*. Cambridge: Cambridge University Press, 1977.

– »Family and Household as Work Group and Kin Group«. In *Family Forms in Historic Europe*, hrsg. v. R. Wall. Cambridge: Cambridge University Press, 1983.

– *The World We Have Lost Further Explored. England Before the Industrial Revolution*. New York: Charles Scribner's Sons, 1984.

Lazerow, Jana: *Religion and the Working Class in Antebellum America*. Washington, DC: Smithsonian Institution Press, 1995.

Lazzarato, Maurizio: »Immaterial Labor«. In *Radical Thought in Italy*, hrsg. v. Paolo Virno and Michael Hardt, 133–147. Minneapolis: University of Minnesota Press, 1996.

Le Goff, Jacques: *Time, Work and Culture in the Middle Ages*. Chicago: University of Chicago Press, 1982.

Lockwood, Benjamin B., Charles G. Nathanson und Glen E. Weyl: »Taxation and the Allocation of Talent«. *Journal of Political Economy* 125, no. 5 (Oktober 2017): 1635–1682, www.journals.uchicago.edu/doi/full/10.1086/693393.

Maier, Corinne: *Bonjour Paresse. De l'art et la nécessité d'en faire le moins possible en entreprise*. Paris: Editions Michalon, 2004 [dt. *Die Entdeckung der Faulheit. Von der Kunst, bei der Arbeit möglichst wenig zu tun.* Üb. v. H. v. Laak; München: Goldmann, 2005].

Mills, C. Wright: *White Collar. The American Middle Classes*. New York: Galaxy Books, 1951. [dt. *Menschen im Büro. Ein Beitrag zur Soziologie der Angestellten.* Üb. v. B. Engelmann; Köln-Deutz: Bund, 1955].

Morse, Nancy und Robert Weiss: »The Function and Meaning of Work«. *American Sociological Review* 20, no. 2 (1966): 191–198.

Nietzsche, Friedrich: *Morgenröte.* In Friedrich Nietzsche: *Werke in drei Bänden*. München, 1954; Bd. 1, 1129–1130.

Orr, Yancey und Raymond Orr: »The Death of Socrates. Managerialism, Metrics and Bureaucratization in Universities«. *Australian Universities Review* 58, no. 2 (2016): 15–25.

Pagels, Elaine: *Adam, Eve and the Serpent*. New York: Vintage Books, 1988 [dt. *Adam, Eva und die Schlange. Die Theologie der Sünde.* Üb. v. K. Neff; Reinbek: Rowohlt, 1991].

Paulsen, Roland: *Empty Labor. Idleness and Workplace Resistance*. Cambridge: Cambridge University Press, 2014.

Pessen, Edward: *Most Uncommon Jacksonians. The Radical Leaders of the Early Labor Movement*. Albany, NY: SUNY Press, 1967.
Ray, Benjamin C.: *Myth, Ritual and Kingship in Buganda*. London: Oxford University Press, 1991.
Rediker, Marcus: *The Slave Ship. A Human History*. London: Penguin, 2004.
Reich, Robert: *The Work of Nations. Preparing Ourselves for 21st Century Capitalism*. New York: Alfred A. Knopf, 1992 [dt. *Die neue Weltwirtschaft. Das Ende der nationalen Ökonomie*. Üb. v. H.-U. Seebohm; Frankfurt a. M.: Ullstein, 1993].
Russell, Bertrand: *In Praise of Idleness*. London: Unwin Hyman, 1935 [dt. *Lob des Müßiggangs*. Üb. v. E. Fischer-Wernecke; München: dtv, 2002.
Schmidt, Jeff: *Disciplined Minds. A Critical Look at Salaried Professionals and the Soul-Battering System That Shapes Their Lives*. London: Rowman & Littlefield, 2001.
Sennett, Richard: *The Fall of Public Man*. London: Penguin, 2003 [dt. *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität.* Üb. v. R. Kaiser; Berlin: Berlin Verlag Taschenbuch, 2008].
– *Respect. The Formation of Character in an Age of Inequality*. London: Penguin, 2004 [dt. *Respekt im Zeitalter der Ungleichheit*. Üb. v. M. Bischoff; Berlin: Berlin Verlag Taschenbuch, 2004].
– *The Corrosion of Character. The Personal Consequences of Work in the New Capitalism*. New York: Norton, 2008 [dt. *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus.* Üb. v. M. Richter; Berlin: Berlin Verlag Taschenbuch, 2006].
– *The Craftsman*. New York: Penguin, 2009 [dt. *Handwerk.* Üb. v. M. Bischoff; Berlin: Berlin Verlag, 2008].
Standing, Guy: *The Precariat. The New Dangerous Class* (Bloomsbury Revelations). London: Bloomsbury Academic Press, 2016. [dt. *Prekariat. Die neue explosive Klasse.* Üb. v. S. Wunderlich; Münster: Unrast, 2015].
– *Basic Income. And How We Can Make It Happen*. London: Pelican, 2017.
Starkey, David: »Representation Through Intimacy. A Study in the Symbolism of Monarchy and Court Office in Early Modern England«. In *Symbols and Sentiments. Cross-Cultural Studies in Symbolism*, hrsg. v. Ioan Lewis, 187–224. London: Academic Press, 1977.
Stellar, Jennifer, Vida Manzo, Michael Kraus und Dacher Keltner: »Class and Compassion. Socioeconomic Factors Predict Responses to Suffering«. *Emotion* 12, no. 3 (2011): 1–11.
Stone, Lawrence: *The Family, Sex and Marriage in England, 1500–1800*. London: Weidenfeld and Nicolson, 1977.
Summers, John: *The Politics of Truth. Selected Writings of C. Wright Mills*. Oxford: Oxford University Press, 2008.

Tawney, R. H.: *Religion and the Rise of Capitalism*. New York: Harcourt, Brace & World, 1924 [dt. *Religion und Frühkapitalismus. Eine historische Studie*. Üb. v. M. Moser; Bern: Francke, 1946].

Terkel, Studs: *Working. People Talk About What They Do All Day and How They Feel About What They Do*. New York: New Press, 1972.

Thomas, Keith: *Religion and the Decline of Magic*. New York: Scribner Press, 1971.

– »Age and Authority in Early Modern England«. *Proceedings of the British Academy* 62 (1976): 1–46.

– *The Oxford Book of Work*. Oxford: Oxford University Press, 1999.

Thompson, Edvard P.: *The Making of the English Working Class*. London: Victor Gollancz, 1963. [dt. *Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse*. Üb. v. L. Eidenbenz u. a.; Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987].

– »Time, Work Discipline and Industrial Capitalism«. *Past & Present* 38 (1967): 56–97.

Thompson, Paul. *The Nature of Work. An Introduction to Debates on the Labor Process*. London: MacMillan, 1983.

Veltman, Andrea: *Meaningful Work*. Oxford: Oxford University Press, 2016.

Wall, Richard: *Family Forms in Historic Europe*. Cambridge: Cambridge University Press, 1983.

Weber, Max: *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. Vollständige Ausgabe München: Beck, 2010.

Weeks, Kathi: *The Problem with Work. Feminism, Marxism, Antiwork Politics, and Postwork Imaginaries*. Durham, NC: Duke University Press, 2011.

Western, Mark und Erik Olin Wright: »The Permeability of Class Boundaries to Intergenerational Mobility Among Men in the United States, Canada, Norway, and Sweden«. *American Sociological Review* 59, no. 4 (August 1994): 606–629.

White, R.: »Motivation Reconsidered. The Concept of Competence«. *Psychological Revue* 66 (1959): 297–333.

Williams, Eric: *Capitalism and Slavery*. New York: Capricorn Books, 1966.

Wood, Ellen Meiksins: *The Origins of Capitalism. A Longer View*. London: Verso, 2002 [dt. *Der Ursprung des Kapitalismus. Eine Spurensuche.* Üb. v. H. Etzbach; Hamburg: Laika, 2015].

Autoreninfo

David Graeber, geboren 1961 in den Vereinigten Staaten, war bis zu seiner umstrittenen Entlassung 2007 Professor für Anthropologie an der Yale University. Heute unterrichtet er an der London School of Economics. Er ist bekennender Anarchist und Mitglied der »Industrial Workers of the World«. Graeber ist ein Vordenker der Occupy-Bewegung und Autor des Weltbestsellers »Schulden. Die ersten 5000 Jahre.«